Vermischte Schriften,

religiösen, philosophischen, politischen

und

literarischen Inhalts.

Von

Jacob Balmes.

Nach dem Französischen des J. Bareille übersetzt und mit einem Vorwort begleitet

von

Joseph Borscht,

königlichem Gymnasialprofessor zu Speyer.

Erster Theil.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1855.

Vorwort.

Wir glauben einem Wunsche unserer Leser zuvorzukommen, wenn wir die nachfolgenden Abhandlungen mit einer kurzen Skizze der Lebensverhältnisse ihres berühmten Verfassers einleiten: denn bei geistigen Erzeugnissen so gediegener Art, wie die vorliegenden, können wir uns, wie die Erfahrung lehrt, nie des Verlangens erwehren, die Lebensentfaltung großer Geister selber näher*) kennen zu lernen, denen wir so viel verdanken.

Jakob Balmes wurde von zwar armen, aber frommen und verständigen Eltern den 28. August 1810 zu Vich in Katalonien geboren. Sein Vater war seines Handwerks ein Kürschner und seine Mutter eine ebenso sehr

*) Anmerkung. Wir glauben uns aber hiebei um so kürzer fassen zu können, als in den Werken: „Blanche-Raffin, Jacob Balmes, sein Leben und seine Werke. Uebersetzt von F. X. Karker," und „Briefe an einen Zweifler von Jacob Balmes. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Franz Lorinser, Spiritual des Priesterseminars zu Breslau," welche 1852 in demselben Verlage erschienen, ausführliche Lebensbeschreibungen enthalten sind, worauf wir diejenigen verweisen, welche über diesen gelehrten Spanier etwas Genaueres erfahren wollen.

durch ihren energischen Charakter, als durch ein tiefes religiöses Gefühl ausgezeichnete Frau, die nur dem lieben Gott und ihrer Familie lebte, wobei sie hauptsächlich auf eine gute und christliche Erziehung ihrer Kinder bedacht war. Schon als Knabe zeigte Balmes eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes und Charakters, die jedoch frühzeitig durch die ihm eingepflanzte Religiosität eine ernste Richtung erhielt. Ungefähr sieben Jahre alt, begann er das Studium der lateinischen Sprache in dem bischöflichen Seminar seiner Vaterstadt. Dreizehn Jahre alt, fing er das Studium der Philosophie an, während dessen dreijährigem Kurs ihm wegen der Mittellosigkeit seiner Eltern, und wegen der vielen vortrefflichen Eigenschaften, wodurch er sich unter seinen Mitschülern auszeichnete, außer vielen andern Wohlthaten und Unterstützungen ein Benefizium zu Theil ward. Nach Beendigung seiner philosophischen Studien erhielt er im Jahre 1826, also sechzehn Jahre alt, durch die Güte und das Wohlwollen seines Bischofes, eine Freistelle im Kollegium des heiligen Karl Borromäus bei der (jetzt aufgehobenen) Universität von Cervera. In seinem siebenzehnten Lebensjahre überfiel ihn eine gefährliche Brustkrankheit, welche den Keim zu der Krankheit bildete, die seinem Leben ein so frühes Ende machen sollte.

Nachdem er sieben Jahre seiner Ausbildung und darunter vier dem ausschließlichen Studium des heil. Thomas von Aquin gewidmet hatte, verließ er, dreiundzwanzig Jahre alt, mit dem Grade eines Licentiaten der Theologie 1833 die Universität und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er sich durch Exercitien von hundert Tagen zu seiner Priesterweihe vorbereitete. Hierauf kehrte er auf den Wunsch

seines Bischofes zur Fortsetzung seiner Studien und zur weitern Entwickelung seiner glücklichen Talente wieder nach Cervera zurück, wo er auf's Neue zwei Jahre verweilte, dann mit dem Ehren-Doctordiplom 1835 sich nach Vich begab und hier zwei Jahre in der Zurückgezogenheit und in Privatstudien zubrachte, während er sein Leben durch einige schlecht bezahlte Privatstunden fristete, bis er daselbst die neu errichtete Stelle eines Professors der Mathematik erhielt. Später ging er auf den Rath seiner Freunde nach Barcelona, wo er zwei Zeitschriften herausgab, und sich außerdem mit literarischen Arbeiten beschäftigte, die er in Broschüren erscheinen ließ.

Nach Espartero's Sturz wurde Balmes nach Madrid berufen, da er sich durch seine politischen Schriften bereits einen großen Namen erworben hatte, und kam hier mit den ausgezeichnetsten Männern in Verbindung. Für das geeignetste Mittel, die zwei feindlichen Parteien seines armen Vaterlandes, die Christinos und die Karlisten zu versöhnen, und so seiner unglücklichen Heimath einen dauerhaften Frieden zu geben, hielt er die Vermählung der jugendlichen Königin Isabella mit dem ältesten Sohne des Don Carlos. Um diesen Plan zur Ausführung zu bringen, reiste Balmes zu Don Carlos und brachte ihn wirklich dahin, daß er dem Königstitel entsagte, und seine Rechte auf seinen Sohn übertrug. Allein der gutgemeinte Plan scheiterte an der Intrigue des französischen Hofes. Voll Schmerz über das Mißlingen seines Lieblingswunsches verließ er Madrid und zog sich in seine Provinz zurück, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, und seine philosophischen Werke: Philosophia fundamental und Philosophia elemental schrieb.

Da die Schwäche seiner Gesundheit zunahm, ging Balmes im Jahre 1848 nach seiner Vaterstadt, wo er in dem Hause eines seiner Freunde in Folge einer Lungenschwindsucht am 29. Juli 1848, noch nicht ganz achtunddreißig Jahre alt, verschied und seine Seele seinem Schöpfer zurück gab.

Balmes hatte es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, die katholische Religion gegen die vielseitigen Angriffe, denen sie von Seiten ihrer Gegner ausgesetzt ist, zu vertheidigen, namentlich war er ein glühender und gediegener Vorkämpfer der Würde und Rechte des Primates. Aber nicht allein für die katholische Religion trat er in die Schranken, sondern er glühte auch von der den Spaniern so eigenthümlichen Vaterlandsliebe, und die wirklich beklagenswerthen Zustände seiner Heimath gaben ihm vielfache Gelegenheit, seinen Patriotismus zu bethätigen und seinen tiefen Blick in die Gebiete der Politik zu offenbaren. Zwar hat er sich während des Bürgerkrieges ruhig verhalten, allein nach dem Sieg der Christinos über die Karlisten erkannte er nur in Don Carlos den legitimen König, wiewohl er das Bestehende ehrte, und sich in seinen Schriften niemals gegen die Königin Isabella aussprach. Ohne Scheu aber geißelte er die Ehrgeizigen, welche das königliche Ansehen mißbrauchten, um ihre Leidenschaften zu befriedigen. Besonderes Aufsehen erregte seine Broschüre: Soziale, politische und ökonomische Betrachtungen über die Güter des Clerus, so wie die zweite: Betrachtungen über die Lage Spaniens, die hauptsächlich gegen Espartero gerichtet war, obgleich dieser damals auf dem Gipfel seiner Macht stand. Balmes hatte deßhalb auch während dessen Regentschaft eine strenge

Ueberwachung zu ertragen; dafür aber wurde er nach dem Sturze des Regenten durch die Auszeichnung von Seiten der geachtetsten und redlichsten Staatsmänner entschädigt. Was er aber für Spanien befürchtet, ist leider! nur zu sehr eingetroffen. Zwar erlebte Balmes noch die folgenreiche Revolution, welche im Jahre 1848 von Frankreich ausging, und wie eine kontagiöse Krankheit mit beispielloser Schnelligkeit über die einzelnen Staaten Deutschlands und Italiens sich verbreitete, die Früchte aber, welche sie im Jahre 1849 trug, sollte er nicht mehr sehen und zu beklagen haben.

Wenn schon der französische Uebersetzer für nöthig hielt, so viel als möglich eine wortgetreue Uebersetzung zu geben, damit man so den Geist des Schriftstellers desto leichter aus seiner Sprache und Darstellungsweise kennen lerne: so glaubten wir uns um so mehr aus demselben Grunde an unser Original halten zu müssen, insofern es der Geist der deutschen Sprache gestattete. Jedenfalls bitten wir, unsern guten Willen nicht zu verkennen, und das Werk wohlwollend zu beurtheilen.

Was die Stellen der heiligen Schrift anbelangt, auf welche sich der Verfasser hin und wieder bezieht, so haben wir sie nach der neuen trefflichen Uebersetzung von Reischl und Loch*) gegeben, auf welche aufmerksam zu machen

*) Die heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes nach der Vulgata mit steter Vergleichung des Grundtextes übersetzt und erläutert von Dr. Valentin Loch, Professor der Exegese am königl. Lyceum zu Amberg, und Dr. Wilhelm Reischl, Professor der Dogmatik am königl. Lyceum zu Amberg. Mit Approbationen. Regensburg. Verlag von G. J. Manz.

wir uns um so mehr verpflichtet fühlen, als dieselbe noch lange nicht jene Anerkennung und Verbreitung gefunden, wie sie eine so gediegene, streng wissenschaftliche und kirchliche Arbeit verdient.

Die Wissenschaft und Gesellschaft.

I.

Es gibt Leute, die nur in der Vergangenheit leben, andere dagegen, die für die Zukunft schwärmen; die einen wie die andern sprechen über die Gegenwart das Todesurtheil; jene erheben bis in den Himmel, was war, diese preisen das, was kommen wird; die ersteren finden ihren Trost in der Erinnerung, die letzteren in ihren Hoffnungen. Wann sie erwägen, was geschehen muß, stoßen die einen einen tiefen Seufzer aus und halten eine Art Leichenrede, während die anderen mit Entzücken und Begeisterung die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßen.

Wir lassen uns aber weder durch diese schwarzen Vorgefühle kleinmüthig machen, noch durch die so verlockenden Hoffnungen der andern verblenden. Adams Nachkommenschaft verfolgt nun einmal ihre mühenvolle Wanderung auf Erden, wohl überzeugt, hienieden Edens verlorne Stätte nicht mehr wieder zu finden, aber auch mit nicht geringerer Zuversicht, nicht mehr in das Chaos zurückzusinken. Wir glauben nicht, daß seine keuchende Brust jemals dem Geier des Prometheus übergeben werden solle. Nach den Schrecken des Sturmes läßt Gott den strahlenden Bogen der Hoffnung in den Wolken glänzen. . . . .

Wir sind überzeugt, daß hierin, sowie in vielen anderen Dingen, auf der einen wie auf der anderen Seite viele Uebertreibungen statt finden; und wir könnten es wirklich auch nicht begreifen, welchen Nutzen es für die Menschheit haben sollte, entweder durch trügerische Versprechungen getäuscht, oder durch düstere Drohungen

in Schrecken gesetzt zu werden. Daher kommt es denn auch, daß der unbesonnene Feuereifer der einen bis zum Uebermaß entflammt wird, während den andern das Blut in den Adern erstarrt. So nach entgegengesetzter Richtung getrieben, verliert die Gesellschaft bei ihrem Hin- und Herzerren eine kostbare Zeit und unersetzliche Kräfte.

Zur Vermehrung der Verwirrung, welche aus diesem Zustande der Geister entsteht, trägt aber nicht gerade am wenigsten bei der gänzliche Mangel an Aufrichtigkeit bei manchen von denen, welche in beiden Lagern kämpfen. Ja, man kann wirklich die Beobachtung machen, daß sie in den von ihnen angeführten Gründen vielmehr damit beschäftigt sind, einen Beweis fest zu stellen, als eine Ueberzeugung auszudrücken. Trauriger Zustand der Begriffe in der gegenwärtigen Zeit! Sie sehen sich zu Werkzeugen des Eigennutzes umgewandelt; man nimmt ihnen die Freiheit, sich mit einer edlen und stolzen Unabhängigkeit auf dem Gebiete der Diskussion auszubreiten. Wenn diese Interessen, welche die Intelligenz in ihren Sold nehmen, allgemeiner Natur wären; wenn sie eine lange Dauer haben, und sich nicht auf eine kleine Anzahl von Personen, auf einzelne Gegenden und auf äußerst kurze Zeiten beschränken würden: so wäre das Uebel doch noch nicht so groß; ja es würde sehr häufig der Fall eintreten, daß über dem Kampfe für die Interessen die Intelligenz sich doch nicht von ihrem natürlichen Gegenstande, nämlich der Wahrheit, entfernen würde. Aber leider geschieht gerade das Gegentheil; die Ideen finden sich in einem erbärmlichen Schlupfwinkel abgeschlossen, drehen und wenden sich um sich selbst in einer Atmosphäre, welche sie erstickt. . . .

In Folge der ungeheuern Ausdehnung, welche alle Diskussionen, sei es in Europa oder in Amerika, der Presse verdanken, sieht man die Fragen über Religion, Philosophie, Politik, Gesetzgebung und Verwaltung fast immer in einem und demselben Punkte sich vereinigen und entwickeln. Sodann, in einer gewissen Weise gelöst, werden sie zum Nutzen oder Schaden einer Partei, eines Systems, einer Institution, ja oft sogar einer einzelnen

Person ausgebeutet; und dieß genügt, um gleich von vorn herein sagen zu können, wie die streitenden Intelligenzen sie lösen werden.

Dieß ist die unvermeidliche Wirkung der sogenannten Opposition, der man in den Augen der Philosophie sogar einen gesetzlichen Anstrich glaubte geben zu müssen, indem man sie als ein nothwendiges Element der Repräsentativ-Regierungen hinstellte. Hätte man sich damit begnügt, sie ein nothwendiges Uebel zu nennen, dem man nicht ausweichen kann, und das übrigens auch manches Gute zu erzeugen im Stande ist, als Ersatz für die Nachtheile, die es mit sich bringt, so hätten wir eine derartige Erklärung noch begreifen können; und vorausgesetzt, wir hätten sie auch nicht vollkommen genügend gefunden, so wäre sie doch wenigstens als vernünftig erschienen. Aber weit entfernt, eine solche Ansicht auszusprechen, nimmt man die Anwendung des Irrthums im Dienste der Opposition als etwas Rechtmäßiges an, oder hält sie wenigstens für entschuldbar; man glaubt gegen die bekannte Wahrheit ankämpfen zu können, sobald der Gegner sie zu seinem Schilde nimmt: eine Lehre, die der Wissenschaft ebenso nachtheilig ist, als der Moral, weil diese Lehre, des falschen Glanzes beraubt, womit man sie umgibt, in Wirklichkeit nichts Anderes ist, als die Apotheose des Unglaubens....

Wir sind weit entfernt, die Wohlthaten der Presse zu verkennen; wir bewundern vielmehr, so sehr als irgend Jemand, diesen elektrischen Leiter, welcher in einem Augenblicke einem Volke, einer Nation, dem ganzen Universum den Gedanken eines Menschen mittheilt; übrigens muß man doch gestehen, daß man niemals einen Mißbrauch sah, der dem gleich kommt, welchen die civilisirten Völker aus diesem Communikationsmittel machen. Die Presse ist eine neue Sprache, eine Sprache des Augenblicks auf der einen Seite, aber auf der andern eine ununterbrochene und allgemeine. Man könnte von ihr ebenfalls sagen, was Talleyrand boshafter Weise von der menschlichen Sprache behauptete: sie sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen.

Man bezeichnet alles Nützliche als ein Gut, und in gleicher Weise Alles, was schadet, als ein Uebel; über eine Ansicht urtheilt

man nicht nach ihrer inneren Wahrheit, sondern nach ihrer Brauchbarkeit und Nutzanwendung. So gibt es demnach ein Ansehen der Doktrinen, wie ein Ansehen der Person, und sowie man bei diesen das Verdienst auf die Seite setzt, um nur die mitgebrachte Empfehlung, oder den Vortheil oder die Neigung zu berücksichtigen, die sie einflößen: ebenso vernachläßigt man bei jenen die Wahrheit, um sich ganz allein mit dem Nutzen zu beschäftigen, den sie gewähren können. Wie man sieht, wird das Nützlichkeitsprinzip auf die Ideen angewendet.

II.

Dieser Mißbrauch zeigt sich ganz besonders in den sozialen, politischen und administrativen Fragen, ohne daß deßwegen die anderen davon ausgenommen wären, und zwar in Folge der zahlreichen Berührungspunkte, die sie mit den ersteren haben. Die Nation, welche in dieser Beziehung das größte Aergerniß gegeben hat, ist die französische; ein Aergerniß, das um so verderblicher ist, als die französischen Schulen einen sehr großen Einfluß, hauptsächlich auf den Süden Europa's ausüben. Die religiösen und politischen Revolutionen Deutschlands, Englands und der anderen nordischen Länder fielen in eine Zeit, wo die Presse bei weitem den Aufschwung noch nicht genommen hatte, als in unseren Zeiten. Damals produzirte sie nur Werke von einem gewissen Umfang, die gerade deßwegen auch besser durchdacht waren, und woran die Leidenschaften des Augenblicks weniger Antheil nehmen konnten. Zwar ist es richtig, daß das Journalwesen nicht gänzlich unbekannt war, und daß es mehr als einmal dazu beitrug, die Volksleidenschaften zu erregen, gewisse Ideen in Aufnahme zu bringen, und ihnen allgemeine Geltung zu verschaffen; aber die Presse kannte noch nicht die Macht, welche sie durch eine ununterbrochene Thätigkeit erlangen konnte; das eigentliche sogenannte Periodische der Presse bestand noch nicht, und gerade dadurch entbehrte sie des bedeutendsten Mittels, das ihr heutzutage zu Gebot steht, alle großen Fragen zu leiten und sich erfolgreich in alle Angelegenheiten einzumischen.

Die Intelligenz an und für sich hatte sich noch nicht zu einer Macht aufgeworfen; der Besitz der Macht ward nur dann als ein rechtlicher angesehen, ja ihre Ausübung galt nur dann als eine gesetzliche, wenn sie sich mit einer gewissen sozialen Stellung, mit irgend einer ehrwürdigen Institution verbunden hatte. Auch beschäftigten sich die ersten Versuche der periodischen Presse mit wissenschaftlichen und literarischen Gegenständen, und beschränkten sich anfangs auf die Beurtheilung der erschienenen Werke. Die Artikel über die Sitten waren ein großer Schritt vorwärts, um die Thätigkeit und den Einfluß der periodischen Schriften zu vergrößern. Dadurch, daß sie die sittlichen Zustände ihrer Kritik unterwarfen, machten sie sich wirklich zu den Sittenrichtern der Gesellschaft; sie brauchten nur noch einen weitern Schritt zu machen, und so standen sie auf dem Gebiete der Politik, das sie sich unterwürfig machten.

Als im Jahre 1789 die französische Revolution ausbrach, hatte Europa bereits allmälig die Umwandlung bestanden, welche der überwiegende Einfluß der Intelligenz vorbereitete, die an und für sich betrachtet, ohne Rücksicht auf Klasseneintheilung und Rangordnung sich Geltung zu verschaffen weiß. Ebenso sieht man, als der Riesenkampf zwischen der alten und neuen Welt sich entspann, die periodische Presse, in vorderster Linie erscheinen. Dieses Beispiel hatte natürlich einen großen Einfluß auf das übrige Europa, auf Amerika und hauptsächlich auf diejenigen Länder, welche dem Regimente der Freiheit anhingen. In England und in den vereinigten Staaten gewann die Erscheinung gleich bei ihrem Entstehen kolossale Verhältnisse. In diesen beiden Ländern konnte die Diskussion in ganz anderer Weise statt finden, als in Frankreich. Denn dieses war eine alte Nation, der man plötzlich ein neues System einpflanzen wollte, während in den vereinigten Staaten die Gesellschaft, die sich für ihre Unabhängigkeit und für ihre Freiheit erhoben, nach der Erkämpfung des Sieges keineswegs entgegengesetzten Meinungen und feindlichen Interessen als Beute anheimfiel; England seinerseits war ein Land, das bereits die rauhe Schule der Revolutionen durchgemacht hatte, und lebte

unter einem Regiment, das daraus hervorgegangen war, und gerade deßwegen waren ihre Eindrücke weniger lebhaft; denn es fühlte weniger das Bedürfniß eines Wechsels.

In der englischen Revolution herrschte der religiöse Fanatismus, in der amerikanischen das Gefühl der nationalen Unabhängigkeit; dagegen in der französischen das Philosophenthum. Diese Merkmale sind noch nicht von der Stirne dieser Nationen weggewischt. Bei den sozialen und politischen Fragen Großbritanniens stößt man immer sogleich auf das unglückliche Irland, dieses große Schlachtopfer, auf diese schreckliche Personifikation aller Schlachtopfer der religiösen Verfolgungen. Das Vaterland Washington's kommt sogar bei dem geringsten Zeichen, welches das alte Mutterland macht, um wieder zur Herrschaft zu gelangen, in fieberhafte Aufregung. In Frankreich werdet ihr dagegen in der Gesellschaft, in den Kammern, in der Regierung die philosophischen Ideen finden, welche an Lamennais, Lamartine, Cousin ihre Vertreter haben. In diesem Lande hat die Philosophie die Politik zu Grunde gerichtet, aber zur Entgeltung die Politik der Philosophie den Todesstoß gegeben. Diese Vermischung hatte zur Folge, daß die Politik an den Abstraktionen der Theorie leidet, und die Philosophie ihrerseits die Spuren der engherzigen Knauserei der Praxis an sich trägt. Rein spekulative Systeme haben sich des Gouvernements bemächtigt, und ephemere Interessen sind bis in die Region der Ideen eingedrungen.

Hierin zeigt sich einer der charakteristischen Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland. In diesem ist wirklich die Politik vorzugsweise praktisch und gerade deßwegen vernünftiger, die Philosophie hingegen vorzugsweise abstrakt und folglich gewissenhafter. Man merke wohl, wir sagen nicht: gediegener oder wahrer, sondern nur gewissenhafter denn es kommt häufig vor, daß sogar die tollsten Ansichten mit viel Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit behauptet werden. Die deutschen Philosophen haben keine Veränderung in den politischen und sozialen Zuständen ihres Landes hervorgebracht; sie gelangten nicht von ihrer Studierstube in's Ministerium, von ihrem Catheder auf die Tribüne, sondern

in ihrer Einsamkeit von mühevollen Arbeiten gleichsam erdrückt, voll des glühendsten Verlangens nach einer Wahrheit, die sie nicht finden können, weil sie dieselbe da suchen, wo sie gar nicht ist, haben sie sich und ihr Leben beschwerlichen Studien, tiefen Forschungen gewidmet. Da brachten sie ihr Leben hin, das ganz der Wissenschaft geweiht war. So kam Kant niemals von Königsberg weg. Freilich kann man nicht das Nämliche von den Männern sagen, welche in Frankreich die ersten Stellen im Staate einnehmen. Denn wer weiß nicht, was Cousin und Villemain, Thiers und Guizot jetzt sind und was sie vor der Revolution von 1830 waren? .... Durch ihre eigenen Exzesse, ja sogar durch ihre Triumphe geschwächt, endlich durch die heilige Allianz im Jahr 1814 und 1815 besiegt, verhüllte sich die Revolution während der Restauration in den Mantel der Philosophie. Da kam die neue Aera von 1830, die Catheder standen leer, und die Revolution hatte nicht mehr nöthig, sich zu verstecken, sie legte ihre Maske ab und warf ihren Mantel weg. Zu einer gewissen Zeit las Cousin, welcher nachher konservativer Minister war, von seinen Schülern umgeben, im Geheimen ihnen die Abhandlungen der Revolutionsjournale vor; als ein zweiter Sokrates ließ er sich in philosophische Erörterungen ein, ehe er den Giftbecher trank. Um den Unterschied zwischen diesen zwei Männern zu zeigen, wäre es selbst nicht einmal nöthig gewesen, daß der französische Philosoph die sonderbare Idee hatte, die Richter, welche den griechischen Philosophen zum Tode verurtheilten, zu vertheidigen.

Es gab eine Zeit, wo das Genie mit dem Elend und der Armuth Hand in Hand ging. So bedurfte Horaz und Virgil eines Mäcenas; Cervantes und Shakespeare lebten und starben arm; Tasso hatte mit der Noth zu kämpfen, und Camoens mußte sein Brod betteln. Es war nun hier freilich eine sociale Ungerechtigkeit; allein sie hatte doch auch in einer Beziehung ihr Gutes. Der Weg zur Unsterblichkeit lief nicht mit dem des Wohlstandes und des Ehrgeizes zusammen; die Wissenschaft war ein sehr unsicheres Mittel, um Schätze aufzuhäufen und um die hervorragenden Stellungen zu erglimmen; sie war aber gerade deßwegen

auch gediegener und ernster, ausdauernder und vor Allem aufrichtiger und wahrer.

III.

Wenn der Ehrgeiz und die Geldgier die Wissenschaft besudeln, so wird sie durch die fieberhafte Hitze der Atmosphäre, in der wir leben, angesteckt und auf Abwege gebracht. Sogar von Natur aus gut geartete Herzen, Leute von fester Ueberzeugung, von ehrlichen Absichten und edler Unabhängigkeit fühlen fast unvermeidlich den Einfluß der herrschenden Leidenschaften, so wie jedes lebende Wesen den Einfluß der Luft spürt, die es einathmet. Vor unserer Zeit blieb nicht allein die Gesellschaft und Politik von der Wissenschaft getrennt, sondern die Wissenschaft selbst zerfiel in verschiedene Zweige, die in keinem Punkte in einander griffen und in ganz streng bestimmten Sphären sich bewegten. Was sollte denn auch wirklich, zum Beispiel, die Rechtswissenschaft mit der Naturgeschichte, oder die Poesie mit der politischen Organisation der Staaten gemein haben? Jetzt aber berührt sich Alles, wenn es nicht in einander greift; die Kenntnisse müssen universal, ein vollständiges Werk über eine besondere Wissenschaft muß eine Art von Encyklopädie sein. Die Philosophen stellen sich an die Spitze der Regierungen, die Kaufleute streben Staatsmänner zu werden; die Aerzte und Naturalisten treiben Metaphysik, Moral und Theologie; die Vertheidiger der Religion und der Moral müssen in Allem bewandert sein, weil sie über alle Materien und unter allen Verhältnissen gefragt und angegriffen werden.

Die Einmischung des Volkes in die Angelegenheiten jeder Art findet unter freien und absoluten Regierungen statt. Jedermann beschäftigt sich mit Allem. Mündlich oder schriftlich, vor öffentlichen Versammlungen oder im engen Kreise wird Alles besprochen; Alles wird der Prüfung eines Jeden unterbreitet, und Alles ist Gegenstand der Genehmigung oder des Tadels. Der aus dieser Einmischung entspringende Einfluß kann mehr oder weniger direct, mehr oder weniger rasch und augenfällig sein; aber jedenfalls ist er von nachhaltiger Wirkung.

Ein Hauptmerkmal der Schriften unseres Zeitalters besteht darin, daß der Verfasser stets von den ihn umgebenden Wirklichkeiten im Voraus eingenommen, wenn nicht gänzlich verschlungen ist. Vielleicht hatte man dieser eigenthümlichen Erscheinung unserer Zeit nicht Aufmerksamkeit genug geschenkt; es wird daher nicht ganz ungeeignet sein, sie durch die Vergleichung mit dem Charakter der früheren Zeiten recht deutlich zu zeigen. Betrachtet die Werke aus den früheren Jahrhunderten, sogar aus den bewegtesten und geräuschvollsten Zeiten, und ihr werdet erkennen, daß die Schriftsteller mit einer sich stets gleich bleibenden Ruhe, mit einer jetzt unbegreiflichen Unbefangenheit schrieben; oder es war zuweilen während der Kriege zwischen dem Adel und den Gemeinden, zwischen den Vasallen und der Monarchie; aber die damals erschienenen Schriften athmen eine vollkommene Ruhe. Während das Land in Flammen steht, während Ströme von Blut fließen, schreiben sie ruhig über die Politik philosophische Erörterungen und suchen den Grund der Thatsachen in dem Beispiel des griechischen und römischen Staates. Geschah es aus Furcht? Gewiß nicht; denn in ihren Chroniken berichten sie ganz offen die vollendeten Ereignisse, warum sollten sie uns in einem Falle verheimlichen, was sie in einem andern enthüllen? Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst gelangten freilich die Schriften nicht so leicht zur Oeffentlichkeit, und mehrere von denen, welche wir besitzen, waren vielleicht nicht einmal dazu bestimmt, ans Licht zu gelangen. Die nämlichen Gründe ließen sich übrigens nicht auf die Zeiten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst anwenden; und nichts desto weniger kann man auch da noch dieselbe Erscheinung beobachten. Man kann deßhalb unmöglich persönlichen Rücksichten oder Befürchtungen die geringe Aufmerksamkeit zuschreiben, welche die Schriftsteller dem schenken, was um sie her vorgeht. In einem in Deutschland veröffentlichten Werke konnte man doch gewiß Alles ungescheut über Italien sagen. Weder Elisabeth von England, noch Philipp von Spanien hätten sich sonderlich darum gekümmert, was man in Betreff der politischen und sozialen Organisation der Völker, die unter dem

Scepter eines Nebenbuhlers standen, in ihrem Lande schreiben wollte.

Die Ursache dieses von uns beobachteten Unterschieds liegt in dem Geist der Zeiten, in Folge dessen man damals die Bücher und nicht die Gesellschaft studirte. Diese ist jetzt gleichsam ein Schauspiel, das in einem Saale aufgeführt wird, dessen Wände mit großen Spiegeln bedeckt, alle Gegenstände im Bilde wiederstrahlen. Die handelnden Personen haben eine doppelte Aufmerksamkeit, die eine direct auf Das, was sie aufführen, und die andere auf das im Spiegel wiedergegebene Bild. Den Menschen und die Gesellschaft in allen ihren Theilen, von allen Seiten und in allen ihren Beziehungen beständig zu beobachten, das ist in unserem Jahrhunderte das charakteristische Zeichen des menschlichen Geistes. Die Poesie, die Literatur, die Geschichte, die Wissenschaften selbst, Mathematik, Metaphysik, die Naturwissenschaften, Theologie und Moral streben gleichmäßig nach diesem Ziele; Alles läuft in diesem Punkte zusammen, so verschieden oder entgegengesetzt auch der Ausgangspunkt sein mag.

Es wäre dieß noch ein großer Vortheil, wenn die Ueberzeugungen aufrichtiger und gediegener wären; denn der Geist, der in solcher Weise lebhafter angeregt wird, würde sich wirklich mit mehr Kraft und Bestimmtheit ausdrücken, er würde begeistertere und erhabenere Worte finden. Aber zum Unglück hat der Skeptizismus seine Verheerungen in die ernstesten und höchsten Materien gebracht; und ein skeptischer Geist hat jederzeit ein kaltes Herz zu seinem Begleiter. Was liegt an dem mehr oder weniger zarten Gefühl, welches man von der Natur haben mag? Wenn irgend eine verfehlte Berechnung euere glücklichen Täuschungen verscheucht, werdet ihr bald auch jenes natürliche Gefühl verschwinden sehen, wie das letzte Aroma einer kostbaren Flüssigkeit, welche in einem Gefäße enthalten war, sich durch die Berührung mit der Luft verflüchtigt.

IV.

Wenn man unser Jahrhundert mit den früheren vergleicht, so kann man leicht die Beobachtung machen, daß vor uns die

Fähigkeiten des menschlichen Geistes nur einzeln geübt und ausgebildet wurden, während sie jetzt alle zusammen auf einmal entwickelt werden. Man bildete die Einbildungskraft oder das Gefühl, den Verstand oder das Gedächtniß aus, und sehr häufig trat der Fall ein, daß der Mensch, der sich auf die eine dieser Fähigkeiten verlegte, den andern fast ganz fremd blieb. Die Dichter, die Literatoren, die Gelehrten, die Philosophen bildeten besondere Klassen, die unter einander nur sehr wenig Verkehr und sehr lockere Verbindungen hatten. Es bestand damals noch nicht jene geistige Verwandtschaft, welche so gut als es gerade geht, alle Geister von einem gewissen Ruf verbindet. In unsern Tagen vereinigt sich das Gefühl mit dem Verstand, und der Verstand mit dem Gefühl; man häuft die Gelehrsamkeit auf und macht daraus die Philosophie; man macht Philosophie und bespickt sie mit Gelehrsamkeit; der Dichter räsonnirt wie ein Philosoph und der Philosoph singt wie ein Dichter; beide machen gelehrte Erörterungen wie ein Gelehrter, und dieser wieder läßt, wenn er gut aufgelegt ist, die unverdauliche Masse seiner Kenntnisse bei Seite und macht euch in einem Athemzug eine Novellisten-Erzählung mit philosophischen Bemerkungen, oder sogar mit den harmonischen Tönen eines Barden.

Wie es aber unter den gebildeten Männern zugeht, so steigt es herab bis in die niedrigsten Regionen des Unterrichtes. Das nämliche Kind lernt zu gleicher Zeit eine Masse verschiedener Gegenstände; man beschränkt es nicht auf den Katechismus und das Latein; nein, es muß noch oben drein Geographie, Geschichte, Literatur, Poesie, Ideologie lernen; man macht aus der Erziehung eine Art von Encyklopädie in Miniatur.

Diese Verschiedenheit der Zeiten kann man in keinem Lande der Erde besser beobachten, als in Spanien. Bei den übrigen Völkern nämlich ist die alte Welt schon lange verschwunden, bei uns dagegen ist diese Zerstörung ganz neu; ihre Trümmer sind noch so gut erhalten, daß man sie gar leicht studieren kann. Um sich von der Wahrheit dieser Beobachtung zu überzeugen, muß man auf einen Augenblick die Schriftsteller vergessen, um die Ge-

sellschaft zu betrachten. Mehrere von Denen, welche schreiben, — sei es nun, daß sie gleich von Anfang eine dem Charakter dieses Jahrhunderts angemessene Erziehung und Lehre empfangen, oder später Sorge getragen haben, sich diejenigen Kenntnisse nachträglich anzueignen, welche sie auf gleiche Linie mit ihrer Zeit erheben sollten, haben sich den neuen Formen anbequemt, welche an und für sich mehr oder weniger vernünftig, jedenfalls unerläßlich geworden waren.

Wenn man die verschwundene Welt mit derjenigen vergleicht, welche an ihre Stelle getreten ist, so darf man nicht, wie manche wohl glaubten es thun zu können, sich darauf beschränken, die Menschen von einem gewissen Alter zu studieren, und zum Beispiel die Jungen den Alten gegenüber stellen. Die alten und neuen Elemente sind während des Zeitraumes eines halben Jahrhunderts mit dem Wechsel von Licht und Finsterniß, welche durch ihre gegenseitigen Siege oder Niederlagen, und durch die ihre Entwickelung begünstigenden Umstände verursacht wurde, neben einander mitten durch uns hindurch gegangen. Und so sind aus der einen wie aus der andern Schule in großer Anzahl Männer hervorgegangen, die jetzt in der Gesellschaft einander gegenüber stehen, und sich nicht besser verstehen und vertragen können, als im Mittelalter die Araber und die Gothen.

Die Stätigkeit ihrer Grundsätze und die Einheit der Ansichten charakterisiren die Männer der alten Schule; das Unstäte und Veränderliche zeichnet dagegen die der neuen Schule aus. Bei den einen sind die moralischen Grundsätze und der religiöse Glauben vorherrschend, bei den andern die materiellen Interessen mit dem Geschmack nach einer glänzenden Civilisation und mit dem Streben nach gewissen unbestimmten Fortschritten, worüber sie selbst mit sich nicht im Klaren sind, und sich deßhalb auch keine Rechenschaft geben könnten. Die ersteren machen sich bemerklich durch ein scharfes, aber etwas trockenes Räsonnement, die zweiten durch die Schönheit der Form, aber ebenso auch durch den Mangel an Genauigkeit und an innerem Werth; jene haben keinen Begriff von der neuen Gesellschaft, so wie diese keinen von der

alten; sie gleichen zwei Völkern, welche in dem nämlichen Lande ihr Lager aufgeschlagen haben, die aber verschiedene Sprachen reden; sie kommen aus entgegengesetzten Gegenden und wandern nach Ländern, die es ebenfalls sind. Glücklich die Leute, welche die Sprache der beiden Schulen verstehen, denn sie können mit der einen wie mit der andern ehrbare Verbindungen unterhalten, und aus der einfachen Rolle eines Dollmetschers zu der eines Vermittlers gelangen.

Die Anhänger der alten Schule sind im Besitz von ewig wahren Grundsätzen, die der neuen Schule haben sich der Bewegung des Jahrhunderts bemächtigt; wie? sollten sie sich nicht verständigen und vereinigen können! Freilich ist keine Aussöhnung möglich, wenn es sich um Wahrheit handelt; eben so wenig ist es möglich, das Jahrhundert in seinem ungestümen Laufe aufzuhalten; sollte aber wirklich die Wahrheit der Bewegung Feind, und die Bewegung mit der Wahrheit unverträglich sein? Das Universum ist ebenfalls in einer stäten Bewegung und nichts desto weniger unveränderlichen und festen Gesetzen unterworfen. Der Planet, welcher mit der nämlichen Regelmäßigkeit, als der Zeiger einer Uhr seine Bahn beschreibt, ermangelt übrigens nicht, sie mit Blitzesschnelle zu durcheilen.

Diese Ausgleichung, welche — man darf nicht daran zweifeln — eine gebieterische Nothwendigkeit unserer Zeit ist, und deren Verwirklichung allerdings eine große Aufgabe ist, kann jedenfalls durch Anstrengung, durch Beharrlichkeit und besonders durch Aufrichtigkeit erlangt werden. Mehr oder weniger zeigt sich diese Aufgabe in allen civilisirten Ländern. Für Spanien ist sie eine unabweisbare Nothwendigkeit, weil sie nicht allein wie bei anderen Nationen mit der Zukunft in Verbindung steht, sondern auch mit der gegenwärtigen Lage auf das Innigste verbunden ist und mit allen Interessen des Augenblicks sich verschmelzt. Und so haben alle bisher gemachten Anstrengungen, ihre Lösung zu verzögern, keinen andern Erfolg, als daß sie die Aengsten und Schmerzen unsers unglücklichen Vaterlandes verlängern.

Diese Erwägungen erzeugen in uns den lebhaften Wunsch,

daß alle Diejenigen, welche an der Diskussion der Fragen, die unsere Zwietracht verursachen, Theil nehmen, sich ja so viel als möglich hüten mögen, die Leidenschaften zu erregen, sich mit den Sachen und nicht mit den Personen beschäftigen, und durch eine vernünftige und mäßige Sprache zeigen, daß sie offen und ehrlich für die Sache der Wahrheit kämpfen, ohne weder von dem Gefühle des Unwillens noch der Rache einen Rath anzunehmen.

Ja, man vertheidige die guten Grundsätze mit jener edlen Wärme, mit jener kräftigen Sprache, welche aus einer tiefen Ueberzeugung entspringt und die jedesmal das Interesse einer großen Sache einflößt. Dabei kommt es wenig darauf an, daß die Entrüstung eines durch den Cynismus der Lüge und die Unverschämtheit des Unrechts verletzten Herzens in der Rede sich durchblicken läßt. Von ganzer Seele geben wir seinem Ergusse unsern Beifall; denn wir wissen, daß das Herz dem Menschen gegeben ist, um zu fühlen, und daß die Religion, wie die Vernunft denjenigen Zorn für gerecht erklärt, welcher solchen Beweggründen seine Entstehung verdankt. Wir geben unsern Beifall, weil wir an den endlichen Triumph des Rechts und der Wahrheit glauben, und weil wir die Stimmen, die sich zu ihren Gunsten erheben, nicht für schwach und fruchtlos halten können. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß die Heftigkeit noch keine Beleidigung, daß die Entrüstung noch keine entfesselte Wuth, daß eine männliche und stolze Protestation noch kein entsetzender Schrei einer blinden Verzweiflung sei. Schwachen Menschen, deren sich die Verzweiflung bemächtigt hat, und welche sie mit wüthenden Leidenschaften umhertreibt, möge der traurige Trost gelassen sein, den Sieg eines siegreichen Feindes zu verunglimpfen. Der starke Mann, welcher überzeugt ist, das Recht auf seiner Seite zu haben, kann wohl ein entschiedenes Wort gebrauchen, aber er ist immer darauf bedacht, es gehörig zu bemessen. Wenn dieses Wort den erwarteten Erfolg nicht hat, so protestirt er mit der Hand auf dem Herzen im Angesichte Gottes und der Menschen gegen das ihm widerfahrene Unrecht, und zieht sich mit Ruhe und Würde zurück, indem er in seinem Innern zu sich spricht: Meine Stunde wird kommen!

Das Recht und die Wahrheit dürfen weder durch treulose Waffen, noch durch Aufwallung der Wuth vertheidigt werden; sie tragen im eignen Schooße die Bürgschaft ihres Triumphes; ihr härtester Schild ist die Heiligkeit ihrer Sache. Trübet ihren Ruhm nicht dadurch, daß ihr sie mit einer ihrer unwürdigen Bedeckung umstellt; glaubet nicht, sie stark zu machen, wenn ihr ihnen schlechte Hilfstruppen gebet; gestattet nicht, daß sie mit schimpflichen Waffen vertheidigt werden. Diese Waffen stehen ihnen nicht gut an, beschmutzen ihre Hände, entehren und schänden sie. Dem edlen und muthigen Rittersmann geziemen nicht die treulosen, hinterlistigen Stöße eines Raufboldes oder der Dolch eines Meuchelmörders!

Ueber die Phrenologie.

Unsere Leser haben gewiß von der Vorlesung über Phrenologie, welche Herr Dr. Mariano Cubi angekündigt hat, sprechen hören, sowie auch über sein angekündigtes Werk unter dem Titel: Phrenologie oder Philosophie des menschlichen Geistes, wie er sich durch das Gehirn offenbart. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß die Idee des Verfassers wenig Wichtigkeit habe; freilich insofern man sie auf rein wissenschaftliche Theorien beschränkt glaubt, ohne eine andere praktische Anwendung, als etwa eine Art von Erholung und Zeitvertreib. Was jedoch uns anbelangt, so sehen wir die Sache von einer ganz anderen Seite an; und wir sind überzeugt, daß dieser Gegenstand allzu wichtig ist, als daß die Bekanntmachungen, deren wesentlicher Zweck es ist, die Fortschritte des menschlichen Geistes zu beobachten, sich desselben nicht zu bemächtigen hätten, zumal da es sich um eine Wissenschaft handelt, welche man auf den Unterricht und die Erziehung anwenden zu können glaubt.

Vor Allem müssen wir bemerken, daß, so neu auch in unserem Lande die öffentliche Lehre einer Theorie sein mag, die schon seit langer Zeit in den großen Mittelpunkten der europäischen Civilisation so viel Aufsehen macht, wir bei ihrem Erscheinen nicht Lärm schlagen, noch sagen werden, daß die katholische Religion, deren Vertheidigung unsere einzige Aufgabe ist, etwas von den ideologischen und physiologischen Erscheinungen zu befürchten hat, mit denen sich die Lehre des berühmten Professors beschäftigt. Man kennt die Natur unserer Ueberzeugungen; man weiß, daß

in den Arbeiten, die wir der Oeffentlichkeit übergeben haben, der herrschende Gedanken durchgeht, daß die katholische Religion um so mehr gewinnen wird, je gründlicher die Prüfung ist, der man sie unterwirft. Sie hat keinen Schmutz zu verdecken, noch Irrthümer zu verheimlichen, um sich zu einem Leben in der Finsterniß zu verurtheilen, und um die Berührung mit der Wissenschaft zu vermeiden. Gott hat die Welt der Untersuchung der Menschen überlassen, aber das Kleinod des Glaubens hat er seiner Kirche anvertraut. Schon seit Jahrhunderten wird die Natur, die Geschichte und die Erfahrung über die großen Geheimnisse Gottes und des Menschen, über das Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe um Rath gefragt; nun, nach so vielen Versuchen, Beobachtungen, Hypothesen und Systemen konnte man keine Thatsache, auch nicht eine einzige als im Widerspruch mit dem katholischen Glauben bezeichnen. Der Unglaube hat schon oft seine Stimme erhoben, um mit triumphirender Miene auszurufen: Die Thatsache, die wir suchten, ich habe sie gefunden. Aber bald sollte eine ernstere und gründlichere Prüfung dieses Wort Lügen strafen, und das schon erhobene Beifallsgeschrei zum Schweigen bringen.

Die Anschuldigungen, welche man gegen die phrenologische Wissenschaft gerichtet hat, sind uns nicht unbekannt; man hat sie als im Widerspruch mit der Religion und den wahren Grundsätzen betrachtet. Diese Anschuldigungen beseitigt der genannte Verfasser, indem er sagt: „Man begreift nicht, daß die Phrenologie, deren Grundsätze weder durch die Kirche noch durch die Inquisition sogar in ihrer strengsten Zeit verworfen wurden, daß die Phrenologie, die auf eine schlagende Weise nicht allein das Dasein Gottes beweist, sondern auch, daß die Religion für den Menschen ebenso natürlich ist, als der Durst, die Liebe und die anderen Triebe, des Unglaubens bezüchtigt worden sei. Seitdem sich die Stimme der größten katholischen und protestantischen Theologen mit Entrüstung gegen eine solche Verleumdung erhoben hat, ist die Rechtgläubigkeit dieser Wissenschaft nicht mehr in Frage gestellt. Man sehe übrigens, mit welcher Kraft und welchem Eifer

zu Gunsten des moralischen und religiösen Charakters der Phrenologie der Abbé Frère, der Abbé de Luca, der Abbé Restani und andere hervorragende katholische Prälaten reden, die doch alle eifrig darauf bedacht sind, die Lehre der Kirche in ihrer Reinheit und Unverdorbenheit zu erhalten. Lord Wathely, Erzbischof von Dublin, sagt ganz besonders, daß die Vorwürfe, welche man gegen die Phrenologie im Namen der Religion und Moral erhoben hat, durchaus nicht stichhaltig sind."

Demnach möge Dr. Cubi nicht befürchten, daß wir seiner Lehre Mängel oder Absichten unterschieben, die ihr in Wirklichkeit fremd sind; aber wir werden sie mit einer Aufmerksamkeit, wie sie die Wichtigkeit der Sache erheischt, prüfen, und dann mit Wohlwollen und Offenheit unsere bescheidene Meinung aussprechen.

Der Verfasser stellt zwei Grundsätze als Basis der phrenologischen Wissenschaften auf. Der erste ist, daß die menschliche Seele, der Geist oder der Verstand vermittelst des Gehirnes thätig ist; und der zweite, daß die Seele verschiedene Kräfte besitzt, denen verschiedene Organe in dem Gehirne entsprechen.

Ja, es findet wirklich eine Beziehung zwischen dem Geist und dem Gehirn statt; dieses ist der Mittelpunkt aller geistigen Thätigkeit; aus seiner guten oder schlechten, natürlichen oder zufälligen Bildung rühren die verschiedenen Erscheinungen her, die wir in der Ausübung der Kräfte der Seele wahrnehmen; es ist dieß eine Wahrheit, die man nicht in Zweifel ziehen kann. Sie ist von allen Philosophen des Alterthums und der Neuzeit anerkannt und wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Der Wahnsinn und die Narrheit, welche in die geistige Thätigkeit eine so große Verwirrung bringen, haben ihren Grund stets in Hirnaffectionen. Daher kommen auch die mehr oder weniger verwirrten und wunderlichen Träume, die wir manchmal haben, weil man auf das Schlagendste den Einfluß nachweisen konnte, den die Menge oder die Beschaffenheit der Nahrungsmittel, und Alles, was unsern Körper in einen Zustand versetzen kann, der geeignet ist, das Gehirn zu affiziren, auf diese Erscheinungen ausüben. Um übrigens nicht von einer so vollständigen Veränderung zu reden,

als die ist, welche die Narrheit in der Seele hervorbringt, oder von einem so verschiedenen Zustand, als der des Traumes im Vergleich zu dem Zustande eines wachenden Menschen; wer hat noch nicht die Aufregung bemerkt, welche eine durch einfache äußere Zufälle veranlaßte Wirkung auf das Gehirn in den Kräften der Seele verursacht? Einige Gläser Champagner verwandeln so zu sagen einen Mann, der wenige Augenblicke vorher noch kalt, gefühllos und schweigsam war, in einen liebenswürdigen, sprudelnden und geistreichen Sprecher.

Die mancherlei psychologischen Systeme, welche durch die verschiedenen philosophischen Schulen ausgedacht wurden, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die Beziehungen der Seele zum Körper, und insonderheit der Seele zum Gehirne zu erklären. Der physische Einfluß, die veranlassenden Ursachen, die vorausbestimmte Harmonie und alle anderen diesen ähnlichen Hypothesen zeugen uns von der Schwierigkeit, welche alle Schulen gefühlt haben, indem sie gegenseitige Beziehungen, Verbindungen und Einflüsse, die ebenso gewiß als unbegreiflich sind, auf eine vernünftige Weise erklären wollten.

Indem nun der Verfasser, wie er es offenbar gethan hat, sich darauf beschränkte, diese allgemein anerkannte Erscheinung zu begründen, stellte er, unserer Meinung nach, einen unbestreitbaren Grundsatz auf.

Bonald sagte nach Plato, der Mensch sei ein von Organen bedienter Geist. Nun aber muß man ohne Zweifel unter diesen Organen das Hirn als das Hauptorgan ansehen, besonders in dem, was die Uebung der geistigen Kräfte betrifft. Um aber das Gebiet der spiritualistischen Philosophie nicht mit dem der materialistischen zu vermengen, indem man dem rein Körperlichen Verrichtungen zuschreibt, die ihm nicht zukommen, so ist es nöthig, die Bedeutung des Wortes Organ genau und scharf festzustellen, damit, wenn man sagt, das Hirn sei das Organ der Seele, man darunter nicht etwa verstehe, es könne auf irgend eine Weise die Handlungen des Geistes und Willens hervorbringen. Ein Organ ist das Mittel oder Werkzeug, durch welches ein Wesen sich einem

andern mittheilt, oder mit dem irgend eine Funktion ausgeübt wird; so ist das Auge das Organ des Gesichtes, die Zunge das der Sprache, das Ohr das des Gehörs, insofern diese verschiedenen Theile des Körpers dazu dienen, die entsprechenden Handlungen zu verrichten. Um aber über einen so wichtigen und erhabenen Punkt jede Begriffsverwirrung zu vermeiden, werden wir einige Bemerkungen vorausschicken, welche genügen werden, wir wagen es wenigstens zu hoffen, jeder Art von Zweideutigkeit zuvor zu kommen. Der Leser wird es uns nachsehen, wenn wir uns ideologischen und metaphysischen Betrachtungen überlassen, die wenig geeignet sind, wenigstens vollständig verstanden zu werden von solchen, die in so spitzfindigen Materien nicht bewandert sind; wir werden uns aber bemühen, diese Ideen mit aller uns möglichen Klarheit auszudrücken, um uns auch dem gewöhnlichsten Verstande deutlich zu machen, so sehr es uns der Gegenstand, den wir aufhellen wollen, erlauben wird.

Ein Werkzeug ist das Mittel, dessen wir uns bedienen, um Etwas auszuführen; so ist es der Pinsel für den Maler, der Meisel für den Bildhauer, die Feder für den Schreiber. In diesem Sinn ist und kann das Gehirn das Werkzeug der Seele nicht sein, um zu verstehen und zu wollen. Wenn man in diesem Sinne sagen würde, das Gehirn oder jeder andere Theil des Körpers sei das Werkzeug oder Organ der Seele, so wäre der Ausdruck nicht allein ungenau, sondern auch falsch; denn man würde darunter verstehen, daß der Geist seine Gedanken durch das Gehirn verarbeitet; daß das Gehirn unmittelbar zur Bildung des Gedankens beiträgt. Es hieße dieß jede spiritualistische Theorie in der Basis untergraben, weil eine solche Theorie wesentlich auf dem Grundsatze beruht, daß die Materie und der Gedanken unverträglich sind. Der Gedanken ist auch wirklich dem Wesen nach einfach, die Materie dagegen ist dem Wesen nach zusammengesetzt; jener setzt unumgänglich nothwendig die Einheit des ihn übenden Subjectes voraus, diese dagegen ist nothwendiger Weise vielfältig und ihrer Natur nach aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt. Der erstere ist in einem Wesen, das sich selbst von seinen Hand-

lungen Rechenschaft geben und ganz in Wahrheit sagen kann: Ich, und dieß trotz aller Modifikationen, welche er durch die Verschiedenheit seiner Kräfte und die Manchfaltigkeit seiner Handlungen erfährt. In der zweiten dagegen ist es unmöglich, dieses Eine, untheilbare Wesen, die einzige Ursache aller Modifikationen, welche auf sie einwirken, zu finden; denn was ein Theil empfindet, empfindet nicht der andere, und folglich konnte man nach der Idee, die wir uns von jedem denkenden und wollenden Wesen unvermeidlich bilden, in ihm dieses eine, einfache, untheilbare Ich nicht begreifen.

Das ist der tiefliegende Grund dieser auffallenden Systeme, zu denen die größten Philosophen ihre Zuflucht nahmen, um das unergründliche Geheimniß der Verbindung der Seele mit dem Körper, das Geheimniß ihrer gegenseitigen Beziehungen und Einflüsse zu erklären. Auf der einen Seite sahen sie, ja sie konnten es mit der Hand greifen, was in ihnen selbst und in den Andern vorgeht; das Phänomen der Einwirkung der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele, stellte sich ihnen in seiner ganzen Klarheit dar; sie konnten es nicht in Zweifel ziehen; auf der andern konnten sie auch eben so wenig den in ihrem Wesen begründeten Unterschied dieser zwei Naturen in Zweifel ziehen; aber sie konnten sich nicht einmal über die Möglichkeit ihrer Beziehungen Rechenschaft geben; sie begriffen nicht, wie das Einfache und Zusammengesetzte einen gegenseitigen Einfluß auf einander ausüben können. Deßwegen in tiefe Nachforschungen versunken, dachten sie diese auffallenden Systeme aus, die mehr als einmal einer großen Anzahl von Männern, die in solchen Materien bewandert sind, ein mitleidiges Lächeln abzwangen; der gemeine Mann ahnte nicht einmal das Gewicht und die Größe der Schwierigkeiten, welche die ersteren zu lösen suchten, und wußte nicht das Verdienst der ungewöhnlichen Anstrengungen zu würdigen, die sich schon durch die Sonderbarkeit der Hypothesen verrathen.

Aus Allem, was wir gesagt haben, geht hervor, daß man ohne Ungereimtheit behaupten kann, daß die Seele durch das Hirn als ihr Organ thätig ist, vorausgesetzt, daß man unter

diesem Ausdruck nur so viel versteht, daß, sobald gewisse Operationen der Seele vor sich gehen, in dem Hirn entsprechende Verrichtungen stattfinden, und daß, sobald dieses Organ seinerseits auf diese oder jene Weise affizirt wird, dieser oder jener Eindruck in der Seele auf gleiche Art hervorgebracht wird. Man bemerke übrigens wohl, daß es gar nicht unsere Absicht ist, zu erklären, wie dieses zugeht, noch irgend einem philosophischen Systeme den Vorzug zu geben, sondern einzig und allein nur das Faktum festzustellen, welches jeder psychologischen Wissenschaft als Grundlage dient, nämlich, daß der Gedanke seinen Sitz nicht in der Materie haben kann. Wir schirmen so die Spiritualität der Seele, setzen den wesentlichen Unterschied der Seele und des Körpers außer Frage, und können so ohne Umstände und ohne Umschweife in die phrenologische Frage, das heißt in die Prüfung der Thatsachen eingehen, welche im Verein mit ihren Folgen uns von dem gelehrten Professor als ein förmliches Lehrgebäude geboten werden.

Wenn wir den Sinn seiner Worte wohl verstanden haben, so stimmt er vollkommen mit den Grundsätzen überein, die wir eben aufgestellt haben, obwohl er sich nicht mit der strengen Genauigkeit und der bis ins Einzelne gehenden Deutlichkeit ausdrückt, die wir in unsere Erklärung zu bringen versuchten. Es war übrigens dieses auch nicht der Gegenstand, den sich der Verfasser vorsetzte, und das Gebiet, auf welchem er sich bewegte, gestattete nicht eine solche Entwickelung. Aber gerade damit, daß er uns sagt, die Seele sei vermittelst des Hirnes thätig, sie besitze verschiedene Kräfte, welche das Hirn durch entsprechende Organe offenbare, gibt er hinlänglich zu verstehen, daß seiner Meinung nach die Seele ein von dem Hirn ganz verschiedenes Wesen sei. Es wäre also eine Ungerechtigkeit, ihm, wie man es andern Phrenologisten thun könnte, den Vorwurf zu machen, daß er diese zwei verschiedenen Wesen vermenge, die geistigen und moralischen Operationen auf einfache Modifikationen eines materiellen Organes zurückführe, und unter dem Vorwande, die physiologischen Erscheinungen zu erklären, dem Spiritualismus den Todesstoß gebe,

die Freiheit vernichte und den Maschinen-Menschen (Automaten) des La Metrie wieder auferwecke.

Der zweite Grundsatz des Verfassers besteht aus zwei Theilen, erstens, daß die Seele mit verschiedenen Kräften begabt sei, zweitens, daß sie diese Kräfte durch entsprechende Funktionen im Gehirn offenbare. Der erste Theil enthält eine unbestreitbare Wahrheit; denn Niemand hat es je in Abrede gestellt, daß, obgleich die Seele eine einfache und untheilbare Substanz ist, sie nichts desto weniger verschiedene Kräfte besitze, welche sich nicht allein in verschiedenen Subjecten, sondern auch in dem nämlichen jeden Augenblick kund geben. Die Ideologen haben sie auf verschiedene Arten klassifizirt; die einen nahmen mehr, die andern weniger an; die einen gaben ihnen diesen, die anderen jenen Namen, aber alle stimmen darin überein, daß diese Kräfte verschieden sind, weil die von ihnen verrichteten Handlungen nicht von der nämlichen Natur sind, und sie in keiner Weise vermengt werden können. Der zweite Theil, welcher die Behauptung aufstellt, daß die Seele vermittelst der Gehirnorgane ihre Kräfte offenbart, bietet ebenfalls keine wirkliche Schwierigkeit dar, insofern sie nämlich ausspricht, daß das Gehirn in dem bereits bestimmten Sinn das Organ der Seele sei. Das ist gerade der Grund, weßhalb viele Philosophen geglaubt haben, daß dieses Organ der Theil des Körpers sei, in dem unsere Seele ihren Sitz habe.

Der Unterschied zwischen den Phrenologen und Physiologen besteht darin, daß diese das Gehirn nur als ein einziges Organ annahmen und es nicht in verschiedene Theile zerlegten, die für die verschiedenen Kräfte der Seele gleichsam die eigenthümlichen Organe wären. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, findet sich die Frage plötzlich außer dem Gebiete der Metaphysik, der Psychologie und sogar der Ideologie; sie ist im Bereich der physiologischen Wissenschaft, und darf nicht durch das reine Räsonnement, sondern durch die Beobachtung der Erscheinungen behandelt werden. In der That reduzirt sich Alles darauf, zu wissen, ob die Erfahrung wirklich lehrt, daß zwischen dieser oder jener Thätigkeit der Seele und zwischen diesem oder jenem Theile des Hirnes

eine Beziehung stattfindet, ob das größere oder geringere Volumen, ob selbst die äußere Bildung dieses Theiles in einer beständigen Beziehung zu der Entwickelung und zur Energie dieser Kräfte steht. Wenn wir sehen, daß man uns vollständig beobachtete Thatsachen vorbringt, welche es beweisen, so werden wir daraus den Schluß ziehen, daß die Phrenologie wirklich den Namen einer Wissenschaft verdient; und der Schritt, den sie vorwärts gemacht haben wird, zur Kenntniß des Menschen beizutragen, besteht darin, daß, da man bis jetzt nur sagen konnte, daß das Hirn, in seiner Gesammtheit oder Totalität genommen, das Organ der Seele sei, wir noch weiter werden hinzufügen können, daß das Gehirn aus verschiedenen Theilen besteht, und daß ein jeder dieser Theile das spezielle Organ einer der Seelenkräfte sei. Hierin sehen wir Nichts, was der Spiritualität derselben entgegen wäre; denn wenn man zu jeder Zeit sagen konnte, daß gewisse Beziehungen zwischen diesen Kräften und dem Gehirn stattfinden, ohne daß daraus den Schluß zu ziehen gestattet wäre, daß man ihrer Spiritualität einen Abbruch thue, so dürfte man auch ohne Weiteres sagen, daß die Seele, obwohl sie vollkommen einfach ist, dennoch nach ihren Kräften bestimmte Beziehungen zu den verschiedenen Theilen des Gehirnes haben kann.

Dieses Organ war ohne Zweifel früher wie jetzt zusammengesetzt und gebildet; und wenn dieses nicht als ein Hinderniß für seine Beziehungen zu der Seele angesehen wurde, warum sollte man es jetzt darin finden? Die nämliche Seele bedient sich der Augen zum Sehen, der Ohren zum Hören, des Gaumens zum Schmecken, und der andern Organe des Körpers, sei es um die verschiedenen Eindrücke aufzunehmen, sei es, seinen Willen auszuführen; warum sollte es mit dem Gehirne nicht ebenso sein? Es ist nicht möglich, diese Gedanken mit mehr Bestimmtheit und Deutlichkeit auszusprechen, als es unser berühmter Huarte in seinem so ausgezeichneten 1668 zu Madrid erschienenen Buche über die Prüfung der Geisteskräfte that, welches Werk zum phrenologischen Systeme das Fundament legte, das in verschiedene Sprachen übersetzt wurde, und sich noch jetzt einer großen Achtung

in allen wichtigen Mittelpunkten der europäischen Wissenschaft erfreut. „Eine vernünftige Seele, sagt er, die mit einem Körper vereinigt ist, kann keine entgegengesetzte oder auch nur verschiedene Handlungen hervorbringen, wenn sie nicht für eine jede ein besonderes Werkzeug hat. Man sieht dieses deutlich in den verschiedenen Erscheinungen, die aus der Verschiedenheit der äußeren Eindrücke entspringen, welche nur gerade durch die Verschiedenheit der sie aufnehmenden Sinne, des Gesichtes, Gehöres, Geschmacks, Geruchs und Gefühls entstehen. Wenn dem nicht so wäre, so gäbe es nur eine einzige Art von Handlung. Alles müßte entweder gesehen, oder geschmeckt, oder gefühlt werden, weil es das Werkzeug ist, welches das Vermögen in der Ausübung bestimmt und modifizirt. Aus dem nun, was so deutlich bei den äußern Sinnen vorgeht, kann man schließen, was bei den innern Sinnen stattfinden muß." Welche Vorstellung man sich auch von der phrenologischen Wissenschaft machen mag, so bleibt es jedenfalls eine sehr auffallende Erscheinung, daß im siebenzehnten Jahrhundert, also zur Zeit unseres Verfalles, sich ein Spanier gefunden hat, welcher mit eben so viel Nachdruck als Klarheit die Grundsätze einer neuen Wissenschaft aufgestellt hat. Aber es ist ein beklagenswerther Umstand, auch hier wieder die zur Gewohnheit gewordene Fahrlässigkeit verwirklicht zu sehen, welche bewirkt, daß wir nicht, wie wir es könnten, unseren nationalen Ruhm für uns in Anspruch nehmen, und daß die großen Geister, die sonst überall elektrische Wirkungen hervorbringen, bei uns in tiefer Finsterniß verborgen bleiben, und zwar so sehr, daß die Fremden von unsern Erfindungen und von unsern Entdeckungen den Vortheil ziehen.

Indessen muß man doch nicht glauben, daß man unbedingt behaupten könne, Huarte sei der erste gewesen, welcher die Grundsätze aufstellte, auf welche sich die jetzigen Phrenologen stützen. Man findet hie und da in den alten Schriftstellern Bemerkungen zerstreut, welche mit mehr oder weniger Klarheit zeigen, daß die Elemente der Phrenologie damals schon nicht ganz unbekannt waren, wenn wir auch sogar die Arbeiten eines Albert des Großen aus dem dreizehnten Jahrhunderte, die eines Montaigne aus dem

fünfzehnten, und endlich die eines Louis Dolci gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mit Stillschweigen übergehen, welche jedoch Dr. Cubi alle erwähnte. Die Alten — wir verstehen darunter diejenigen, welche während des Mittelalters und während der Jahrhunderte lebten, die wir ohne Unterschied die Jahrhunderte der Finsterniß und Ignoranz zu nennen pflegen, — die Alten wußten über diese kitzeligen Gegenstände viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, und wenn sie die so zahlreichen Hilfsmittel, die uns zu unserer Belehrung zur Verfügung stehen, nicht besaßen, so ersetzten sie diesen Mangel durch die Zähigkeit in ihrer Arbeit und durch die Tiefe ihrer Forschungen.

In den Werken des heil. Thomas von Aquin finden sich herrliche Bemerkungen in Betreff der Beziehungen und Verbindungen der Seele mit dem Leibe. Wir können unsere Verwunderung nicht stark genug ausdrücken, daß ein Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts Erscheinungen, und so äußerst komplizirte Thatsachen, die man für unerklärlich halten könnte, in Berücksichtigung des Standes, in dem sich damals die Naturwissenschaften befanden, mit solcher Genauigkeit, mit so viel Scharfsinn und solcher Urtheilskraft entdecken und wiedergeben konnte. Die neuern Beobachter, welche unserm berühmten Huarte so großes Lob spenden, weil er im siebenzehnten Jahrhunderte die ersten Umrisse einer neuen Wissenschaft gegeben hat, werden gewiß mit Vergnügen die Worte des eben genannten Heiligen hören; sie werden angenehm überrascht sein, wenn sie sehen, mit welchem feinen Gefühl der niedrige Mönch des Mittelalters so wichtige und kitzelige Fragen behandelte. „Die Vernunftseele, sagt er, ist, wiewohl sie ihrem Wesen nach eine ist, nichts desto weniger wegen ihrer Bildungsfähigkeit in ihren Kräften manchfach. Und deßhalb bedarf sie zu ihren verschiedenen Verrichtungen in den verschiedenen Theilen des Körpers, mit dem sie verbunden ist, auch verschiedener Einrichtungen. Und deßwegen sehen wir eine größere Verschiedenheit der Theile in den vollkommenen, als in den unvollkommenen Thieren, und in diesen wieder eine größere, als in den Pflanzen.“ Wir haben uns zwar bemüht, eine möglichst

treue Uebersetzung zu geben, wollen aber doch, da wir wünschen, daß der Leser die Worte des heiligen Thomas selbst kennen lerne, dieselben hier wörtlich anführen: Et hoc competit animae intellectivae, quae quamvis sit una secundum essentiam, tamen propter sui perfectionem est multiplex in virtute. Et ideo ad diversas operationes indiget diversis dispositionibus in partibus corporis, cui unitur. Et propter hoc videmus quod major est diversitas partium in animalibus perfectis quam imperfectis, et in his quam in plantis. (D. Th. Q. 76, art. 5. ad 3.)

Die Wissenschaftlichkeit und die Urtheilskraft, welche sich in diesen Worten zeigen, sind wirklich bewunderungswürdig; aber es bleibt uns eine noch auffallendere Stelle anzuführen, aus der man ganz deutlich sehen kann, daß der heilige Doctor in der That Kenntniß von den phrenologischen Theorien hatte, und daß mehrere seiner Zeitgenossen in dem nämlichen Falle waren. Geben wir auf die ihn leitende Vorsicht Acht; er erzählt, aber er urtheilt nicht, indem er so durch sein eigenes Beispiel zeigt, daß man, sobald es sich um phrenologische Erscheinungen handelt, zuerst beobachten müsse, ehe man eine Behauptung aufstellt. Indem er von den innern Sinnen und insbesondere von einer gewissen Thätigkeit der Seele spricht, sagt er, daß diese Thätigkeit Vernunft heißt, der die Aerzte ein bestimmtes Organ anweisen, nämlich gerade die Mitte des Kopfes. Unde etiam dicitur ratio particularis, cui medici assignant determinatum organum, scilicet mediam partem capitis. (D. Th. Q. 78, art. 4.)

Nachdem wir die Schwierigkeit beseitigt haben, welche man über die Unverträglichkeit der phrenologischen Theorien mit der Spiritualität der Seele glaubte erheben zu können; nachdem wir bewiesen haben, daß diese Spiritualität Nichts zu fürchten hat von der Manchfaltigkeit der Organe, welche man im Gehirne annehmen kann, haben wir jetzt nur noch zu entscheiden, ob diese Organe wirklich vorhanden sind, und dann, welche Theile des Gehirnes sie enthalten. Das ist nun die theoretische Seite der Wissenschaft, und dennoch muß sie auf einer Reihe von Thatsachen beruhen, die mit der größten Sorgfalt beobachtet und mit der

strengsten Wahrheit dargestellt sein sollen. Nachher haben wir noch zu untersuchen, ob es möglich ist, von den aufgestellten Grundsätzen eine Anwendung zu machen und zur Beschauung des Schädels daraus praktische Anhaltspunkte zu gewinnen, so daß, wenn man mit der Hand darüber fährt, oder sie nur einfach betrachtet, man sogleich erkennt, welches die geistigen Fähigkeiten der Person sind; daß man ihre besonderen Anlagen und die Art ihrer Befähigungen für eine Wissenschaft oder einen Stand so gut unterscheidet, daß man, auch ohne sie über diesen Gegenstand sich aussprechen zu hören, und ohne etwas zu thun, was uns auf ihre Tüchtigkeit schließen ließe, nichts desto weniger das Vorhandensein derselben zu erkennen, ja sogar mit einer gewissen Bestimmtheit ihren Umfang anzugeben im Stande sei.

Mit einer wirklichen Ungeduld erwarten wir die Thatsachen, welche Doctor Cubi in bedeutender Anzahl in seinem angekündigten Werke zusammenzustellen nicht ermangeln wird, und wir wünschen aufrichtig, daß sie geeignet sein möchten, die Zweifel, welche noch mehrere Gelehrten gegen die Phrenologie erheben, zu verscheuchen. Wie die Naturwissenschaften, zu denen sie gezählt werden muß, sich nicht auf einfache Hypothesen, oder auf mehr oder weniger überführende Analogien beschränken können; wie sie sich auf gründlich und streng beobachtete Thatsachen stützen müssen, so wird auch sie durch solche Beweisgründe uns bewiesen werden müssen. Die erste Thatsache, die ihr als Beweis dienen wird, ist, daß das Gehirn in eine gewisse Anzahl von Theilen getheilt ist, wovon ein Jeder seine besondere Funktion hat; die zweite, daß diese Funktionen an einen bestimmten Ort angewiesen, und ihre Beziehungen zu den verschiedenen Kräften der Seele festgestellt seien; die dritte, daß man, bei der Untersuchung des Schädels mit dem Auge oder der Hand, das Vorhandensein und die Entwickelung dieser Kräfte erkennen kann; die vierte, daß man mit einer gewissen Bestimmtheit die gewöhnlichen Ursachen des Irrthums bei einem ähnlichen Studium angebe; die fünfte, daß man durch unbezweifelte und ganz verläßliche Thatsachen erkläre, welches die Entwickelung, welches die Veränderungen seien, welche

die Erziehung, der Unterricht, die Beschäftigungen, die allgemeine Lebensweise und die anderen Ursachen ähnlicher Art herbeiführen können; die sechste, daß den Zeichnungen, auf denen die verschiedenen Sitze der Gehirnsorgane dargestellt werden, Erklärungen über die Art der Zeichnung und über ihren besondern Gegenstand beigefügt werden, damit man nicht das auf die Köpfe im Allgemeinen Bezügliche mit dem vermenge, was nur solche Köpfe betrifft, die unter einem ausnahmsweisen Einflusse künstlich oder natürlich gebildet sind.

Kurz, wir hegen den lebhaften Wunsch, daß Doctor Cubi die Phrenologie zu der ganzen Höhe erhebe, welche die Ehre und die Würde die Wissenschaft selbst verlangen, damit man sie unter keinem Vorwande der Träumerei oder Charlatanerie zeihen könne. Wir wünschen, daß man in der Praxis dieser Wissenschaft keine ihrer Befugnisse nehme, und daß man ihr keine eingebildeten zutheile. Die Uebertreibung kann einen momentanen Enthusiasmus hervorbringen, aber nur die Wahrheit sichert sich dauernde Erfolge. Das Ansehen einer Wissenschaft muß auf überzeugende Beweise gegründet sein, die in der Vernunft ihre tiefen Wurzeln haben, und nicht auf Schmeicheleien, die man der Eigenliebe einräumt, oder auf die eitle Befriedigung einer müssigen Liebhaberei.

Seine lange Erfahrung hat sicherlich dem berühmten Professor die Nothwendigkeit gezeigt, seinen Schülern die Wahrheiten, die wir eben ausgesprochen haben, einzuschärfen. Möge er überzeugt sein, daß es in Spanien nicht an Redlichkeit und Urtheilskraft fehle, welche das Verdienst seiner Erklärungen wohl zu würdigen wissen wird, und daß in gleicher Weise in diesem Lande glückliche Anlagen vorhanden sind, um die bezeichneten Klippen zu vermeiden. Diese Anlagen werden ihm besonders den Weg bahnen, um in eine gründliche und ausführliche Zerlegung der Grundsätze und der Anwendung der Wissenschaft einzugehen, ohne dabei wie in andern Ländern Gefahr zu laufen, nicht unterrichtete und verständige Schüler, sondern oberflächliche und alberne Enthusiasten zu bilden. Indem wir

es uns vorbehalten, ein anderes Mal wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen, wünschen wir ihm zu Barcelona den Beifall, der ihm zu Neu-Orleans zu Theil geworden, auf daß ihm die Journale unserer Stadt den Lobestribut bezahlen können, den er bereits in der neuen Welt eingenommen hat.

Das Wort Philosophie.

Es gibt Ausdrücke, die Jedermann ausspricht, über die Wenige nachdenken und welche die Mehrzahl auf eine oberflächliche, schwankende, unbestimmte Weise versteht, die schon genügt, diese Wörter wie eine bekannte Münze in Umlauf zu setzen, bei welcher Niemand an eine Verfälschung denkt, aber deren Aufschrift Niemand lesen, und deren Werth Niemand schätzen kann. So ist es auch mit dem Worte Philosophie, mit diesem Worte, welches auf alle Gegenstände angewendet, auf alle Arten von Kenntnissen ausgedehnt wird, das in der Literatur herrscht, in die schönen Künste eindringt und vor Allem in den Wissenschaften zu Haus ist.

Es gab eine Zeit, wo man die Philosophie als eine besondere Wissenschaft betrachtete, die, von den anderen gänzlich abgeschieden, sich auf gewisse Gegenstände beschränkte, und das bildete, was man ein Lehrgebäude, Lehrsystem nennt. Jetzt und seit dem verflossenen Jahrhundert ist die Philosophie kein Zweig der menschlichen Kenntnisse mehr; sie ist weder ihre Wurzel noch ihre Frucht, sondern eine Art von kostbarem Saft, der sich allmälig in alle Theile verbreitet. Auf solche Weise haben wir eine Wissenschaftsphilosophie, eine Literaturphilosophie, Kunst- und Weltphilosophie, kurz Philosophie von Allem. Nun aber, was bezeichnet dieses Wort in seiner ganzen Bedeutung, in seinem eigentlichen Sinne, in seiner vollständigen Ausdehnung genommen, daß es auf so viele verschiedene Gegenstände von so verschiedener Natur, von so manchfachen Formen, von jeder Farbe und jeder

Schattirung seine Anwendung findet. Wir wollen eine einfache und leichte Definition davon geben, die aber auch bei ihrer Einfachheit nicht ermangelt, vollständig zu sein; wir werden es so einrichten, daß wir dabei zugleich die Wahrheit der berühmten Inschrift auf dem Grabmale Boherave's beweisen: Sigillum veri simplex, der Stempel des Wahren ist Einfachheit. Die Philosophie besteht darin, bei jedem Gegenstande Alles zu sehen, was darin ist, und Nichts als was darin ist. Wir wollen es beweisen; nehmen wir das Wort in dem eben von uns festgestellten Sinne, und wenden wir es allmälig auf alle Gegenstände an, für welche man es braucht. Wenn es vollkommen paßt und wenn eine einfache Zusammenstellung genügt, um die Uebereinstimmung und die Einheit zu konstatiren, so ist dies ein deutlicher Beweis, daß wir es recht getroffen, und daß wir den charakteristischen Zug der wahren Philosophie aufgefaßt haben.

Vor Allem aber müssen wir bemerken, bis zu welchem Punkt die Einschränkung nöthig ist, welche wir absichtlich durch den zweiten Theil der Definition hinzugefügt haben, nämlich: und Nichts als was darin ist. Denn wie es dunkle und beschränkte Geister gibt, die niemals dazu kommen, die Dinge gehörig zu unterscheiden, so gibt es auch allzu lebhafte und wunderliche, die in Allem grübeln, die immer zu weit gehen, ähnlich jenen Tollköpfen, welche in der dichtesten Finsterniß Funken zu sehen glauben, und sich einbilden, viele und verschiedene Gegenstände zu betrachten, während sie in Wirklichkeit Nichts sehen. Diese trügerische Philosophie ist in der Welt sehr gemein; man spricht von Allem, man räsonnirt über Alles, man zieht mit einer seltenen Leichtigkeit aus Allem Folgerungen; man stellt in den Tag hinein willkürliche Grundsätze auf, und die arme Wahrheit geht dabei so mißhandelt aus, als man sich wohl erwarten durfte, nachdem man dem gefährlichsten ihrer Feinde, dem Charlatanismus, ihre Interessen anvertraut hat.

Das wahre Talent selbst, und besonders dasjenige, welches von dem Strahle der Genialität umglänzt ist, läuft große Gefahr, in dieses Uebermaß zu gerathen. Durch seinen natürlichen Ungestüm

fortgezogen, stolz im Gefühl seiner Kraft, sogar durch die Leichtigkeit, womit es Alles auffaßt und begreift, verleitet, faßt es alle Gegenstände an, macht sich daraus wie aus einer geringfügigen Sache ein Spielzeug, und mehr als einmal endet es damit, daß es sie ihrer Schönheit beraubt und verstümmelt. Aber gönnt ihm einen Augenblick Ruhe, macht, daß es, einen Moment in sich gesammelt, seinen durchdringenden Blick auf irgend einen Gegenstand fest heften kann; dann wird dieser Gegenstand seinen Augen wie der Krystall durchsichtig; es dringt bis auf den Grund seiner Natur, untersucht alle Tiefen, und mit einer sichern Hand den wesentlichen Punkt der Frage bezeichnend, sagt es: Das ist's.

Wir wollen nun aber, wie wir es gesagt haben, die Hauptkenntnisse, auf welche das Wort Philosophie angewendet wird, rasch betrachten. Was ist Philosophie der Geschichte? Die wahre Kenntniß der Menschen und der Dinge; es ist der Ueberblick, welcher die Ereignisse mit allen ihren Beziehungen und in ihrer Verwandtschaft, mit der Verkettung der Wirkungen und Ursachen umfaßt; es ist das geistige Schauen, welches die Handlungen der Welt, wie ein Drama, wovon es der Zuschauer ist, wieder vor sich aufführen läßt; es ist endlich die gründliche Kenntniß der Leidenschaften, welche die Menschen in den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten aufregen. Das nennt man Philosophie der Geschichte, weil in solcher Weise die Dinge so gesehen werden, wie sie sind, und nicht anders; weil es nicht mehr eine einfache Herzählung von Kriegen, Schlachten, Geburts- und Sterbtagen ist; es ist Etwas mehr als eine magere Erzählung, die Nichts belebt, Nichts ausmalt und Nichts Bewegung und Leben verleiht, welche bewirkt, daß wir den historischen Scenen nicht mit dem Interesse des Zuschauers, dessen Gemüth durch das Drama erregt wird, sondern nur mit der schwachen Aufmerksamkeit des Neugierigen beiwohnen, welcher ein mit seltenen und kostbaren Dingen angefülltes Museum in der Eile betrachtet.

Was ist nun eigentlich Philosophie in der Literatursprache? Wäre es etwa die Kenntniß und Anwendung der Regeln? Nein, diese Regeln selbst werden durch sie bedingt, die kombinirte Analyse

des Geistes und des Herzens, es ist das gründliche Studium des ganzen Menschen in seiner erhabensten Bedeutung. Und warum wird diese Kenntniß Philosophie genannt, während man die einfache Kenntniß der Regeln nicht so nennen könnte? Weil die Regeln ohne den Beweis, welcher ihnen zur Grundlage dient, Nichts oder nur unbestimmte Allgemeinheiten sind, die ihren Gegenstand niemals so scharf bezeichnen, daß man bei ihrer Beleuchtung allein das Gute vom Schlechten unterscheiden könnte.

Philosoph nennen wir einen Mann, welcher den Dingen den wahren Werth zu bestimmen weiß, der Nichts vermindert noch vergrößert, der den Leidenschaften Stillschweigen gebietet, niemals dem Eigennutz nachgibt, der nur die Gegenstände seines Studiums vor Augen hat, ihren verschiedenen Werth bestimmt, ihre Aehnlichkeiten zeigt, ihre Klassifikationen festsetzt, sie immer an ihren rechten Platz stellt, und sie unter ihrem wahren Gesichtspunkte zeigt. Wenn wir einen uneigennützigen Mann sehen, welcher die menschlichen Nichtswürdigkeiten verachtet, der sich über die Vorurtheile zu erheben weiß, wovon die große Masse geblendet wird, und der alsdann dieser innern Ueberzeugung folgt, die wir alle bis zu einem gewissen Grade theilen, daß die Welt voll Thorheit und Eitelkeit sei; so geben wir diesem Manne den Namen Philosoph als Beweis, daß er die Dinge für das hält, was sie wirklich sind, nicht mehr und nicht weniger.

Diese wenigen Bemerkungen und Anzeichen genügen, um verständlich zu machen, was man unter dem Worte Philosophie zu verstehen hat. Sie lassen uns deutlich sehen, daß da keine Philosophie ist, wo es nur Worte gibt, daß da keine Philosophie ist, wo nur verwegene Einfälle und glänzende Bilder gefunden werden; kurz, daß die Philosophie von der Wahrheit unzertrennlich ist.

Ein Fort und eine Stadt.

I.

Ich erhebe mein gebieterisches Haupt bis zu den Wolken; das Meer bespült meine Füße. Wenn der Sturm tobt, sehe ich mit Geringschätzung die drohenden Wogen unter mir sich brechen. Die reiche Ebene Barcelona's dient mir als Teppich, und wenn das ruhige Meer friedlich in seinem Bette bleibt, glauben die nach der Küste segelnden Matrosen mich in der Ferne auf einem geschliffenen und strahlenden Krystall sitzen zu sehen.

Sobald die Morgenröthe erscheint, lassen meine Zinnen die ersten Strahlen ihres Lichtes zurückleuchten; ehe die aufgehende Sonne das Meer in einen Feuersee verwandelt, bezahlt sie mir ihren Tribut und bedeckt mich in verschwenderischer Weise mit Gold und Perlen.

In der Dunkelheit der Nacht sieht der Schiffer meinen Schattenriß am Horizont sich abbilden, gleich dem eines riesigen Gespenstes, welches den Eingang der Erde bewacht. Unglück dem, der sich ohne meine Einwilligung naht! Meine Abhänge sind mit alten Mauern ausgezackt; ich trage sie stolz auf meiner Stirn, wie ein alter Eroberer seinen Schlachthelm trug; die Federn seines Helmbusches flatterten nicht mit solcher Anmuth und Majestät im Winde, als auf meinen Wällen die kastilische Fahne weht.

Die Stimme des Donners ist nicht so schrecklich als die meinige; meine furchtbaren Salven machen die Erde zittern und hallen fernhin über den weiten Raum des Meeres; Alles, was lebt, ist erfüllt von Achtung und Schrecken; der Landmann stellt seine Arbeit ein und betrachtet die Flamme und den Rauch,

welcher aus meinem Innern aufsteigt, wie der glühende Hauch, den unter dem Brüllen seines Zornes ein wüthendes Ungethüm ausstieß.

II.

Seht ihr Kataloniens Königin, die reichste Juwele, welche die Krone der iberischen Herrscher schmückt, liegend an dem Ufer des Meeres wie eine kostbare Muschel, welche die Wogen auf die Ufer gespült haben? — Sie ist meine Sklavin.

— Mit Nichten bin ich deine Sklavin.

— Weißt du nicht, daß du, wenn ich es will, vergnügt und bebend zu meinen Füßen hüpfest, wie ein junges muthwilliges Mädchen zu den Füßen ihres Herrn; daß, wenn ich meine fürchterliche Stimme erhebe, du dich plötzlich wie ein schwaches Rohr beugest.

Wenn an einem Fest- oder Freudentage mein stolzes Brüllen über deinem Haupte erschallt, werden deine Gebäude erschüttert, deine Fenster brechen klirrend zusammen, deine jungen Mädchen erblassen, das Kind zittert, und eilt unsichern Schrittes und mit Thränen bedecktem Gesichte, um in den Armen der Mutter Schutz zu finden.

— Ich bin nicht deine Sklavin.

— Du bist nicht meine Sklavin? An einem Tage, an einem einzigen Tage entbrannte mein Unwille gegen dich; hast du es vergessen können? Sind aus deinem Gedächtnisse jene Schreckensstunden schon verschwunden, während welcher meine entzündeten Mündungen mit einem gräßlichen Geheul über deinem Haupte Feuerströme, einen dichten Regen von glühendem Eisen ausspieen?

Du bist nicht eine Sklavin? Wie! In so kurzer Zeit hast du also vergessen das gellende Geräusch meiner zerstörenden Geschosse, welche ich mit weniger Mühe gegen dich schleuderte, als ein Kind braucht, um mit seiner Schleuder einen Stein zu werfen? Siehst du sie nicht, wie sie mit reißender Schnelligkeit bis in die Region der Wolken sich erheben, und dann über dir schwebend, um gewissermaßen ihr Schlachtopfer auszusuchen, den feurigen

Schweif, der die verderbliche Bahn des Kometen bezeichnet, nach sich ziehen? Siehst du nicht, wie sie mit Blitzesschnelle auf deine Mauern niederstürzen? Es sind also aus deinem Gedächtnisse verwischt sowohl der schreckliche Einsturz der Dächer und das Einfallen deiner Gebäude, als auch die entsetzlichen Verheerungen, welche die Bombe noch anrichtet, wenn sie nach ihrem Falle von Neuem wieder aufspringt?

Du bist nicht meine Sklavin? und eine Schaar furchtsamer Tauben zerstreut sich nicht eiliger bei dem Knall der Flinte des Jägers, als deine Kinder, wenn sie den Donner meiner Kanonen hören?

Diese zahlreichen Werkstätten, worauf du so stolz bist, deine Schätze und dein Reichthum, diese prachtvollen Denkmäler, wo du so glänzende und so weich gepolsterte Stühle aufstellst, um hier die langen Stunden deiner berauschenden Spiele zuzubringen — hängt es nicht von mir ab, sie in Asche zu verwandeln? In einem Augenblick wird, wenn ich will, dein schöner Himmel durch den Staub deiner Trümmer sich verdunkeln! Und eingehüllt in eine Rauchwolke, wirst du für so viele fremde und Handel treibende Nationen, welche Barcelona wie einen niedrigen Strohhaufen durch das Feuer verzehrt sehen werden, ein Gegenstand des Staunens und Schreckens sein.

III.

Wir hätten viele Jahrhunderte in Friede und Ruhe hingebracht, wenn deine Wuth es gestattet hätte. Aber daß du zu meinem Verderben in Harnisch geräthst, meiner Thränen spottest, und mich unter dem Gewicht deiner Wuth zertrümmerst, wie der Geier sich blutgierig auf seine Beute stürzt und in ihr die letzten Zuckungen des Lebens belauert; hätte ich es für möglich gehalten! Wenn ein feiger Verrath dich fremden Händen überliefert hätte, dann, aber nur dann hätte ich es erwarten dürfen, deine Feuer gegen mich gerichtet zu sehen.

An einem Unglückstage, als die Zwietracht ihre verderblichen Schlangen in meinem Innern aufrüttelte und das Blut in meinen

Straßen fließen machte, kämpften, von einer blinden Wuth angestachelt, die Brüder gegen Brüder mit einer Tapferkeit und einem Ungestüm, die uns an die Horden Berwick's erinnerten. Wenn zu dieser verhängnißvollen Stunde, wo die unglücklichen Schlachtopfer der Volkswuth, sich in ihrem Blute wälzend, um Rache schrieen, du dich aufgefordert fühltest, ihnen beizustehen, mußtest du dann das unter so grausamen Umständen angefangene Feuer fortspeien lassen? Damals sah ich Waffe gegen Waffe, Wuth gegen Wuth. Aber als der Volkssturm sich gelegt hatte, als meine Straßen leer und meine Wälle verlassen waren, als meine Kinder in so großer Zahl sich auf dem Lande zerstreut hatten und in Aengsten die Lösung eines so traurigen Dramas erwarteten, als ich unterworfen und zur Ruhe gebracht, redlich meine Thore öffnete und den Belagerern freundlich die Hand entgegenhielt, als ich den gediegenen Charakter meiner Abgesandten als Bürgen meines Wortes gab, als mein ehrwürdiger Oberhirte den Oelzweig an seinem Bischofsstabe befestigt trug, wie? in einem solchen Augenblick, da ich zerstört, ohne Vertheidigung, fast verlassen war — da mich noch einmal beschießen! Nein, nein, so sprach kein spanisches Herz zu den Soldaten: sie wären lieber über eine feindliche Bresche gestiegen, als daß sie Gewehr im Arm der Zerstörung und dem Brande einer spanischen Stadt beiwohnten!

Ich hatte dich für den Wächter meiner Ruhe gehalten, für den Beschützer meiner Reichthümer; mußten aber deine mit Kanonen bewaffneten Wälle mir jemals Mißgeschick verursachen? Ich glaubte, sie seien gegen ein feindliches Lager gerichtet. Wenn sich am entfernten Horizonte die britische Flagge gezeigt, die so stolz ist auf ihre Triumphe über die Küsten Indiens, über die Gestade des himmlischen Reiches, wenn es mir gedroht hätte, mir die Erinnerung an die Gewässer von Trafalgar, an Gibraltar und seine verhaßten Mauern zurückzurufen, dann hätte ich unwillkürlich die Augen nach deinen Bastionen gerichtet, und mit Muth und Freude erfülltem Herzen hätte ich zu mir gesagt: Das ist dein Schutz!

Was liegt mir an den tapferen Legionen, welche von der

Höhe der Pyrenäen in meine Ebene herabsteigen könnten? Es soll sich vor meinen Thoren ein blutiger Kampf entspinnen, und der Riese wird mit hundert Feuerschlünden Donner verbreiten, so daß die Feinde in ihrem Schrecken ihre Verschanzungen zu gewinnen suchen, um ihre Niederlage zu verbergen! Wenn du in deinem edlen Stolze die erschütterten Lüfte wiederhallen ließest, um einen Festtag anzuschießen, so war dein Stolz mein Stolz; ich zog mit einem gewissen Selbstgefühl die Fahne meiner Könige auf; sie flatterte auf meinen Schiffen im Angesichte der fremden Flaggen und schien ihnen zu sagen: Höret und zittert!

Aber unselig war der Tag, als du so schöne Erwartungen täuschtest! unselig der Tag, da du den auf meinen Ruhm eifersüchtigen Nationen ein so grausames Vergnügen machtest, indem du ihnen den Anblick meiner rauchenden Trümmer zeigtest! An diesem Tage verhülltest du den Glanz eines königlichen Festes mit einem Trauerschleier.

Ja, eine traurige, sehr traurige Erinnerung! Ein anderes Fest muß es verwischen. Weißt du, welches dieses Fest sein soll? Ein Tag wird kommen, es wird kommen der ersehnte Tag, wo die Sonne strahlender und schöner am Horizont aufsteigen wird, wo die glänzende Morgenröthe mit den feinsten und reinsten Farben den Osten bemalen wird. Mein Volk, über die große Mauer geneigt, wird in banger Spannung erwarten, daß ein Goldstrahl auf deinen Scheitel fallen wird. Alsdann wirst du donnern wie der Aetna in den Tagen seines Zornes; und bei dem Donner deiner Kanonen werden meine vergnügten Kinder mit eben so viel Sicherheit tanzen, als der Landmann bei dem Tone eines ländlichen Instrumentes. Weißt du, was deine Kanonen verkünden werden? sie werden sagen, daß die Stunde geschlagen hat, da die edle Tochter von hundert Königen sich auf den Thronhimmel des heiligen Ferdinand gesetzt hat.

Alsdann wirst du wünschen, daß eine dichte Wolke dich den Augen der jungen Königin entzieht; und wenn zum ersten Male der Unwille die sanften Züge ihrer Majestät entflammt, dann wirst du unterthänig und in ihrer Gegenwart zitternd zu ihr sagen: Königin, ich war nicht ich!

Spanische Zustände.

Erster Artikel.

Ueber dem düstern Horizont, der durch Stürme bewegt, von Blitzen durchzuckt, durch den Donner erschüttert wird, ist eine ruhige und heitere Region, die von den Strahlen der Sonne getränkt ist. Ebenso erhebt sich über der Politik der Leidenschaften die Politik der Geister; über den Eintags- und Sonderinteressen stehen die allgemeinen und dauernden; über den verborgenen Winkelzügen der Unredlichkeit der Glanz der geraden Wahrheit. Die Stimme dieser letzteren wurde schon seit ziemlich langer Zeit in Spanien nicht mehr gehört. Sogar die Dinge, die unter unsern Augen vorgehen, dürfen wir nicht so sehen, wie sie sind, man übertreibt, man entstellt das Gute wie das Schlechte. Dieses unglückliche Land ist in einen blutigen Tummelplatz verwandelt, wo man schonungslos kämpft bald mit den Waffen der Gewalt, bald mit denen der Treulosigkeit und des Verraths. Die Kämpfenden sind darauf bedacht, ihre eigene Lage und die ihrer Gegner unter einem falschen Lichte zu zeigen. Absichtlich erregen sie zu dem Ende eine Staubwolke, um sich gegenseitig und die Zuschauer zu verblenden. Wer war im Stande, sich eine rechte Idee und einen vollständigen Begriff von der Partei und Sache des Don Carlos zu machen, wenn er sich an die der Königin günstigen Journale hielt? Ebenso wer konnte die verschiedenen Elemente kennen, welche sich zu Gunsten dieser letzteren vereinigten, wenn er sich seine Meinung nach der Gazette von Oñate bildete? Wie wäre es in dem blutigen Kampfe, den sich die verschiedenen

Fraktionen der liberalen Partei in der Folge geliefert haben, möglich, durch die so leidenschaftlichen Wortwechsel, das so viele Schreien, die so vielen Beschuldigungen und Beschimpfungen hindurch die Wahrheit herauszubringen?

Es ist dieß ein sehr betrübender Gedanke, der es noch mehr werden muß, wenn man den Grad der Aufregung erwägt, zu dem die Leidenschaften heute gelangt sind. Wenn man nicht solche Parteien, die nur allzu sehr bekannt sind, und welche jeden Tag neue Ueberläufer zählen, auf den Kampfplatz herabsteigen sieht, so müssen wir wohl von denjenigen reden, welche der reinen Monarchie, oder dem, was Zea Bermudes unter dem Namen eines eleganten Despotismus etwa Aehnliches träumt, oder dem, was die Parteigänger des Don Carlos wünschten, den Vorzug geben. Diese zwei letzteren Parteien, wird man uns vielleicht einwenden, haben kein Gewicht und stehen bereits außer dem Kampf, sie sind so ohnmächtig und so unbedeutend, daß sie von Seiten derer, welche unter den neuen Fahnen kämpfen, keine Berücksichtigung verdienen. Wir haben nicht über die Richtigkeit und den Werth dieser Beobachtung zu entscheiden, wir wollen nur bemerken, daß die erstere dieser zwei Parteien in einer ziemlich beträchtlichen Anzahl der europäischen Kabinete, welche auf die nämlichen Grundsätze sich stützend die nämliche Bahn verfolgen, hauptsächlich Sympathien findet. Was die zweite anbelangt, so hatten ihre Ohnmacht und Unbedeutenheit während drei Jahre ziemlich ungewöhnliche Formen und eine durchaus nicht zweideutige Bedeutung bekommen; denn es waren in fast allen Provinzen des Königreiches zahlreiche Banden und außerdem in Catalonien eine Armee von fünfundzwanzigtausend Mann, eine von zwanzigtausend in Niederaragonien, eine andere von vierzigtausend im Norden. Haben wir so sehr unser Gedächtniß verloren, daß wir den Grafen d'Espagna vergessen, der dem Baron von Meer die Spitze bot, daß Cabrera gegen O'Donnel, Maroto gegen Espartero stand?

Spanien kennt in dem, was es selbst angeht, die Wahrheit nicht, und bei den gegenwärtigen Verhältnissen ist diese Kenntniß eine Lebensfrage, die Wahrheit ist das Leben der Gesellschaften.

Wenn sie in der Praxis vorhanden ist, kann man der Theorie entbehren; ein einfacher Mensch macht Gebrauch von seiner Gesundheit, ohne es sogar zu merken. Aber wenn die Wahrheit nicht ausgeübt wird, so wird ihre Kenntniß unerläßlich. Um das rechte Heilmittel anzuwenden, muß man die Krankheit kennen. Wenn die Gesellschaften auf dem Wege der Tradition und nicht durch Reflexion und Räsonnement regiert werden; wenn die Gewohnheit und der gewöhnliche Menschenverstand fortsetzen, was sie als bestehend vorgefunden haben, alsdann kann man wohl eine ausführliche Kenntniß der wahren Lage des Landes und der andern Bedingungen des sozialen Lebens entbehren. Wenn aber im Gegentheil die Vergangenheit zerstört ist, und man ein neues Gebäude aufführen muß, wenn die sekundären Gesetze, und sogar die, welche der Gesellschaft als Grundlage dienen, eine vollständige Veränderung erlitten haben, wenn die bestehenden Gesetze, so vollkommen man sie auch annehmen mag, nicht in dem Vortheil sind, in der Zeit die Probe bestanden zu haben, dann sind die Gesellschaften zu unabläßlichen Betrachtungen über sich selbst verurtheilt, wie ein Mensch, der das bescheidene Erbgut seiner Familie verläßt, um durch gewagte Spekulationen ein viel größeres Vermögen sich zu gewinnen.

Bonald sagte: „Seit der französischen Revolution fehlt Europa eine neue Erfahrung; unglücklich das Volk, welches sie wird geben müssen!" Spanien war dieses Volk. Auf solche Weise wurde die monarchischeste Nation Europa's auf das Grausamste für seine demokratischen Exzesse bestraft. Welches Interesse konnten die Beherrscher des Nordens davon haben, daß sie mit solcher Ruhe und Kälte dem Schauspiele unserer Leiden zusahen? Offenbar das, unser unglückliches Beispiel ihren Völkern zur Warnung dienen zu lassen. Die französische Revolution konnte zu fürchten sein, die unsrige nicht. Dort ist es ein Orestes, welcher von den Furien getrieben den mörderischen Dolch rechts und links hin schwingt; hier ist es ein Mensch, welcher, nachdem man ihm das tödtliche Gift eingegossen hat, in entsetzlichen Schmerzen sich konvulsivisch hin und her wirft. Ein solches Beispiel ist nicht

ansteckend; die Spartaner machten einen Sklaven betrunken, dann gaben sie ihn dem Anblicke ihrer Kinder Preis, um ihnen Abscheu vor diesem Laster beizubringen.

In den Parteien, welche sich um den Sieg streiten, gibt es ausgezeichnete Männer; daran läßt sich nicht zweifeln. Es gibt darunter Männer, die es aufrichtig meinen; wer will das in Abrede stellen? aber wer sieht nicht zugleich auch ihr vollständiges Unvermögen? Sie werfen sich die Worte: Schwäche, Kurzsichtigkeit, böser Wille, ja sogar Verrath und Ehrlosigkeit in's Angesicht. Sie verstehen zu siegen, aber nicht den Sieg zu benützen. Auf dem Festzuge des Triumphes trafen sie ihr Schmerzenslager. Da sind sie gebettet, und die Nation mit ihnen.

Wo ist jenes Glück, das ihr uns in so pompöser Weise versprochen habt? Wir sind, so werdet ihr uns einwenden, auf unübersteigliche Hindernisse gestossen. Wir können dagegen unsererseits mit Recht den einen sagen: Warum habt ihr sie hervorgerufen? und den andern: Warum seid ihr ihnen nicht zuvorgekommen? Wir konnten sie nicht vorhersehen, werden die einen antworten, und die andern: Wir konnten sie nicht übersteigen. Wohlan, es sei! Es mag dieß euch in den Augen der Nachwelt zur Entschuldigung dienen, weil ihr den Muth habt, die Verblendung und das Unvermögen als Entschuldigungsgrund anzugeben.

Wenn das Schiff in Gefahr ist, verlangen alle die Hilfe eines Ankers, während sie ihn zur Zeit, als das Fahrzeug mit vollen Segeln dahin fuhr, als unnütz betrachteten. Das Gesetz, schreien sie, das Gesetz wird unser Rettungsanker sein; das Gesetz wird nicht geachtet, und daher kommen alle unsere Leiden; es allein wird im Stande sein, sie zu heilen. Wo ist das Gesetz? Was habt ihr selbst damit gemacht? Heute, nur heute merkt ihr es, daß es fehlt, und daß die Gewalt über Alles die Entscheidung hat; ja die Gewalt regiert und droht auch in Zukunft zu regieren, da sie seit zehn Jahren sich der Regierung in unserem unglücklichen Lande bemächtigt hat! Glaubt ihr, daß die Gewalt sich nur auf den Schlachtfeldern vorfindet? Ist sie es da mehr und übt sie eine stärkere und traurigere Wirkung aus, wenn sie sich durch

das Schmettern der Kriegstrompete oder durch den Donner der Kanone ankündigt, als wenn sie durch drohendes Geschrei oder durch das Murren des Mißvergnügens und des Zornes sich Luft macht? Werdet ihr euch auch über unsern Mangel an Nationalität beklagen, als wenn dieser Mangel nicht bis zum Jahre 1833 zurückstiege? Welcher Mann, welche Partei konnte seit dieser Zeit in Wahrheit sagen: Die Nation bin ich? Werdet ihr euch darüber beklagen, daß die Fragen von allgemeinem Interesse immer mit Rücksicht auf die Erhaltung der Macht gelöst werden, und daß gerade dadurch unsere nationale Würde gesunken ist? Glaubet ihr gar, daß diese Politik so ganz neu sei? Glaubt ihr, daß das was jetzt vorgeht, etwas Anderes sei, als die Erweiterung eines aufgestellten Principes, und daß unser gegenwärtiges Unglück nicht das Resultat eines früheren Verfalles sei? Die früheren Regierungen schlugen gefährliche Wege über jähe Abhänge ein; und wenn das Fallen einmal seinen Anfang genommen hat, so stürzen die Körper mit einer reißenden Schnelligkeit nach einem bekannten Verhältniß. Man hat die wahren Principien einer jeden Regierung aus dem Auge verloren, sie entstellt, und die nachfolgenden Regierungen haben den Verfall fortgesetzt. Besonders zur Revolutionszeit bewährt sich die Wahrheit des Spruches: Mox daturos progeniem vitiosiorem, bald werde eine Nachkommenschaft von ihnen ausgehen, die noch schlechter ist.

Wir bezeichnen Niemand, und Niemand klagen wir an; nur wollen wir auf die gewichtigen Lehren aufmerksam machen, welche die Erfahrung uns bietet. Wir bedauern das Loos der Männer, welche mit ehrlichen Absichten in so schrecklicher Lage sich befanden. Wir sind weit entfernt, ohne die gebührende Rücksicht und Schonung ein Urtheil über sie zu fällen; aber die Wahrheit, die unerbittliche Wahrheit gestattet uns nicht, an unserer Ueberzeugung einen Verrath zu begehen.

Als die Königin Christine, während der Krankheit ihres königlichen Gemahles mit der Regierung betraut, das Amnestiedekret bekannt machte, fing sie eine neue Epoche an, deren Ende noch weit entfernt ist. Dem Anscheine nach war es allerdings

nur eine Amnestie, in der That aber ein Wechsel in der Politik, und zwar so, daß Jedermann es einsah, ohne daß man nöthig hatte, sich näher darüber zu erklären; man fühlte einen augenblicklichen heftigen Stoß, wie man ihn etwa bei einer elektrischen Entladung empfindet. Welches mußten die Folgen dieser Maßregel sein? Alle sahen es nicht voraus, und die erhabene Frau, welche sie unterzeichnet hatte, vielleicht weniger als die andern. Aber unklar, instinktmäßig erblickten die einen hierin eine neue Zukunft, und thörichte Hoffnungen, die anderen Stürme und Unglück über Unglück.

Mit diesem Dekret — manche unserer Leser mögen an dem, was wir jetzt sagen, kein Aergerniß nehmen, und über den Sinn unserer Worte kein Urtheil fällen, ehe sie dieselben bis zu Ende gelesen haben — mit diesem Dekret begann die Politik, welche die Fragen von nationalem Interesse mit Rücksicht auf das Interesse des Augenblicks und auf die Erhaltung der Macht entscheidet. In dieser Amnestie kann man der persönlichen Großmuth der Gemahlin Ferdinands den größtmöglichen Antheil zukommen lassen; aber im Auge und im Herzen derer, welche ihr zu einem solchen Schritt riethen, war es ein stillschweigender Vertrag mit der liberalen Partei: Ich stütze dich, damit du mich hältst; do ut des. So verstanden es die Amnestirten, so erklärten es die Umstände, und so haben es die Ereignisse erklärt. Das Manifest des Zea Bermudes nach dem Tode des Königs war zwar ein Versuch, diesen Vertrag für ungiltig zu erklären, aber die Protestation zweier berühmter Generäle war eine Stimme, welche die Erfüllung der Versprechungen gebieterisch verlangte: das Statut wurde promulgirt.

In der Presse und auf der Tribüne erscholl sogleich der Ruf: das ist nicht genug. Im Mai 1835 sah sich der Verfasser des Statutes sogar an den Thüren der Nationalversammlung durch die Dolche der Meuchelmörder überfallen; im Monat August bildeten sich auf mehreren Punkten des Königreiches Aufstände und Junten; im September wird der Graf von Toreno ersetzt, die Königin gibt nach, das Statut wird für ungenügend erklärt, man

verspricht es zu modifiziren. Wenige Monate später, als der Augenblick herankommt, dieses Versprechen zu verwirklichen, erschrickt man über die es begleitenden Umstände; man versucht sein Wort zurückzunehmen; das Ministerium Isturitz wird ernannt, und im Monat August 1836 werden die Pforten des Palastes erbrochen, der Aufstand dringt bis in das Heiligthum der königlichen Majestät, man publizirt die Konstitution von 1812, und ein General, der kurz vorher noch wegen des Antheils, den er bei der Begründung der Freiheiten des Staates genommen hatte, in Ehre und Ansehen stand, unterliegt auf elende Weise unter den Streichen des schwärzesten Undanks.

Eine konstituirende Versammlung wird berufen; kaum hat sie ihre Arbeiten vollendet, als eine Armee in Madrid einrückt; die Sitze des Ministeriums zittern bei dem Getöse der Tambour und dem Klirren der Waffen; ein Blick des Mißvergnügens wird von einer hohen Person auf dasselbe geworfen, — das Ministerium fällt.

Der Wille der Armee, die Unterhandlungen mit der Degenspitze, die Personen- und Systemwechsel, die berüchtigten Artikel „Eingesandt", die Antworten, Manifeste, Protestationen folgten sich mit rascher Schnelligkeit auf einander und hatten die schrecklichsten Folgen. Man war in der Mitte Oktober 1840 und von dem Ufer Valencia's entfernte sich traurig ein Schiff, welches nach den fremden Küsten steuerte: die erhabene Frau, welche wenige Jahre vorher Tausenden von Verbannten die Pforten der Heimath öffnete, war nun selbst verbannt.

Sollen wir hier wiederholen, wo ist das Gesetz? Wo wollt ihr es in allen den großen Veränderungen, die seit dem Jahre 1833 eingetreten sind, finden? Werfet eure Blicke nach allen Seiten hin; ihr werdet es nicht gewahren. Man wird euch seinen Palast zeigen, die öffentliche Gewalt bewacht ihre Zugänge; dringt in das Innere, das Gesetz befindet sich wirklich da; aber es ist ein lebloser Körper, in seinem Namen geschieht, was es nicht will. So führen im Namen eines eben gestorbenen Königs kühne Hofbeamte ihre eigenen Launen aus, indem sie sich für die Vollstrecker

des letzten Willens ihres Gebieters ausgeben, während sie doch eigentlich nur im Geheimen den Leichnam des Monarchen besitzen.

In der Revolution stellt man als Grundsatz auf, daß die gesetzlich bestehende Ordnung als im Widerspruch mit dem Interesse des Volkes, welches das höchste Gesetz sei, nicht mehr rechtmäßig ist. Auf eine mehr oder weniger bestimmte Weise wird in der That dieser Grundsatz jedesmal ausgesprochen, wenn man sich in eine neue Ordnung der Dinge wirft, indem man über feststehende Formen weggeht. Darauf kommt es nicht viel an, ob derjenige, welcher einen solchen Schritt macht, das Volk oder ein Herrscher sei, und ob diese Ueberschreitung von einer Volksversammlung oder einem Staatsrath ausgeht. Fraget die Rathgeber Christinens, als sie das Statut publizirte, fraget die Redner unserer Constituante, durch welche Grundsätze sie sich leiten ließen. Sie werden euch alle von den Bedürfnissen der Zeit und von der Nothwendigkeit, ihnen zu genügen, reden; die ersteren werden vielleicht zu den alten Fundamentalgesetzen zurückgehen, und die zweiten werden in gleicher Weise sagen, daß die Constitution von 1812, nach welcher sie sich versammelt haben, Spanien als eine Restauration dieser nämlichen Gesetze gegeben wurde; im Grund sind die Dinge auf der einen und andern Seite sich gleich, es ist nicht einmal eine Verschiedenheit in dem Schleier, womit man sie verhüllt, außer daß in dem einen Fall die Königin, in dem anderen das Volk diesen Schleier wirft.

Von dem Augenblicke an, als man den Rechtsboden der gesetzlichen Ordnung verlassen hat, um den der persönlichen Beurtheilung zu betreten, setzte man an die Stelle des Gesetzes den Willen eines Menschen, und das ganze soziale Gebäude ward an der Basis erschüttert, weil es in seiner ganzen Einrichtung darauf berechnet ist, so viel als möglich die Willkür und Laune von der Regierung der Gesellschaft ferne zu halten. Die Ereignisse verfolgen dann einen unaufhaltsamen Lauf; der Strom stürzt von Abgrund zu Abgrund, bis er endlich in eine Ebene gelangt, von Neuem in ein tiefes Bett eintritt, und ruhig seinen Lauf fortsetzt.

Mehrere haben die Hoffnung, daß die Majorenität der Königin

alle Schwierigkeiten heben, und wie durch einen Zauber die Verwicklungen, welche die gegenwärtige Lage verwirren, lösen wird. „Wenn die Königin einmal, sagen sie, die Zügel der Regierung wird ergriffen haben, so werden wir, frei von jedem Interim, und einer Gewalt entledigt, die von Personen ausgeübt wird, welche sie doch nur auf eine kurze Zeit behaupten dürfen, so vielen heftigen Bewegungen und Gefahren bestimmt einmal entgehen, die Ungewißheit wird aufhören, und man wird heller in die Zukunft sehen. Dazu füge man noch die Vermählung der jungen Königin mit einem Prinzen, der in sich selbst Garantien der Ordnung, des Friedens und der Versöhnung trägt; und wir werden sehen, wie die Spanier aller Meinungen sich um den Thron zu schaaren wissen; ein Schleier wird über die alte Zwietracht geworfen, die jetzt schwankenden Institutionen werden befestigt, das gute Einvernehmen mit den Mächten des Nordens wieder hergestellt werden; und Spanien, die ihm gebührende Stelle in Europa einnehmend, wird eine neue Zeit des Glückes und des Wohlstandes beginnen sehen."

Wir sehen wohl ein, daß die Majorenität der Königin in der That ein glückliches Ereigniß sein wird, dessen Einfluß unsere Lage nur bessern kann; wir gestehen auch, daß die Verlängerung der Minorenität eine wahre Kalamität für die Nation wäre, deren Folgen sich nicht berechnen lassen; wir glauben auch, daß wir wirklich eine vorzügliche Gelegenheit haben werden, einen neuen Zeitabschnitt zu beginnen, daß wir noch eine jener günstigen Conjunkturen haben werden, welche sich schon mehr als einmal dargeboten, und die man nicht zu benutzen verstand; man müßte sie denn gerade mißbraucht haben, um die Leiden der Nation zu verschlimmern. Wir zweifeln nicht, daß, wenn die Vorsehung unserer jungen Königin geschickte, scharfblickende und begabte Rathgeber gäbe, die vor Allem reine Absichten haben, und deren Gesinnungsweise erhaben genug ist, um sich auf der Höhe eines solchen Standpunktes zurecht zu finden; wir zweifeln nicht, daß es alsdann möglich wäre, den Kreislauf der Revolutionen zu schließen, und unsere Nation auf den Weg des Fortschrittes zu bringen,

wohin sie bereits ihre edlen natürlichen Triebe ziehen. Aber wir wurden durch die Erfahrung so aufgeklärt, die Hoffnungen, welche wir schwinden sahen, sind so zahlreich, daß man darüber nicht staunen darf, daß unser Geist in dem Augenblick, wo man für eine bestimmte Zeit neue Hoffnungen schöpft, von Furcht und Besorgniß ergriffen wird, welche ihn, wenn auch nicht gerade niedergeschlagen macht, doch wenigstens zu trüben und zu verfinstern geeignet ist.

Und wer wäre im Stande, die Versicherung zu geben, daß die Ereignisse so eintreffen werden, als man sie gerne voraus sich denkt? Wer könnte sagen, daß eine so verwickelte Lage, als wie die unsrige ist, ohne Mühe und Anstrengung nur gerade durch die eintretende Volljährigkeit der Königin sich entwirren wird? Wir wollen die so wichtige und von der periodischen Presse verarbeitete Frage bei Seite lassen, und von der neuen Lage, in welche uns eine ähnliche Eventualität bringen würde, ganz abstrahiren; wir wollen die Personenfragen unberührt lassen, und nur die Thatsachen in ihren Folgen und ihrer Verbindung betrachten. Glaubt man vielleicht gar, daß das Feld der Politik so gar leicht von dem nebenbuhlerischen Ehrgeiz, von den entgegengesetzten Interessen verlassen wird, zumal wenn sie mächtige Mittel haben, zu handeln und ihren Einfluß geltend zu machen? Uns scheint dieß schwer; und wie groß auch unser Vertrauen in den gesunden Sinn der spanischen Nation sein mag, so sehr wir auch von der Stärke des monarchischen Gefühles in unserm Lande, und von den wunderbaren Wirkungen, welche es hervorbringen kann, überzeugt sind, so vermögen wir doch nicht uns des Zweifels zu erwehren, daß das einfache Faktum des Regierungsantrittes der Königin mit ihrem vierzehnten Jahre so entscheidende und so befriedigende Resultate haben könne.

Ihre Vermählung ist allerdings ein Ereigniß, welches in vollem Rechte die Aufmerksamkeit Aller fesselt und große Hoffnungen hegen läßt. Wir müssen gestehen, daß nach der Wahl, welche getroffen werden wird, diese Verbindung die vortheilhaftesten Veränderungen herbeiführen, mächtig zur Entwickelung der

Zustände beitragen und unsere Angelegenheiten zu einer glücklichen Lösung führen kann. Aber wann wird diese Vermählung statt finden? Mit wem? Wird die Politik Englands oder Frankreichs die Oberhand erhalten? Welchen Antheil werden die nordischen Mächte daran nehmen? Bis zu welchem Punkte werden sie sich mit Frankreich oder mit England, oder mit allen zweien verständigen? Welche Politik wird der Gemahl der Königin vertreten müssen? Das ist eine Reihe von sehr schweren, wichtigen Lebensfragen, welche gewiß in tiefes Dunkel gehüllt sind, mit hundert Schleiern zugedeckt, und uns für den Augenblick in der Unmöglichkeit lassen, eine Vermuthung mit irgend einer Hoffnung sie verwirklicht zu sehen, auch nur im Entferntesten zu wagen. Es gibt wohl wenige Angelegenheiten von höherem Interesse und größerer Wichtigkeit für die Nation; es gibt keine, die inniger mit der Lösung der noch schwebenden großen Probleme verbunden wäre; ebenso gibt es wenige, deren sich die periodische Presse mit weniger Leichtigkeit bemächtigen könnte. Ein oder das andere Mal hat man wohl einige Andeutungen gegeben; sogar Broschüren wurden publizirt; aber die Frage in ihrer ganzen Ausdehnung, in ihrer ganzen kitzlichen Zusammensetzung betrachtet, ist noch nicht der Gegenstand einer fortgesetzten Polemik geworden. Diese Zurückhaltung können wir weder billigen noch tadeln, führen sie aber nur an als einen Beweis mehr gerade von der Wichtigkeit der Sache, da man nur mit solcher Vorsicht ein Gebiet betritt, das doch so offen und frei ist.

Man glaube übrigens nicht, daß dieß von der Furcht, sich zu kompromitiren, herrühre. Eine andere Frage wurde aufgeworfen, und die periodische Presse hat sich gewiß nicht verzagt gezeigt; sie behandelte dieselbe nicht allein ohne Furcht, sondern löste sie auch, so zu sagen, ehe man sie aufstellte. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, sagte sie, daß die Zeit der Volljährigkeit der Königin weder verzögert werden darf noch kann.

Gebe es der Himmel, daß die Hoffnungen nicht täuschen, welche man auf diesen Tag setzt, und zwar so sehr, daß schon der Gedanken, ihn hinausgeschoben zu sehen, die lebhafteste Unruhe

erregt, und ein einstimmiger Schrei des Entsetzens und der Mißbilligung sich erhebt. Diese Hoffnungen sind uns nicht fremd, aber es ist uns nicht vergönnt, sie mit Ruhe zu nähren, wenn wir die Schwierigkeiten betrachten, welche sich vor dieser Zeit darbieten, diejenigen, welche sich im Momente selbst erheben können, und endlich jene, welche nachher kommen werden.

Wir begreifen recht wohl, daß schon allein die Anwesenheit der jungen Herrscherin an der Spitze der Regierung wirksamer sein muß, um den Leidenschaften Schweigen zu gebieten und den Parteien Achtung einzuflößen, als jeder andern beliebigen Person, welches auch ihre Eigenschaften sonst sein mögen. Ebenso begreifen wir auch, daß Nichts diese Leere auszufüllen im Stande sei. Aber wenn wir gleich erkennen, daß es in dem Augenblick, wo die Minderjährigkeit Isabella's aufhören wird, manche Glückliche geben kann, so können wir doch nicht denken, daß dieser Moment für alle unsere Leiden das Heilmittel mit sich bringt. Wenn wir uns dieses junge Kind vorstellen, wie es in die Ausübung seiner Gewalt eintritt, so kommt es uns vor, als sähen wir ein kleines Mädchen das Steuerruder eines gegen die Wuth des Ozeans ankämpfenden Schiffes ergreifen; zu seinen Füßen öffnen sich die Abgründe, und über seinem Haupte wüthet der Sturm; das schwache Kind hebt seine angstvollen Augen zum Himmel, um die Mutter der Gnaden anzurufen. Wir vereinigen alsdann unsere Gebete mit den seinigen, und bei dem Gedanken, daß es einen Gott gibt, der die Unschuld schützt, beruhigen wir uns ein Wenig über das Geschick der Tochter des heiligen Ferdinand.

Albion.

Albion, Albion! du, dessen drohende Stirn mit einem ewigen Nebel bekränzt ist! Vormals waren sie in grausamer Weise ungastlich, deine in Reif gehüllten Küsten, und der unglückliche Schiffer, vom Sturme verschlagen, fühlte sich, wenn er sie betrat, von Schrecken erstarrt. Heute, Königin der Meere, von den Nationen gefürchtet, verbreitest du deinen Ruhm und deine Macht von dem Osten bis zum Westen, von Norden nach Süden. Tausend und abermals tausend Schiffe ruhen in deinen Häfen aus; tausend und abermals tausend laufen von dir aus, und richten ihren Lauf nach den entferntesten Gegenden; tausend und abermals tausend Schiffe kehren mit den Schätzen unbekannter Welten, und mit der Beute von hundert deiner stolzen Herrschaft unterworfenen Völkern belastet zu dir zurück. Niemals war eine Macht der deinigen gleich, niemals erreichte eine Größe die deinige. Thyrus, dessen Reichthümer das gebildete Alterthum uns vorrühmt, Carthago, Hannibals Vaterstadt, die Nebenbuhlerin Roms, waren Nichts im Vergleich mit dir. Niemals kamen ihre Schiffe, ihre Werke den deinigen, ihre Herrschaft deiner Herrschaft gleich.

Babylon, die Stadt mit hängenden Gärten, mit den ungeheuren Mauern, mit den stolzen von hundert ehernen Thoren geschmückten Wällen war kaum mit der volkreichen Stadt an den Ufern der Themse zu vergleichen.

Ihr majestätischer Tempel, dessen stolzer Giebel, dessen hohe Thürme und dessen prachtvolle Kuppel an die Wunder des christlichen Roms erinnern, o Entweihung! ist durch das Schisma

verunstaltet. Umsonst schmückt er sich mit dem Namen des großen Paulus; der Apostel der Wahrheit nimmt von dem Irrthum keine Huldigungen an. Westminster, die alte Abtei mit den tausend Verschnörkelungen, mit den architektonischen Verzierungen, mit den erhabenen Pyramiden, den unzähligen Kapellen, mit den alten Grabmälern, Alles mit dem Gepräge der Jahrhunderte, sagt dem Reisenden noch, was du einst warst, als du die erhabenen Lehren eines Patricius und Augustinus noch unverfälscht bewahrtest. Wer wird nicht von Bewunderung und Staunen ergriffen, wenn er die prachtvollen Brücken betrachtet, welche die beiden Seiten der großen Stadt miteinander verbinden, diese Reihen von Palästen, und eines großen Volkes so würdiger Denkmäler, diese großartigen Parke, diese stolzen Docks und die unermeßlichen Werkstätten? Wer sollte diesen Fluß nicht bewundern, der früher durch Schilfrohr versperrt war, jetzt aber von jenen Schiffen durchfurcht wird, welche der Dampf bewegt, und welche reißenden Pfeilen ähnlich nach dem Meere zueilen? Wer kann ohne eine mit Schauer vermischte Ueberraschung durch diesen unterirdischen Säulengang gehen, welcher das nicht zu berechnende Gewicht des großen Flußes auf seinen Schultern trägt?

Mächtiges Albion, ich beneide dich nicht um dein Geschick, auch habe ich keine Wünsche für deinen Untergang. Wenn du nicht aufhörst, Leiden ohne Zahl über mein Vaterland herauf zu beschwören, wenn du wegen der Erinnerung an die unbesiegliche Armada dich noch an dem Reiche eines großen Monarchen rächst, nicht zufrieden mit dem Beistande, den dir an einem Unglückstage die Wuth des Sturmes leistete, dann hat Niemand das Recht, darüber erstaunt zu sein; aber dir ist keineswegs die Sorge unserer Vertheidigung, noch unserer Ehre anvertraut.

Wenn die portugiesische Flagge sich vor der deinen demüthig senkt, wenn du stolz und höhnisch über das Schicksal des Heimathlandes eines Gamá verfügst, so trägst du wohl nicht die Schuld davon. Die Macht und der Ruhm sind der Gegenstand der Wünsche aller Nationen, die Macht und der Ruhm sind auch der Gegenstand deiner Wünsche. Schande dem, welcher die Wege

zur Sklaverei bahnte. Schande dem, welcher sie dulden kann! Oh! wer möchte den ruhmbekränzten Helden, welcher von den Küsten Portugals sich mit einer so edlen Kühnheit nach dem entfernten Klima begab, welches die Sonne aufgehen sieht, aus seinem Grabe auferwecken! Als er das furchtbare Vorgebirg der Stürme umsegelte, und dem fürchterlichen Gespenst, das durch das Talent eines Kamoens unsterblich gemacht wurde, Trotz bot, wer hätte ihm damals gesagt, daß nach drei Jahrhunderten sein Vaterland eine demüthige Colonie der britischen Macht sein würde? Wer hätte ihm gesagt, daß ein solcher Verfall Freiheit heiße, daß man die großen Eingebungen seiner Zeit als Unwissenheit und Fanatismus behandeln würde?

Wenn deine Anmaßungen auch über die Ufer der Seine triumphiren, wenn deine Drohungen die bescheidene Politik jener Männer, welche den Ruhm Ludwigs XIV. und Napoleons besudeln, zittern machen, wenn in den Meeren der Levante deine Flagge mehr vermag, als die des heiligen Ludwig, wenn du die Erinnerungen an einen Gottfried von Bouillon und des Siegers bei den Pyramiden täglich mehr verdunkelst, so liegt der Fehler nicht an dir. Die Macht und der Ruhm sind der Gegenstand der Wünsche aller Nationen, die Macht und der Ruhm sind auch der Gegenstand deiner Wünsche. Nein, es ist nicht deine Schuld, wenn auf den Trümmern der Traditionen eines großen Volkes eine falsche Philosophie ihm keine Thätigkeit mehr ohne Raserei, keine Ruhe ohne Erschlaffung zu verleihen vermag.

Die ruhmreiche Fahne Isabella's von Kastilien, die Flagge, welche im Triumphe durch unbekannte Welten zog, welche sich neue Wege eröffnete, um den Umfang der Erde auszumessen, welche zu Pavia, St. Quentin, zu Lepanto siegte, sie wagt nicht mehr, o grausamer Gedanke! vor dir sich stolz zu entfalten. Demüthig senkt sie sich in deiner Gegenwart auf den nämlichen Gestaden, von wo ehemals stolze Flotten ausliefen, um eine Welt zu erobern. Da auch erschallt ein unsinniges Freudengeschrei, wenn zufällig irgend einer deiner Lord absichtlich einige zweideutige Worte, die man in einem günstigen Sinn auslegen kann, fallen

läßt. Gefürchteter Schatten des großen Gonsalvo, du, dessen blitzendes Schwert mächtige Herrscher die Stirne beugen machte, du, dessen Namen Italien mit Schrecken und Europa mit Bewunderung erfüllte! unsterblicher Cortes, Eroberer von hundert Völkern, du, dessen Hand die Eroberungen aufhäufte, wie die des Soldaten die Schätze der Beute aufhäuft! Und du, Pizarro, und du Herzog von Alba, und du, junger Sieger von Lepanto, ihr Schatten verehrter Helden, die ihr einst den Ruhm des spanischen Namens bis in Gegenden getragen habt, wohin niemals die Fabeln der Göttersöhne dringen werden, hättet ihr es ertragen, daß euer Vaterland beschimpft wird, hättet ihr um verächtliche Gunst gebettelt!

Unser Ruhm ist vorüber, Alles ist geschwunden, wie ein leeres Traumbild, das einen Augenblick die Einbildung entzückt und nur die traurige Wirklichkeit hinter sich zurückläßt. Und unser Unglück ist der Art, daß es kein Heilmittel zuläßt, und daß wir, auch wir nach dem Beispiele des unglücklichen Portugal zu dem niedrigen Rang einer britischen Colonie herabsteigen müssen! Hätte also die Generation, welche das Joch des Siegers über Europa zerbrechend, keck ihre Unabhängigkeit proklamirte, den nachfolgenden Generationen die Sklaverei und Verachtung vermacht? Nein; denn Spanien bewahrt noch edle Herzen, wohin sich die Vaterlandsliebe geflüchtet hat. Nein, denn die ruhmvollen Gestalten unserer Helden würden in unserem Geiste mit ihrer so stolzen Haltung und mit ihrer gebräunten Stirne sich aufrichten und die Ruhe der Sklaverei stören. Nein; denn die Vertheidiger des unbesieglichen Sarragossa und des unsterblichen Girona würden uns die Schande an die gedemüthigte Stirn werfen, wie man den Ehrlosen den Koth in's Gesicht wirft. Nein; denn es lebt noch unter uns das Andenken an die Furcht, welche die britischen Armeen beim Anblick der französischen Adler ergriff, und bewirkte, daß sie in ihre Schiffe zurückeilten, während der im Stich gelassene Spanier allein kämpfte ohne einen andern Schild, als seine Brust, ohne andere Hilfe, als seine Kraft, ohne andere Stütze, als seine Ausdauer, einer gegen tausend. — —

Eines Tages suchte bei seinen Plänen unersättlichen Ehrgeizes der furchtbare Koloß mitten in unserem Unglück das Geheimniß unserer Kraft, wie der Augur früher in den zuckenden Eingeweiden des Opferthiers herumwühlte; er entdeckte die verborgene Quelle, den geheimen Sitz des Lebens, und bezeichnete mit einer vor Schrecken und Hoffnung zitternden Hand diese mysteriöse Macht und sagte zu sich: „Laßt uns sie ausrotten! Sie triumphirte über die Barbarei der Kinder des Nordens, sie schuf jene große Nationalität, welche an den Ufern Guadaleta's unterlag; sie bewahrte dieselbe wie das heilige Feuer in den Grotten von Cavadonga; sie begeisterte, sie beseelte die Gründer einer neuen Herrschaft, die sich um Pelayo schaarten; sie demüthigte in hundert Schlachten die Macht des Fremden, bestand einen Kampf von acht Jahrhunderten, triumphirte in Granada und trug die kastilianische Fahne bis auf die Küsten von Afrika; sie führte unerschrockene Seefahrer an unerforschte Küsten, indem sie der Civilisation neue Welten öffnete, führte unsterbliche Krieger zur Eroberung zahlloser Länder, und trug den Schrecken des spanischen Namens an alle Enden Europa's; sie weckte den eingeschlafenen Löwen und machte, daß er mit einem einzigen Sprung die Fesseln zerriß, womit ihn die fremde, durch einen feigen Verrath begünstigte Usurpation belastet hatte; sie . . . . . Laßt uns sie ausrotten! Wir wollen im Geheimen diesem Volke ein so starkwirkendes Gift beibringen, daß ihm auch die stärkste Natur unterliegen muß. Wir wollen mitten unter eine unwissende Bevölkerung mit Verschwendung das heilige Buch verbreiten, welches unsere Hände entstellt haben; wir wollen unaufhörlich die großen Worte: Aufklärung, Friede und Brüderlichkeit um ihre Ohren schallen lassen; unsere verkleideten Emissäre, die sich für Missionäre des Christenthums ausgeben, sollen überall die Verachtung des alten Glaubens und den Haß gegen Rom aussäen."

Die Macht und der Ruhm sind der Gegenstand der Wünsche aller Nationen; die Macht und der Ruhm sind auch der Gegenstand deiner Wünsche. Sollte aber eine große Nation so schlechte Mittel anwenden, als der Irrthum und die Lüge sind? Das

Blut, welches von der Klinge eines ehrlichen Degens fließt, adelt den Arm, der ihn führt; das Blut, das von einem Dolche tropft, verursacht einen unauswischlichen Schandfleck.

Wenn von der Höhe eine wunderbare und fruchtbringende Helle auf dich herabglänzt, wenn das durch deine Hand in einem Augenblick der Wuth vergossene Blut der Marthyrer nicht um Rache, sondern um Verzeihung, um Verzeihung und Erleuchtung zum Himmel schreit, ach! dann möge deine ruchlose Hand nicht auf ein treues Volk die Finsterniß zurückwerfen, welche bereits an deinem Horizont zu verschwinden beginnt! Dein Hochmuth erhebe sich nicht gegen den Himmel; denn es gibt einen rächenden Gott; denn deine Absichten und deine Anstrengungen vermögen Nichts gegen das mysteriöse Schiff, welches durch seinen allmächtigen Arm geschützt wird. In den verflossenen Jahrhunderten gab es ebenfalls stolze Nationen, deren gotteslästerische Angriffe den Zorn desjenigen herausforderten, welcher mit einem Worte das Bett der Flüsse in trocknen Sand verwandeln und den Raum der Meere bloß legen kann. Sie erhoben die tyrannische Hand gegen das auserwählte Volk, sie entheiligten sein Heiligthum. Weißt du was ihr Loos war? Schlage die Propheten auf und dann höre deine eigenen Reisenden, welche dir mit Erstaunen die schreckliche Erfüllung ihrer Prophezeiungen erzählen. Wo ist Ninive, die Stadt Sennacharib's, dieses stolzen Monarchen, gegen den der Engel des Herrn sein blitzendes Schwert zog? Seine Kaufleute waren zahlreicher, als die Sterne des Firmamentes; seine Soldaten waren wie die Heuschrecken der Wüste .... Man findet die Stelle nicht mehr, die sie einnahmen .... das große Ninive ist nur mehr eine weite und schauerliche Einöde.

Wo ist Babylon, das Wunder des Morgenlandes, die goldene Stadt, der Edelstein der Erde, die Stadt mit dem gigantischen Tempel, mit der uneinnehmbaren Citadelle, mit dem einem Meere gleichen See? Die schrecklichen Prophezeiungen gingen in Erfüllung: Ich werde den Namen Babylons und sogar seine Trümmer vernichten; es wird der Aufenthaltsort der Raubvögel, die Zufluchtsstätte der Schlangen, eine düstere Einöde, ein unfruchtbares und

ödes Land, eine verwüstete, verlassene, morastige Ebene sein, wo man nur noch Trümmerhaufen sehen wird.

Die Hefe des Kelches ist noch nicht ausgetrunken; Gott gießt sie immer noch in seinem Unwillen über die Völker, welche seine Rache herausfordern. Wenn das traurige Iberien eine vollständige Büßung durchmachen muß, hüte dich, seiner Thränen zu spotten, sein Unglück zu beschimpfen; entziehe ihm nicht mitleidslos seinen einzigen Trost, seine letzte Hoffnung, den Glauben seiner Väter und das Vertrauen zu seinem Gott. Es kann für dich die schreckliche Stunde schlagen (nichtsdestoweniger möge Gott sie ferne halten); es kann für dich die schreckliche Stunde schlagen, wo die in deinem eigenen Herzen entfesselte Zwietracht gegen dich jene so zahlreichen Kinder bewaffnen wird, deren Lumpen dein ungewöhnlicher verletzender Luxus nicht verdecken kann, deren Hunger dein entsetzlicher Reichthum nicht stillt. Wehe dir an dem Tage, da das gläubige Irland, welches du seit Jahrhunderten unter das Joch der Tyrannei beugst, diesen schrecklichen Ruf wird erschallen lassen: Genug! Und wie ein blutiges Gespenst vor deinen Augen sich aufrichtend wird es Rache verlangen, nachdem es lange vergeblich Gerechtigkeit verlangt hatte! Wehe dir an dem Tage, wann hundert verschiedene Völker, die in allen Gegenden des Erdreiches zerstreut, aber alle von dem nämlichen Gefühle gegen dich beseelt sind, voll Freude die Verwirrung und Angst sehen, welche dir die innere Zwietracht verursachen wird. Wehe dir, an dem Tage, da die von göttlicher Hand entfesselten Stürme die Schiffe zerstreuen werden, die nach deinen Küsten segelten! Wehe dir an dem Tage, da diese Heldennationen, welche du, voll Vertrauen auf die Meere, welche dir als Schutzwälle dienen, mit Schimpf überhäufst, sich auf deine Küsten werfen und endlich Brust gegen Brust ihre Kräfte mit den deinigen werden messen können!

Das Vaterland eines Viriathus, Vasko, Pelayo, Gusman und Gonsalvo ist nicht ausgestorben. Seufzend und niedergeschlagen erwartet es nur den Augenblick, da die Vorsehung die Völker zu einem neuen Leben ruft nur mit diesen Worten: Auf und marschirt! Nicht umsonst gab ihm Gott diese ungeheure

Pyrenäenmauer zur Vertheidigung und zum Schutz gegen einen fremden Einfall. Nicht umsonst sagen ihm die Meere, wovon es umgeben ist, daß es deine gefährlichste Nebenbuhlerin sein sollte; nicht umsonst beobachten auf den Pik der Mauern die spanischen Soldaten ihre Stationen, gleichsam als wenn sie nur das Zeichen erwarteten, um dich von der Festung gegenüber zu verjagen. Sollte das nur der Wahnwitz des Patriotismus sein? Oh! nein, es ist kein Wahnwitz! Es ist eine große Nation, nur fehlt ihr ein großer Mann. Ist er schon geboren? Wird er geboren werden? Laßt uns die Geheimnisse des Ewigen verehren und den letzten Trost der Unglücklichen, die Hoffnung nicht aufgeben!

Spanische Zustände.

Zweiter Artikel.

Die Meinungen der anderen anzugreifen, ist nicht sehr schwer, wohl aber die seinigen zu vertheidigen ist es. Der menschliche Verstand ist ebenso schwach, ein Gebäude aufzuführen, als er stark ist, eines zusammenzureißen. Dieß bewahrheitet sich in allen Theilen des geistigen Gebietes, aber nirgends wie in der Politik. Die Probleme dieser Wissenschaft werden, abgesehen von der Menge der gegebenen Größen, auch noch durch die Veränderungen verwickelt, welchen gerade diese gegebenen Größen mit jedem Schritte unterworfen sind. Bei der Bekämpfung eines Gegners wollen wir nicht vergessen, uns schonend und nachsichtig zu zeigen, denn wir können ja selbst bald in den Fall kommen, seine Nachsicht anzuflehen. Diese Betrachtungen können zur Genüge beweisen, wie sehr wir jeder geschwätzigen Empirie und jedem politischen Universalheilmittel abgeneigt sind. In so schwierigen und kitzeligen Fragen, ist derjenige, welcher über Alles mit einem Magisterton entscheidet; welcher glaubt, allgemeine, einfache und leichte Auflösungen gefunden zu haben, entweder ein Betrogener oder ein Betrüger.

Welches Interesse kann man haben, sich die äußerst kritische und verwickelte Lage, die gefährliche Sackgasse zu verheimlichen, in welche sich Spanien versetzt findet? Warum uns bis zu dem Grad Illusionen machen, daß wir mit einer allzu naiven Unschuld hoffen, daß das Heilmittel für unsere Leiden bald kommen muß? Warum aus dem Gesichte verlieren, daß wir ohne Macht sind,

und daß wir nicht wissen, aus welcher Quelle wir sie schöpfen sollen; daß wir keine Ordnung haben, und kein Mittel sehen, sie herzustellen, und daß wir ein absolutes Bedürfniß haben, nicht einer Coalition, sondern einer wahren, aufrichtigen, gediegenen, bleibenden Union, und daß das Geheimniß dieser Union uns unbekannt ist? Warum sich anstellen, als wüßte man nicht, daß ein Grundgesetz vorhanden ist, dessen Uebertretung zur Gewohnheit geworden ist, daß wir in der Nothwendigkeit sind, die kirchlichen Angelegenheiten in Uebereinstimmung mit dem Papste zu ordnen; daß es für uns wichtig ist, unsere Verbindungen mit den nordischen Mächten wieder herzustellen, und daß wir für den Augenblick weder das Eine noch das Andere in vernünftiger Weise hoffen können? Dazu kommt, daß man die organischen Gesetze entwerfen, die Verwaltung regeln und befestigen, die Finanzfrage entwirren, da man kein Gleichgewicht in ihr herstellen kann, und hundert andere sekundäre Fragen lösen sollte, die allerdings nicht unwichtig sind, wäre es auch nur wegen ihrer Anzahl und der Verwirrung, in der man sie gelassen hat.

Das Hauptübel unserer Zustände ist wohl der Mangel an Macht, und die Ursache dieses Uebels liegt in der Unmöglichkeit, die junge Waise, welche auf dem Throne der Spanier sitzt, wie durch einen Zauberschlag auf einmal um einige Jahre älter zu machen. Drehet und wendet die Frage, wie ihr wollt, darin liegt die Schwierigkeit. Die ungeheure Mehrzahl der Spanier hat das brennende Verlangen, daß die zwanzig Monate, welche ihr zur Volljährigkeit fehlen, nur zwanzig Minuten sein möchten; und die scharfsehenden Männer wünschen sogar, daß sie alsdann statt vierzehn Jahre fünfundzwanzig alt sein möchte. Ein fünfundzwanzigjähriger Herrscher ist das erste Bedürfniß für Spanien, ein um so traurigeres Bedürfniß, als es dringend ist, und als es der langsame Gang der Zeit allein befriedigen kann.

Beklagenswerther Zustand der menschlichen Gesellschaften! Die erbliche Monarchie ist die weiseste Einrichtung zur Uebertragung der Macht; aber sie hat den schrecklichen Nachtheil der Minderjährigkeiten, nothwendig stürmischer Zeiten zur Folge,

während welcher das monarchische Prinzip nur durch eine Art von legaler Fiction besteht: Man nimmt einen Thron, der eigentlich erledigt ist, für besetzt an. Diese Fiction ist allerdings nöthig; in solchem Falle ist es das einzig Mögliche; aber sie genügt nicht, eine lange Reihe von Unglücksfällen von den Nationen fern zu halten. Welches auch diese Unglücksfälle sein mögen, nichtsdestoweniger haben sie die Nationen dem Ausbruch der Leidenschaften vorgezogen, die sich um die Krone streiten würden. Deßwegen stellt man auf die Stufen eines leeren Thrones die Wiege eines Kindköniges — ein unvermeidliches, wenn gleich sehr schmerzliches Opfer; denn die Nationen gehen mit furchtbaren Leiden und tödtlichem Schrecken durch solche Epochen. Die Kindheit der Könige ist die Strafe der Völker.

Eine Vermählung, in der das Interesse des Staates und das der Dynastie glücklich vereinigt sein, in der geschickte Unterhandlungen die Schwierigkeiten des Augenblicks beseitigen, und denen der Zukunft vorbeugen würden; in der man das Blendende des Thrones wieder aufrichten und neue Interessen und neue Sympathien daran knüpfen würde; kurz eine Vermählung, welche den Krater der Revolutionen schließen würde, indem sie stürmischen und gefährlichen Reaktionen keine Hoffnung übrig läßt, — wäre sie nicht in gleicher Weise ein sehr einfaches und sehr natürliches Mittel, die eben von uns bezeichnete Leere auszufüllen? Unsere Staatsmänner mögen darüber nachdenken, und nicht vergessen, daß in dem großen Problem hier die erste unbekannte Größe herauszufinden ist.

Bei allen denkbaren Kombinationen werden sich sehr große Mißstände, schwer zu besiegende Hindernisse zeigen; man wird immer mehr oder weniger traurige Folgen zu beklagen haben; aber man möge es nicht aus dem Gesichte verlieren, daß der Stand der Dinge der Art ist, daß es sich nicht darum handle, aus zwei Gütern das größte, sondern von zwei Uebeln das kleinste zu wählen. In ähnlichen Verhältnissen wird das beste Mittel, welches man ergreifen kann, dasjenige sein, welches unsere Unabhängigkeit und unsere Nationalität am Wenigsten aufopfern,

welches die Wirkung haben wird, der schauerlichen Einsamkeit, in welche jetzt der Palast unserer Könige gesunken ist, ein Ziel zu setzen.

Bei einer so zarten Angelegenheit wird man sich auch fragen müssen, welche Verbindung wohl die meisten Vortheile und die wenigsten Nachtheile bringen möchte für den Fall, als die junge Königin bei eintretendem Tode mit einem Kinde uns neue vierzehn Jahre Minderjährigkeit und eine damit verbundene Regentschaft vermachen sollte. Man wird vielleicht sagen: Der Fall ist nicht sehr wahrscheinlich; wir hoffen dieß ebenfalls im Vertrauen auf die Güte der Vorsehung. Aber er war es gewiß im Jahre 1829 nicht mehr; und die Reihe der Unglücksfälle und des Mißgeschicks, welche wir ertragen haben, und noch ertragen, konnten wir damals nicht voraussehen. Jedesmal wird in solchem Fall die Unvorsichtigkeit der Staatsmänner mit dem Blute der Völker bezahlt.

Lernen wir von Frankreich, unserm Nachbarstaat, klug und vorsichtig sein. Da wir so viel erduldet haben, und noch erdulden, sollten wir es verstehen, mit den herben Lehren, die wir aus unserer eigenen Erfahrung haben, diejenigen zu verbinden, welche uns ebenfalls die Erfahrung der fremden Nationen gewehren; wir wollen uns in der Schule des Unglücks belehren lassen. Die Männer der Julidynastie, diejenigen, welche mit der neuen durch die Revolution von 1830 geschaffenen Ordnung der Dinge sich identifizirt hatten, ruhten im tiefsten Frieden, da sie die Dynastie durch eine zahlreiche Familie befestigt sahen und überzeugt waren, daß der Uebergang von einer Regierung zur andern ohne Erschütterungen und auf unmerkliche Weise statt finden würde, weil der Erbe der Krone schon in der ganzen Kraft des Alters war, und seit langer Zeit durch die Rathschläge und die lange Erfahrung seines alten Vaters gebildet worden war. Arme menschliche Berechnungen! ein scheu gewordenes Pferd macht in einem Augenblick so schöne Hoffnungen zu nichte; der unglückliche Prinz wird auf der Straße in den Staub gestreckt, der Sinne beraubt, die ihm nicht mehr zurückkehren sollten. Wenige Augenblicke nachher

stößt er den letzten Seufzer aus und die Nachricht von diesem Tode, welche sich mit Blitzesschnelle in ganz Frankreich verbreitet, verursacht hier ein unmöglich zu beschreibendes Erstaunen und Bestürzung; denn neben einem Grabe sah man einen Abgrund. Was that man indessen nach dem ersten Augenblick der Ueberraschung? Von allen Enden des Landes ertönte der Ruf: Man rette die Monarchie! Die Regentschaft war eine Nothwendigkeit, und mit der Schnelligkeit eines ähnlichen Sprunges stellte man das Gesetz der erblichen Regentschaft auf. Man bemühte sich, so dem Throne Dauer und Festigkeit zu geben, indem man die Institutionen und die Personen, welche ihn repräsentiren sollten, an seiner eigenen Unbeweglichkeit Theil nehmen ließ. Wäre es nicht besser gewesen, wenn diese Eventualität viel früher vorhergesehen worden wäre, und daß das neue Gesetz nicht das Gepräge dieser verhängnißvollen Umstände, und gewisser persönlicher Interessen an sich trüge? Wenn man zugibt, daß es eine Kurzsichtigkeit war, so ist es klar, daß man auf keine andere Weise handeln konnte; aber was nun uns anbelangt, wäre es nicht vernünftiger, durch Maßregeln, die in gleicher Weise unsern Bedürfnissen wie unsern Gesetzen anpassend wären, den Zufälligkeiten vorzubeugen, die in der Zukunft eintreten können?

Es gibt gewisse Fragen, welche die Presse, so frei und keck sie an und für sich ist, nicht von vorn anzugreifen wagt; sie läßt dieselben entweder ganz bei Seite, oder berührt sie nur mit der äußersten Zurückhaltung. Wir achten die Beweggründe eines solchen Verhaltens, und wir werden uns wohl hüten zu sagen, daß es nicht durch die Klugheit geboten sei. Wir sehen ein, daß in der Hitze des Kampfes die Parteien nur darauf bedacht sind, ihre Streiche gut zu führen, und von ihren Waffen den mörderischesten Gebrauch zu machen. Indessen scheint es uns, daß es nützlich wäre, neben der Idee, welche wir als negative bezeichnen möchten, der positiven einen Platz einzuräumen, daß man sich nicht damit begnügen sollte, das, was man nicht will, muthvoll zu bezeichnen, und daß man unter Anderm in der gehörigen Form angeben sollte, was man will. Freilich wird man uns sagen:

Es geht nicht an, Verlegenheiten zu bereiten, Gründe zu Streitigkeiten zu liefern; es gibt Fragen, die man zu vertagen verstehen muß. Gut; deßwegen wollen wir uns enthalten, euern Gang zu überwachen und zu kontroliren. Aber vergesset ja nicht, daß diese Verlegenheiten sich später doch einfinden werden, und daß man sich alsdann der nämlichen Gründe bedienen wird; vergesset nicht, daß die Vertagungen nicht immer die besten Mittel sind, daß die Unbestimmtheit in allen Dingen verderblich ist, und daß man mit viel festerem Schritte geht, wenn man weiß, wohin man geht.

Wir lassen uns nicht auf die Einzelnheiten ein; aber da wir einmal diesen zarten Punkt berührt haben, so wollen wir zu bedenken geben, daß eine der Haupterwägungen, die man bei der Vermählung der Königin stets im Auge haben muß, darin besteht, daß sie nicht dazu beitrage, den Einfluß Frankreichs oder Englands zu vermehren. Es wäre wirklich allzu verderblich, wenn man dem Kabinet von St. James neue Gelegenheiten böte und neue Mittel an die Hand gäbe, bei allen unseren Angelegenheiten sich jenes Uebergewicht zu verschaffen, welches es ohnedem mit ebenso viel Begierlichkeit als Gleißnerei zu erringen strebt. Es wäre unserer Meinung nach ein in seinen Folgen nicht weniger unheilvoller Fehler, wenn man dem Kabinet der Tuilerien, ich will nicht sagen, das nämliche Uebergewicht zugestände, sondern nur einen allzu augenfälligen Einfluß einräumte. Außer den Mißständen, welche der Einfluß einer fremden Regierung jedes Mal mit sich bringt, außerdem, daß die Geschichte uns lehrt, welchem Mißgeschick wir uns aussetzten, als wir uns zu Frankreichs Trabanten machten, ist in diesem Augenblick noch ein ganz anderer Umstand wohl zu beherzigen; nämlich die Lage der herrschenden Dynastie, der geistige, sittliche und politische Zustand des französischen Staates.

Die Vermählung unserer jungen Königin mit einem Prinzen aus dem Hause Orleans würde uns in die beständigen Bewegungen einer Dynastie mit hineinziehen, welche durch die Hand der Revolution auf einen alten Thron gehoben, voll Unruhe und durch beunruhigende Schreckbilder in Sorgen lebt. In den weiten

Gemächern ihrer königlichen Wohnung glaubt sie die Schatten der alten Könige zu sehen; an den Ufern der Seine hört sie das unzufriedene Murren der Revolution. Jene fordern zurück, was sie verloren haben; diese begehrt die Erfüllung der gegebenen Versprechen; die ersteren erschrecken durch den Gedanken an eine Restauration, die zweite droht, an die Stelle einer Monarchie, welche nicht republikanisch sein wollte, eine Republik zu setzen.

Gelangte ein französischer Prinz auf den spanischen Thron, so würde dieß gewissen Ideen, welche bereits nur allzusehr unter uns verbreitet sind, ein entschiedeneres Uebergewicht verschaffen. Die intellectuelle und moralische Anarchie dieser Nation würde sich uns in noch reichlicherem Maße mittheilen, und vollends die uns noch übrigen wahren Elemente der Regeneration verderben und vernichten. Für dießmal gäbe es keine Pyrenäen mehr; und wir, wir wollen, daß die Pyrenäen da seien.

Die Staatsgewalt zu kräftigen ist für unser Land eines der ersten Erfordernisse; und wir können wirklich nicht begreifen, wie es möglich ist, daß man ganz aufrichtige und ehrliche Männer findet, welche ein solches Bedürfniß nicht einsehen, oder nicht wollen, daß man es befriedige. Die Macht in Spanien ist der Thron; und so lange der Thron nicht hinreichend befestigt ist und seine Thätigkeit nicht gehemmt wird durch Hindernisse, welche ihm die Parteien bereiten, deren unersättliche Forderungen jede Regierung unmöglich machen; so lange er sich nicht stark genug fühlt, um das Gute auszuführen, und hoch genug steht, um nicht in Versuchung zu gerathen, Böses zu thun, werden wir nicht aus dieser Ungewißheit, aus dieser Angst kommen, welche uns in dem Zustand eines verzweifelten Todeskampfes hält.

Aus den Wahlurnen erwarten einige das Heilmittel für alle unsere Leiden, die Befreiung aus dieser beweinenswerthen Lage. Weit entfernt, die wohlmeinenden Menschen davon abhalten zu wollen, sehen wir vielmehr nur allzu sehr ein, wie wichtig es in allen Beziehungen sei, daß die Wahl nicht der Laune eines blinden Ehrgeizes oder verkehrten Leidenschaften überlassen werde; denn wenn man auch nicht mehr thun kann, so wird man doch wenigstens

das Böse verhindern oder nicht zugeben, daß es ohne energische Protestationen gethan werde. Nichtsdestoweniger aber haben wir die Ueberzeugung, daß dieß nur vorübergehende Mittel sind, und daß sie nicht bis zur Wurzel des Uebels dringen. Wenn wir gewisse Personen in aller Unschuld sich einbilden sehen, daß in den Wahlurnen unsere ganze Zukunft eingeschlossen sei, so kommt es uns vor, als wären wir Zeuge von einer jener Scenen des Aberglaubens, wo der getäuschte Unglückliche sich seiner Zusammenstellung von Buchstaben und Zeichen überläßt, um daraus die künftigen Ereignisse zu entdecken. Wir haben noch keine Cortes gesehen, welche die durch das Gesetz bestimmte Zeit beisammen gewesen wären; die Regierung hat sie jedes Mal mit mehr oder weniger Höflichkeit entlassen, wenn sie sah, daß sie ihren Absichten nicht mehr förderlich waren. Und manchmal, wann es die Regierung nicht that, übernahm die Revolution diese Mühe. Was ist aus der parlamentärischen Allmacht geworden? Wo sind die Wirkungen der Volkssouveränität. Wenn die legislativen Versammlungen diese repräsentiren, wie wäre es möglich, daß sie bald durch ein Ministerium, bald unter den Streichen einer Empörung zu Grabe gebracht werden. Die Parteien haben oft daran gearbeitet, sich eine Majorität zu sichern, welche der Ausdruck ihrer Gedanken, und das Werkzeug ihrer Wünsche sein sollte; aber ein Aufstand oder ein Dekret stürzte dieses ganze Baugerüst zusammen. Unter Anstrengung und Schweiß hatten sie versucht, den ungeheuren Felsblock an dem jähen Abhang hinaufzuwälzen, und schon waren sie ihrem Ziele, dem Gipfel nahe, als er plötzlich ihren Händen entfuhr, und in die Tiefe des Abgrundes hinabrollte. Man mußte die mühevolle Arbeit von Neuem anfangen.

Das Recht, die Steuern zu votiren, das einzig wirksame Mittel, welches die gesetzliche Ordnung den legislativen Versammlungen bei jedem Repräsentativsystem gewährt, ist in Spanien ganz illusorisch geworden, einmal durch die Vertrauensvota, und zweitens durch den Gebrauch, die nichtvotirten Steuern zu erheben. Wenn man also im Grunde untersucht, was uns nach so vielen Revolutionsjahren von positiven Freiheiten noch übrig ist, so

findet man beinahe nur noch die Möglichkeit, sich in Klagen und verleumderischen Angriffen mündlich oder schriftlich Luft zu machen. Die Presse ist die Personifikation dieser Freiheit; und die Bitterkeit ihrer Sprache zeigt zur Genüge, daß dieß die einzige dem Lande gelassene Erleichterung sei. Man sagte sehr oft, daß die Regierung sogar daran denke, diese Art von Klappe zu schließen, aber wir zweifeln, daß ihr eine solche Maßregel den Ruf eines geschickten Maschinisten bringen werde. So macht sich zur Zeit einer Gährung das Herbste in dem öffentlichen Unwillen Luft, und vergeudet sich eine furchtbare Energie. Welchen Eventualitäten aber würde man sich aussetzen, wollte man ihm diesen Ausweg verschließen, und ihn zwingen, sich zu sammeln und so als natürliche Folge gewaltsame Erschütterungen und Unheil bringende Explosionen zu verursachen. Es ist wahr, daß diese Art von Freiheit hauptsächlich auf die Regierung ihren Druck äußert; aber einige Monate genügen, um sie an die boshaften Angriffe der Feder oder des Bleistiftes zu gewöhnen.

Inmitten unserer Unordnung erfreuen wir uns einer andern Wohlthat, welche mehrere wohl politischen Gründen zuschreiben werden, die aber vorzüglich aus dem Geiste unserer Zeit, aus rein sozialen Gründen entspringt. Trotz der Verfolgungen und der Leiden, welche viele Personen für ihre politischen Ansichten erduldeten, ist zu bemerken, daß es für sie zahlreiche Trostgründe gibt, so daß sie der Bitterkeit, die sie zu andern Zeiten in sich verschluckt und aufgehäuft hätten, jetzt im Grund des Herzens nicht bewahren können. Man begeht einen Akt der Gewaltthätigkeit, und bald ist sogar derjenige, der sich dessen schuldig gemacht hat, genöthigt, darüber zu erröthen. Mancher geräth ohne Ueberlegung auf einen schlechten Weg, welcher bald zu so mächtigen Dämmen führt, daß keine Kühnheit sie zu durchbrechen im Stande wäre. Es ist einleuchtend, daß diese Thatsache weder eine Folge der politischen Formen noch der persönlichen Eigenschaften der Träger der Gewalt ist; man verdankt sie der Richtung des Jahrhunderts, welches so entschieden auf Toleranz losgeht, und welches bald jede Kraft in der Gesellschaft vernichtet haben wird. Sie

sind vorüber die Zeiten, da die Gewalt eines der Hauptmittel war, welchen Individuen, so gut als Völker und Regierungen Rechnung zu tragen hatten. Das Gute hat die Ueberzeugung und Ueberredung als Werkzeug; das Schlechte wendet die Verschmitztheit, die Lüge, eine verlockende Außenseite und einschmeichelnde Worte an. Das ist der Grund, weßhalb man vollständige Veränderungen, manchmal schreckliche Revolutionen vor sich gehen sieht, ohne daß die Individuen wirklich leiden, was sie nach dem, was uns die Geschichte aus den alten Zeiten berichtet, und unsere eigene Erfahrung uns mehr als einmal gezeigt hat, hätten leiden sollen. Die soziale Lage ist geändert, und modifizirt sich mit jedem Tage. Hier und nicht in der Politik muß man die Ursachen von dem aufsuchen, was wir sehen. Auf solche Weise werden die Reactionen, welche mehrere für gewisse Zeiten des Ueberganges voraussehen, weniger schrecklich sein können. Welches auch die Wechselfälle, von denen wir bedroht werden können, nur immer sein mögen, so wird keine Partei, kein Mittel, so verwegen man sie auch halten mag, dennoch diese unaufhaltsame Richtung der Zeit beherrschen können. Die Toleranz ist nun einmal in dem sozialen Staat, und man reformirt sie nicht so leicht durch ein Dekret; die Toleranz liegt in den Sitten, und was in den Sitten liegt, hat zu seinem Fortbestand nicht nöthig, in das Gesetz eingeschrieben zu werden.

Die beiden Extreme der streitenden Parteien sind die Republikaner und Moderado's. Die ersteren sagen offen, daß sie mit den bestehenden Formen nicht zufrieden sind, die zweiten erklären, daß sie dieselben annehmen, aber durch die organischen Gesetze mit ihren Ansichten nur in Einklang bringen wollen. Die Gegner dieser letzten Partei ziehen die Aufrichtigkeit ihrer Worte in Zweifel und schieben ihr einen Hintergedanken unter, nämlich den, die Konstitution von 1837 aufzuheben, um sie durch das königliche Statut oder jedes andere schon erschienene Gesetz zu ersetzen. Wir überlassen es den Organen der verschiedenen Parteien, die Anklage zu begründen oder zurückzuweisen; denn weder den einen noch den andern fehlt es an Federn, die in der Polemik geübt

sind. Wir wollen nur die Bemerkung machen, daß, diese Absichten sogar vorausgesetzt, man sehr im Irrthum wäre, wenn man glauben wollte, daß ein solcher Streich den Triumph gewisser Berechnungen sichern würde. Denn die jetzt bestehenden Parteien würden dann auch noch vorhanden sein; sie würden mit sehr geringen Modifikationen die nämlichen Mittel anwenden, welche sie unter der Herrschaft der Konstitution gebrauchen; das neue Gesetz würde gerade so wie das herrschende Gesetz aufgehoben, so oft man es für nöthig erachtete. Der Kampf würde in der Presse, auf der Tribüne, um die Wahlurnen fortgesetzt werden: endlose Wortwechsel würde es geben über die Municipalitäten, über die Abgeordneten der Provinzen, über die Nationalmiliz; mit einem Worte, wir würden uns wieder wie heute auf dem Gebiete der Politik befinden, eingeschlossen in einen Kreis ohne Ausgang, in dem sich auf eine so unfruchtbare Art so viele individuelle, gouvernementale und nationale Kräfte verzehren. Man würde alsdann wiederholen, was man auch zu andern Zeiten schon sagte: Das Gesetz ist nur der Mörtel, wir haben das Gebäude aufzuführen! Umsonst würden die einzelnen Schichten dieses Gebäudes rasch sich erheben, die Bedürfnisse würden in dem nämlichen Verhältnisse wachsen, so daß endlich, wenn es möglich wäre, der Giebel den Himmel berühren müßte.

Damit glauben wir zu zeigen, daß, wenn die Absichten einer gewissen Partei wirklich das wären, wozu sie ihre Gegner machen, diese Partei weit entfernt wäre, den geeigneten Weg eingeschlagen zu haben, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Es ist unerläßlich, ja dringend nothwendig, das Gebiet der Politik zu verlassen. Obwohl wir die Regierung und die Cortes sich hauptsächlich damit beschäftigen sehen; obgleich die Diskussionen der Presse und der Tribüne die administrativen Fragen und die materiellen Verbesserungen bei Seite lassen, um über die Gesetzlichkeit dieser oder jener Macht sich zu berathen, über das Mehr oder Weniger Freiheit, die man in die organischen Gesetze kommen lassen soll, und über andere Fragen ähnlicher Natur; so dürfen wir doch versichert sein, daß die Revolution immer weiter voranschreitet,

daß wir verurtheilt sind, den Kampf der Leidenschaften, und nicht der besonnenen Geister zu sehen; daß wir keiner Diskussion beiwohnen, von der Lichtstrahlen und Geistesblitze ausfahren, sondern einem gewaltsamen Stoß, welcher Brandfunken schleudert.

Unter so viel Regierenden, welche unter verschiedenen Vorwänden das bestehende Gesetz übertraten, that es Niemand in großartiger Weise, in einer Weise, welche für die Nation positive und allgemeine Resultate gehabt hätte; Niemand, der in Bezug auf diese Uebertretung zu Rede gestellt, die Antwort geben könnte, die jener alte Römer gab: „Ich schwöre, das Vaterland gerettet zu haben! Niemand, der einen weitumfassenden Plan gehabt, der ihn rasch und kräftig durchgeführt hätte, indem er alle Hindernisse beseitigte, und alle Schwierigkeiten bewältigte; Niemand, der vor den Richterstuhl der Nation hintretend, um hier über die ungeheure Verantwortlichkeit, die er auf sich genommen hatte, Rede zu stehen, sagen könnte: Die Politik war in dem Zustand des Chaos, und dieses Chaos habe ich geordnet; freilich habe ich deßhalb das Gesetz verletzt, wenn ihr meinen Kopf wollt, so nehmt ihn, jetzt ist er nicht mehr nöthig, um das Vaterland zu retten, noch um die Herrschaft der Gesetze zu befestigen. Aber vorher betrachtet, was ich gethan habe, zerstöret mein Werk, wenn ihr es waget; ich werde mit Freuden in den Tod gehen, sobald euer Herz euch nicht sagt, daß ihr statt eines Schaffots eine Statue errichten sollt!

Doctor Newmann.

Der Puseismus.

Wir haben unsere Leser schon mehrmals auf die religiöse Revolution aufmerksam gemacht, welche in England durch den stets zunehmenden Mißkredit der bestehenden Kirche und durch die immer schärfer ausgesprochene Richtung zum Katholizismus vor sich geht. Man weiß, daß der berühmte Doctor Pusey, Professor der Theologie an der Universität zu Oxford und ein ausgezeichneter Gelehrter, einer Schule seinen Namen gab, welche, ohne den Anglikanismus geradezu zu verdammen, ihm unabläßig tiefe Wunden beibringt. Ebenso übernimmt diese nämliche Schule in ihrer Weise die Vertheidigung des Katholizismus, ohne sich jedoch dazu zu entschließen, in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Neben Pusey steht noch ein Schriftsteller, der sich besonders dadurch auszeichnet, daß er zur Entwickelung jener Doctrinen anregte, welche sich dem Katholizismus so sehr nähern. Professor der Theologie an der nämlichen Universität, und durch seine Schriften auf die anglikanische Geistlichkeit einen großen Einfluß ausübend, befindet er sich in einer ausgezeichneten Stellung, um der Vorsehung als Werkzeug zu dienen, wenn die göttliche Güte die verirrten Schafe in den Schafstall zurückführen will.

Dieser Doctor heißt Newmann; er gab kürzlich England und Europa ein um so auffallenderes Schauspiel, als es, wir wagen es zu behaupten, in der Geschichte ohne Beispiel ist. In einem Werke, welches den Titel trägt: die apostolische Lyra, hatte er die römische Kirche eine verworfene Kirche genannt; in einem Werke

über die Arianer sprach er vom päpstlichen Abfall, und in einem andern unter dem Titel: Tracts for the Times erklärte er Rom für ketzerisch, und führt seinen Abfall auf die Zeit des Konziliums von Trient zurück; er sagt da auch: die römische Kirche sei für immer in Gemeinschaft mit dem Antichrist, sie hätte die Lüge an die Stelle der Wahrheit Gottes gesetzt, und man müsse sie fliehen wie die Pest. Die Ausdrücke, wie man sie eben las, kamen in den spätern Veröffentlichungen des Verfassers nicht mehr vor; diese sind schon mit größerer Sachkenntniß und mehr Gerechtigkeitssinn abgefaßt. Was übrigens der Verfasser in den letztern Jahren zu Gunsten des Katholizismus gesagt hatte, genügte ihm keineswegs, um sein Gewissen über das zu beruhigen, was er sich vorher erlaubt hatte, und in dieser Hinsicht sich zu schulden kommen ließ; er glaubte es, so viel es ihm möglich wäre, aus seinen ersten Werken vertilgen und so die schlimme Wirkung verwischen zu müssen, welche sie in dem Herzen seiner Leser hervorbringen konnten. Deßhalb nahm er seine Zuflucht zu dem einfachsten und raschesten Mittel, das zugleich auch am geeignetsten ist, die Geradheit seiner Absichten zu beweisen: er veröffentlichte in den Journalen einen feierlichen Widerruf dessen, was er gesagt hatte.

Man sieht, daß die Seele des Doctor Newmann lebhafte Gewissensbisse empfand, gegen die römische Kirche eine so beleidigende Sprache geführt zu haben; es ist interessant, ihn selbst zu hören, wie er mit einer rührenden Offenherzigkeit uns mittheilt, was damals in seinem Geiste vorging. „Wenn ihr mich fragt, wie es möglich ist, daß ein einfaches Individuum sich erlaubt, solche und ähnliche Dinge zu denken und gar noch zu veröffentlichen über eine so alte und so weit verbreitete Kirche, die so viele Heilige gebildet hat, so gebe ich euch zur Antwort, was ich zu mir selbst sagte, um mich über ein solches Benehmen zu rechtfertigen: Die Worte, die ich veröffentliche, sind nicht die meinigen, ich folge nur der Meinung der Theologen meiner Kirche, welche alle, ohne sogar die ausgezeichnetsten und gelehrtesten davon auszunehmen, stets mit der äußersten Heftigkeit gegen

Rom gesprochen haben; ich nehme ein empfangenes System an, und wenn ich wiederhole, was sie sagten, so bin ich in voller Sicherheit, weil es in unserer Stellung fast eine Nothwendigkeit ist, ihre Ideen und Ansichten anzunehmen. Ich habe viele Gründe, zu fürchten, fügt Doctor Newmann hinzu, daß diese Sprache zum größten Theil einem heftigen Charakter und der Hoffnung zugeschrieben werden muß, mein Benehmen von solchen Männern gebilligt zu sehen, welche ein Recht auf meine Achtung haben. Kurz, ich wollte mich gegen den Vorwurf des Romanismus sicher stellen."

Solche Worte bedürfen keines weitern Commentars, besonders wenn man weiß, daß dieser Mann noch nicht zum Katholizismus übergetreten ist. Im Gegentheil, während er so tröstliche Geständnisse macht, protestirt er dagegen, als ob er damit das widerrufen wolle, was er zur Vertheidigung der anglikanischen Kirche gesagt hat. Freilich täuschen wir uns oft, aber wir glauben doch hier irgend ein Zeichen von weitgreifenden Plänen der Vorsehung zu erkennen. Die Feinde des Katholizismus beharren nach ihrem alten System der Verleumdung darauf, die Triumphe der wahren Religion als das Resultat heimlicher Intriguen, oder als die Wirkung eines unverständigen Fanatismus darzustellen. Hätte sich England plötzlich bekehrt, so hätte man sicher nicht ermangelt, zu sagen, daß der Finger Gottes nicht dabei war, daß man ein so außerordentliches Ereigniß nicht der Gnade zuschreiben, sondern daß man die Ursache in tiefen politischen Kombinationen suchen müsse, in Kombinationen, auf die man auf eine mehr oder weniger scheinbare Weise hingewiesen hätte, wobei man übrigens der Zukunft die Sorge überlassen hätte, das zu enthüllen, was ihrer Annahme nach in der Finsterniß verborgen wäre. Die Vorsehung wollte, daß die Ereignisse einen andern Weg einschlagen. Man hätte die Bekehrungen auf Rechnung politischer Einflüsse gesetzt; und Gott hielt diese verschiedenen Elemente so getrennt, daß sie, weit entfernt, sich mit einander zu verbinden, vielmehr in einem Zustand offenbarer Opposition lebten. Man hätte gesagt, daß die Veränderung durch Ueberraschung ausgeführt worden wäre, daß

die Geister nicht gehörig darauf vorbereitet waren, daß die Zeit die Sachen nicht zur Reife gebracht hätte, und daß man gerade deßwegen an dem neuen Glauben die Uebereilung noch wahrnehme, womit man ihn angenommen habe; und Gott wollte, daß die gewünschte Zeit in reichlichem Maße diesem Werke eingeräumt werde, daß nach Jahrhunderten des Irrthums und der fanatischen Aufregung eine Zeit besonnener Ueberlegung komme, während welcher die Geister sogleich anfangen würden, sich zu beruhigen, ihre ursprüngliche Bitterkeit abzulegen, die Sache der Katholiken mit weniger Unrecht und Parteilichkeit zu erwägen, die Verleumdung, womit man sie früher überhäuft hatte, vor den Richterstuhl einer ruhigeren und heiteren Vernunft zu bringen, daß sie die Beweggründe aufsuchen, welche man hatte, um sich von der römischen Kirche zu trennen, daß sie den Unverstand eines Schisma sehen, welches nur die bei der Sache Betheiligten aufrecht halten konnten, und daß endlich bald durch eklatante Bekehrungen, bald durch mehr oder weniger bestimmte Bekenntnisse der katholische Glaube nach und nach um sich greife und so den glücklichen Tag vorbereite, wo, nach dem Ausspruch eines großen Schriftstellers, England den Irrthum verlassen wird, um in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, den Tag, wo Europa, nachdem auch das orientalische Schisma sein Ende erreicht hat, das Te Deum unter dem weiten Gewölbe der Sophienkirche wird singen hören.

Dieß glauben wir wenigstens in dem gegenwärtigen Zustand der Universität Oxford zu sehen; dieß sagt uns insbesondere die Schule des Pusey; dieß zeigt uns hauptsächlich der Widerruf des Doctor Newmann. Die Worte, die aufrichtigen Geständnisse des erleuchteten Schriftstellers lassen uns eine ruhige und langsame Bekehrung mit ansehen, in der die Vorsehung uns die Umwandlung zeigen will, welche unter dem Beistand seiner Erleuchtung und Gnade in den Geistern vorgeht. Wirklich sehen wir, daß Doctor Newmann, indem er diese Schmähungen gegen die katholische Kirche schreibt, sie eine verworfene Kirche nennt, eine Gemeinde von Abtrünnigen, welche man wie eine Pest fliehen müsse,

schon im Grunde seines Herzens eine Stimme hört, welche gegen eine solche Ungerechtigkeit sich erhebt; er kann die Gewissensbisse nicht unterdrücken, welche ihn quälen, und sieht sich gezwungen, sich über die Autorität der ausgezeichnetsten Männer der anglikanischen Kirche wegzusetzen, und sich zu erinnern, daß sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit von der katholischen Kirche gesprochen haben. Das will doch genug sagen, daß Doctor Newmann sich die Stärke nicht zutraute, die katholische Kirche anzugreifen, daß er über das, was er sagte, nicht sicher war, und daß seine Ueberzeugungen so schwach waren, daß er das Bedürfniß fühlte, sie auf eine fremde Autorität zu stützen. Noch mehr, seine Sprache kam nicht aus dem Innern seines Herzens, war nicht der Ausdruck seiner Gedanken, sondern es war nur ein Mittel, sich bei hoch stehenden Personen beliebt zu machen und den Verdacht des Romanismus zu vermeiden. Wie tadelnswerth übrigens auch ein solches Benehmen sein mochte, so gab es indessen doch zu erkennen, daß in der Seele des Schreibers keine Verstocktheit war, daß seine Augen anfingen, sich zu öffnen, daß das Licht der Wahrheit allmälig über sein Haupt herabkam, daß Gott, wenn er gleich seine Verirrungen zuließ, doch nicht wollte, daß er eine klägliche Ruhe genieße. Der Friede in dem Herzen des Bösen ist wirklich das Zeichen, daß der Name des Schuldigen aus dem Buche des Lebens ausgestrichen ist.

Der Widerruf, welchen Doctor Newmann so eben wegen seiner Schriften gegen die katholische Kirche aussprach, hat in diesem Augenblick einen viel größern Werth, als er nach seiner Bekehrung hätte, die wir zu hoffen so viele Gründe haben.*) Wenn er nach dem förmlichen Uebertritt in den Schooß der Kirche einen solchen Schritt gethan hätte, so hätte man dieß nur als eine ganz natürliche Folge seines Religionswechsels angesehen, und diejenigen, welche den Gang des menschlichen Geistes zu beobachten verstehen, hätten darin nicht das Ergebniß so ernsten Nachdenkens gefunden. Ein Mensch, der eben zum Katholizismus übergetreten ist, kann

---

*) Sie ist bereits erfolgt. Anm. d. Uebers.

nur eine hohe Achtung für diese Kirche zeigen und das verwerfen, was er vorher gegen sie gesagt hatte. Aber ein Protestant, welcher, während er ein solcher bleibt, dennoch nichts desto weniger widerruft, was er gegen die katholische Kirche sagte, und es auf eine feierliche Weise und öffentlich widerruft, bietet der Welt das auffallendste Schauspiel, das ihr in einem solchen Falle gegeben werden kann; er zeigt durch sein Beispiel, daß die Wahrheit durch alle Hindernisse sich einen Weg bahnt, und daß die Vorsehung zur Erreichung ihrer Absichten Wege geht, welche den Menschen unbegreiflich sind.

Dieser Entschluß des Doctor Newmann ist um so wichtiger, als er Angesichts der geistigen Zustände in England von Seiten der Protestanten eine wahre Sündfluth von Beleidigungen und Beschimpfungen ihm herbeiführen kann. Wirklich aufgeregt und beunruhigt über das Umsichgreifen des Katholizismus in diesem Lande und über die Richtung, welche in der puseyistischen Schule hervortritt, erheben sie mit einer außerordentlichen Leidenschaftlichkeit ein Geschrei wegen der Nachtheile, welche daraus für die anglikanische Kirche erwachsen können. Ein heftiger Streit hat sich über diesen Punkt entsponnen, die Schriften gegen die Katholiken und Puseyisten werden mit wahrer Verschwendung verbreitet, um den Lauf der heilbringenden Ideen aufzuhalten, und die Furcht der Schüler des Irrthums zu beruhigen. Unter den zahlreichen in der letztern Zeit veröffentlichten Flugschriften ist eine besonders zu bemerken, welche verdient, genannt zu werden, sowohl wegen dessen, was sie offen sagt, als auch wegen dessen, was sie zu verstehen gibt. Wir schalten sie so ein, wie wir sie in den fremden Journalen gelesen haben. „Glieder der Kirche, wir machen euch allen Ernstes auf ein seit Kurzem gemachtes Geständniß aufmerksam wegen des Zieles, das sich die schismatische Partei vorsteckt, diese Partei, welche schon seit ziemlich langer Zeit in der Landeskirche Verwirrung und Spaltung verursacht. Dieses Geständniß findet sich in der british Critic Nr. 59, Seite 45, und fängt so an: Wir müssen uns immer mehr von den Grundsätzen — wenn man ihnen diesen Namen geben darf — der anglikanischen Reformation

trennen! ..... Der Leser höre; umsonst spannt man das Netz aus, wann es die Vögel bemerkt haben." Der protestantische Eifer sucht durch Anpreisungen die Verbreitung dieser Flugschrift zu fördern, welche in allen Buchhandlungen Londons um den Preis eines Schillings für hundert Exemplare zum Verkaufe ausgeboten wird, so daß man durch den herabgesetzten Preis dahin gelangt, die Bemühungen der Aufwiegler zu vereiteln, die mit einer kirchlichen Würde bekleidet, sich nicht schämen, das Brod der anglikanischen Kirche zu essen, während sie nur an ihrem Sturze arbeiten.

Es läßt sich leicht voraussehen, mit welcher Entrüstung die Kämpfer des Anglikanismus sich gegen Doctor Newmann erheben, mit welchem Ausbruch von Wuth sie das alte Wörterbuch der reformistischen Schimpfwörter erschöpfen werden, um ihn den Augen des Publikums unter den abstoßendsten Zügen vorzumalen. Aber Gott, welcher ihm die Kraft gab, auf dem Wege zur Wahrheit einen solchen Schritt zu thun und dieses erste Opfer zu bringen, wird ihm auch die geben, die Beschimpfungen, die zweifelsohne auf ihn gehäuft werden, mit Ergebung zu ertragen, indem er so sein Herz vorbereitet, auf eine entschiedene Weise den Glauben derjenigen Kirche zu bekennen, in deren Schooß er durch so auffallende Zeichen gerufen wird. Unter denen, welche die puseyistischen Ideen theilen, hat der Entschluß des Doctor Newmann das größte Lob gefunden, und man fügt sogar hinzu, daß dieser so empfehlenswerthe Schritt nicht ohne Nachahmer sein werde. Da die göttliche Barmherzigkeit in ihrer Unendlichkeit diesen Verzug, dieses Schwanken der verirrten Schafe mit so großer Güte erträgt, so wollen auch wir sie ertragen. Warten wir mit Geduld auf den glücklichen Tag, da das göttliche Licht ihren Augen sich in seinem ganzen Glanze zeigen wird; unterdessen wollen wir beten, wie die Katholiken dieses Landes und der andern Erdtheile beten, auf daß der Herr seine Kirche tröste durch die Rückkehr so vieler Unglücklichen, welche des Mitleids um so würdiger sind, als sie in einem Reiche geboren sind, das ganz in dem Dunkel des Irrthums vergraben liegt, wo das

Vorurtheil gegen den katholischen Glauben so tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Der Beweggrund unseres Gebetes soll nicht jenes natürliche Verlangen sein, unsere Wünsche und Hoffnungen so bald als möglich erfüllt und verwirklicht zu sehen. Denn was ist der Mensch, um in die unerforschlichen Absichten Gottes einzudringen?

Der Widerruf des Doctor Newmann zeigt uns ein Beispiel, welches alle Katholiken nachahmen sollten, die — nachdem sie sich in strafbare Irrthümer hatten hineinziehen lassen, oder sich eine Sprache erlaubten, die geeignet war, den Unverdorbenen und Einfältigen im Geist ein Aergerniß zu geben — in gewissem Maße den Glauben erschüttern und die Achtung mindern konnten, welche eine Mutter von ihren Kindern erhalten muß. Wenn Newmann, welcher jetzt noch im Irrthum befangen, ausdrücklich sich dagegen verwahrt, seinen Glauben ändern zu wollen, auf eine feierliche Weise öffentlich die Ausdrücke widerruft, welche er gegen die katholische Kirche gebraucht hatte, und zwar nicht, weil er von ihr unter irgend einer Beziehung abhängt, sondern weil er das Unrecht seiner Anschuldigungen und die Verunglimpfung einsieht, zu deren Organ er sich machte; wie viel eher sollten da nicht die Katholiken es sorgfältig vermeiden, die Kirchengeschichte zu entstellen, ihre Bosheit gegen die Päpste, gegen die römische Kirche selbst und gegen den gesammten Episkopat los zu lassen? Unglücklicher Weise behandelt man diese Materien nicht mit der ihnen gebührenden Umsicht. Es gibt Bücher, die von sogenannten Katholiken veröffentlicht wurden, denen wir diesen Namen nicht absprechen möchten, wozu der Kirche allein das Recht zusteht, und in diesen Büchern werden die Kirche und die Religion so häufig verunglimpft, daß man nicht leicht glauben sollte, daß ein katholischer Verfasser solchen Schriften seinen Namen habe geben können. Wir verlangen damit durchaus nicht, daß man bei dem Studium der Kirchengeschichte mit einer blinden Parteilichkeit zu Werke gehe, ohne Unterschied Lob spende und mit einer unvergleichlichen Nachsicht diejenigen behandle, welche sich in ihrer Lebensweise ihres Glaubens unwürdig zeigten; aber es ist ein-

leuchtend, daß es bei der Behandlung gewisser zarter Punkte einem Manne, der sich ein Kind der Kirche nennt, nicht gut ansteht, sich in Schmähungen gegen diesen oder jenen Papst auszulassen, oder gar in seine Anklagen einen ganzen Stand der kirchlichen Hierarchie hinein zu ziehen. Man soll niemals vergessen, daß man, ohne der geschichtlichen Wahrheit zu nahe zu treten, ohne der Geradheit seines Urtheils Abbruch zu thun, ohne sogar den Tadel zu mindern, den schlechte Handlungen verdienen, eine Sprache anwenden kann, welche zugleich die Liebe zur Wahrheit, den Eifer für Gerechtigkeit und jene kindliche Sorge beurkundet, die ein wahrer Katholik jederzeit für den Ruhm der Kirche an den Tag legen soll. Es ist eine Sprache, welche bei der Darstellung der Mängel und Ueberschreitungen, welche sie der öffentlichen Verdammung überliefert, deutlich zeigt, daß es eine schmerzliche Pflicht sei, deren man sich entledigt, wie ein Sohn, der sich genöthigt sieht, die Schande seines Vaters einzugestehen. Diejenigen, welche solchen wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht fremd sind, wissen, ob das Gesagte jetzt nöthig ist. Der Gang der Ereignisse hat nur allzu sehr die Gefahr dieser gottvergessenen Deklamationen gezeigt, als daß die noch entschuldigt werden könnten, welche sie nachahmen wollten. Es gab freilich eine Zeit, wo unverständige Katholiken, fortgerissen von dem Verlangen, über Alles mit unbeschränkter Freiheit zu sprechen, oder vielleicht auch einen Geist zu zeigen, der sich über die gemeinen Vorurtheile und über den Beifall der Menge wegzusetzen vermag, glauben konnten, daß es kein besonderes Uebel sei, Schriften zu veröffentlichen, welche, ohne die geringste Aenderung darin vorzunehmen, Protestanten oder Ungläubige gerade so gut mit ihrem Namen unterzeichnen konnten. Heute hat sich die Lage so vollständig geändert und zeigt uns auf eine so schlagende Weise, welchen Zweck die erreichen wollten, welche diese kühnen Veröffentlichungen mit Beifallsbezeugungen überhäuften, daß es wirklich keine Entschuldigung mehr gäbe, und der Mangel an Vorsicht ganz einfach ein Verbrechen vor Gott wäre.

Für die gläubigen und frommen Seelen ist es schon ein

großer Trost, diese Wahrheiten von Männern mit geraden und aufrichtigen Absichten aufgenommen zu sehen. Man prüfe die Sprache der katholischen Schriftsteller näher und man wird sehen, daß sie sich immer mehr von der verderblichen Gewohnheit entfernen, sich allzu sehr auf Dinge zu berufen, welche ihnen sonst ein weites Feld zu bieten schienen, um ihren Eifer zu zeigen, während es eigentlich für sie nur eine Gelegenheit war, die erhabensten Institutionen herunterzusetzen und gerade dadurch die Interessen des katholischen Glaubens zu kompromittiren. Von den Ereignissen, welche den letzten Revolutionen vorausgingen, und sie vorher sehen ließen, waren die Dinge bis zu einem solchen Grad des Skandales gekommen, daß man nicht begreifen kann, wie eine solche Sucht zu schmähen und zu verleumden sich der Geister bemächtigt habe.

Es war Zeit von diesem Irrthum zurückzukommen; um gegen die Päpste zu Felde zu ziehen, erhob man Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihrer Gewalt; indem man unabläßig gegen ihre vermeintlichen zeitlichen und geistlichen Usurpationen schmähte, hätte man bald ihren obersten Rang in Bezug auf Jurisdiction und Würde in Frage gestellt. Wir wissen recht wohl, was man darauf zu antworten pflegt; wir wissen, daß die Fehler und Mängel eines Papstes dem Pontifikat selbst keinen Abtrag thun können; aber wir wissen ebenso gut, daß, wenn die Dinge einmal eine gewisse Grenze erreicht haben, es Unterscheidungen gibt, welche leichter durch das Wort als durch den Gedanken festgestellt werden können, und daß, wenn wir uns einmal daran gewöhnt haben, eine ganze Reihe von Männern mit Abneigung und Verachtung zu sehen, es nicht so leicht ist, sie alsdann als die Stellvertreter Jesu Christi zu achten und zu ehren.

Wenn es sich darum handeln wird, die Handlungen dieses oder jenes Papstes zu beurtheilen; wann es nöthig sein wird, einen zu irgend einer Zeit herrschenden Mißbrauch hervorzuheben und zu rügen; wenn der Schriftsteller fühlt, daß seiner Feder Galle entfließt, und daß er sich den Eingebungen eines unziemlichen Eifers, und der Uebertreibung eines unklugen und bittern Styles

überläßt, dann soll er sich erinnern, daß ein Protestant uns das Beispiel gegeben hat, mit welcher Achtung man von der Kirche sprechen soll, daß er nicht allein nicht Anstand nahm, sein früheres Benehmen zu verdammen, sondern auch den Muth hatte, mit einer bewundernswerthen Aufrichtigkeit uns die Beweggründe eines solchen Benehmens darzulegen, ohne die zu vergessen oder zu verschweigen, welche, vor aller Augen zu verbergen, seine Eigenliebe ihm zu gebieten schien. Bei der Betrachtung eines so heilsamen und bezeichnenden Beispieles, als wir eben erzählten, erinnern wir uns unwillkürlich jenes tiefen Ausspruches des heiligen Augustinus: Gott ist so gut, daß er das Böse nicht zulassen würde, wenn er nicht aus diesem Bösen das Gute ziehen könnte.

Geschichtliche, auf die Religion gegründete Studien.

Die Religion ist die wahre Philosophie der Geschichte. Moses gab uns die ersten Nachrichten über die Erschaffung der Welt, und die Wiege des Menschengeschlechtes; zu gleicher Zeit gibt er uns den Schlüssel in die Hand, um das Räthsel zu lösen, welches der Mensch und das Universum ist. Nehmet die Erzählung des Moses weg, beraubet die Philosophie des strahlenden Lichtes, das ihr diese erhabene Erzählung gewährt, und ihr fallet sogleich in das Chaos der Alten zurück: ihr habt die Ewigkeit der Welt, die Ungewißheit und die Ungereimtheit in Betreff unseres Ursprungs und unserer Bestimmung, den Fatalismus, alle Irrthümer und Zweifel, welche die philosophischen Schulen Griechenlands und Roms durcharbeiteten; die Erde ist von Neuem in die Finsterniß versunken, die Wissenschaft und Gesellschaft kehrt wieder in das Geleise der früheren Jahrhunderte zurück.

Wollt ihr zuverläßige, kurze, allgemeine Formeln, um die großen Probleme der Geschichte der Menschheit zu lösen? Leset die Erzählung dieses gottbegeisterten Mannes, höret das erhabene Wort desjenigen, welcher gewürdigt wurde, sich auf der Höhe des Sinai mit Jehova zu unterhalten. . . .

Es ist in dem Leben des menschlichen Geschlechtes eine ebenso unbestrittene als schmerzliche Thatsache: der Kampf des Guten mit dem Bösen und der häufige Sieg des letzteren über das erstere ebenso wohl in der moralischen als physischen Welt; die entsetzlichen Verbrechen, welche die Geschichtsbücher der Nachkommenschaft Adams besudeln, und die unsäglichen Schmerzen, welche

eine unausbleibliche Folge davon waren. Was aber ist die Ursache einer solchen Erscheinung? Wie ist sie mit dem Dasein eines unendlich weisen und gütigen Gottes verträglich? Das Alterthum glaubte darüber eine genügende Erklärung zu geben, indem es unter verschiedenen Formen zwei entgegengesetzte Prinzipe annahm, das eine als Urheber des Guten und das andere als den des Bösen. Der Dualismus des Manes war eine Verfälschung der ursprünglichen Tradition über den Fall der Engel; aber es war zu gleicher Zeit auch eine Anstrengung des menschlichen Geistes, um das Räthsel der Welt zu erklären. Moses nimmt ein viel einfacheres Princip an: Sünde und Strafe, das heißt, Gerechtigkeit. Mit diesen paar Worten ist Alles erklärt und ohne sie läßt sich Nichts erklären. Es ist zwar allerdings ein Geheimniß, aber ein lichtvolles Geheimniß, welches uns den Schlüssel gibt zu allen anderen Geheimnissen; es ist eine tiefe, aber glückliche Finsterniß, aus der für uns Ströme von Licht hervorkommen. Wir wollen die Geschichte aufschlagen, und die Seiten darin durchlesen, und uns durch diesen Führer geleiten lassen, welchen der Himmel selbst in seiner unendlichen Güte uns gesendet hat.

I.

Gott sprach zum Adam: Im Schweiße deines Antlitzes sollst du dein Brod essen; dieser Fluch fiel auf die ganze Menschheit. Verfolge sie in allen Phasen ihres Daseins, und auf ihrer Stirne wirst du stets diesen Angstschweiß wahrnehmen, mit dem er auf die Erreichung des Glückes ausgeht. Nach dem Glück seufzet der Mensch; auf das Glück sind alle Anstrengungen der Gesellschaft gerichtet; denn Niemand lebt nur von Brod. Statt der genießbaren Früchte bringt die Erde nur Stauden und Dornen hervor, und die Menschheit findet niemals das Glück, bevor sie nicht den Becher des Unglücks bis auf die Hefe geleert hat. Wir jammern beständig über das Unglück und die Widerwärtigkeiten unserer Zeit, stossen ein Schmerzgeschrei, das bis zum Himmel dringt, wegen der Entbehrungen aus, die uns auferlegt sind, wegen der Leiden, die wir zu ertragen haben, und wegen der beschwerlichen

Opfer, durch welche wir einen Augenblick des Glücks oder selbst der Ruhe erkaufen müssen. Aber wie sieht es mit den Generationen aus, welche uns vorangegangen sind? Haben sie durch Zufall sich einer vollkommenen Ruhe erfreut, schwammen sie im Ueberfluß und in den Vergnügungen, haben sie in brüderlicher Eintracht gelebt, mitten im Frieden und in der vollständigsten Einigkeit? War das goldene Zeitalter für sie wirklich vorhanden und haben die herrlichen Träumereien der Dichter bei ihnen den Gegenstand ihrer erhabenen Gesänge in Wirklichkeit gefunden?

Nein, nein; dem ist nicht also. Kaum ist der Mensch geschaffen, kaum hat er im Paradiese ein unaussprechliches Glück gekostet, als der Schatten des Unglücks sich über ihn erhebt, gleich einer dunklen Wolke, welche über dem lachendsten Gemälde sich wölben würde. Die Mutter der Menschen betrachtete ihre entzückende Schönheit in dem Cristall jener lieblichen Quelle, welche der Blinde Albions mit so viel Feinheit und Frische gemalt hat, und schon hielt sich die geheimnißvolle Schlange an ihrer Seite, um den Augenblick abzulauern, ihre Reinheit und Unschuld zu überlisten. Unsere ersten Eltern führten ihr und unser Unglück herbei. Ihr Sturz war ein freiwilliger, das ist wohl wahr, und der Verlust ihres Glückes war ein Akt ihrer Freiheit; aber ist deßhalb ihr Fall weniger beklagenswerth, und dieser Verlust weniger schmerzlich? Ist derjenige, welcher sich mit eigener Hand den Todesstoß gibt, nicht ebenso mitleidswürdig, als derjenige, der ihn von fremder Hand empfängt? Der Engel, welcher mit einem feurigen Schwert an dem Eingange des Paradieses aufgestellt war, um den verwiesenen Schuldigen die Rückkehr dahin zu wehren, ist nicht allein eine historische Thatsache, sondern zugleich auch ein treffendes Sinnbild der Schwäche und Unfähigkeit, zu der die Menschheit, so lange sie auf der Erde weilt, verurtheilt ist, fortan den Weg des wahren Glückes aufzufinden. „Und er stieß Adam hinaus und stellte vor den Garten der Wonne die Cherubim und ein flammendes und zuckendes Schwert, zu bewachen den Weg zum Baume des Lebens.“ Genes. K. 3. V. 24.

Wir wissen nur Weniges von dem Leben unserer Stamm-

eltern aus der Zeit, welche unmittelbar auf ihre Vertreibung folgte. Allein, auf der unermeßlichen Erde umherirrend, von reißenden Thieren umgeben, von Schlangen und Insekten, ohne Kleidung und Obdach, um sich gegen so viele Gefahren und Schmerze zu schützen, aller Mittel beraubt, um für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu sorgen, mußten sie ihr Leben in einer tiefen Traurigkeit zubringen, die bei der quälenden Erinnerung an ihr verlornes Glück mit jedem Tage nur vermehrt wurde. Es ist begreiflich, wie leicht die Reue in ihr Herz eindringen, und Gott bewegen mußte, ihnen einen Fehler zu verzeihen, den sie durch Jahrhunderte lang währende Leiden und Thränen büßen sollten. Wie oft mußten sie wohl ihre Blicke nach jener glücklichen Gegend hinwenden, wo ihnen die ersten Augenblicke ihres Lebens in der ursprünglichen Unschuld und in unaussprechlicher Glückseligkeit hingeflossen sind! Wie oft mußten sie, wenn sie ihren Kindern diesen Punkt zeigten, ihnen die Wonne jenes seligen Aufenthaltes erzählen, dessen Andenken von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzte, wie das Bild eines goldenen Traumes, der aber nur zu bald verschwindet.

Die ersten Kinder Adam's und Eva's zeigen uns in der heiligen Schrift die natürlichen Folgen jenes Auftrittes, der seinen Anfang unter den Zweigen des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen genommen hatte: das Verbrechen und die Strafe, den Brudermord, und den auf der Stirne des Mörders aufgezeichneten Fluch, der flüchtig auf der Erde umherirrt und den Tod sucht, ohne ihn finden zu können. Die erste Stadt, welche in der Geschichte genannt wird, ist von dem Mörder seines Bruders, von diesem nämlichen Kain gegründet. Unheilvolle Auspizien, unter denen sich die Wohnung des Menschen erhob, weil sie gebaut wurde durch die Hände, die mit dem Blute eines Unschuldigen besudelt sind, durch die Hände, die noch zittern unter den Streichen, womit sie der Fluch des Himmels getroffen; denn die Stimme des Blutes drang von der Erde empor, um gegen den Brudermord um Rache zu schreien.

Die Zeit schritt voran und die blinde Nachkommenschaft

Adams vergaß die schrecklichen Strafen, deren Erzählung sie aus dem Munde sogar derer hören konnte, welche sie empfunden haben, aber ganz der Sinnenlust ergeben, machte ihre Stimme keinen Eindruck auf sie. Daher beschloß Gott, die Menschen von der Erde zu vertilgen; nur der gerechte Noe allein mit seiner Familie wird ausgenommen. Es öffnen sich die Schleußen des Himmels, die Oberfläche der Erde wird von den Wässern der Sündfluth bedeckt; Alles was lebte, ging zu Grunde, mit alleiniger Ausnahme dessen, was die Arche in ihrem Innern barg, und das Wasser erhebt sich fünfzehn Ellen über die höchsten Berge.

Die heilige Schrift hat uns das Lob und ehrenvolle Andenken von zwei gerechten Männern, die der ersten Periode der erschaffenen Welt angehören, aufbewahrt, von Henoch und Noe; und ein bemerkenswerther Umstand: Noe wurde auf eine wunderbare Weise in der Arche gerettet, Henoch aber ward nicht fürder gesehen; denn Gott hatte ihn hinweggenommen. Historische Thatsachen, die aber in bewunderungswürdiger Weise die Gerechtigkeit und Unschuld uns darstellen, die sich durch großherzige Anstrengungen gegen die Bosheit schützen, und dadurch der Strafe entgehen, welche die verdorbenen Generationen in den Abgrund stürzen.

Welche unerschöpfliche Quelle von Betrachtungen zeigen nicht die ersten Kapitel der Genesis dem christlichen Philosophen! Dieses Buch, und nur dieses Buch allein zerreißt den Schleier, welcher die Welt vor unseren Blicken verhüllt, erklärt das Räthsel unseres Daseins, und entschleiert die Geheimnisse der Geschichte des menschlichen Geschlechtes.

II.

Die primitive Welt nimmt im irdischen Paradies ihren Anfang, pflanzt sich vom Fluch beladen fort und endigt mit der Sündfluth. Die neue Welt beginnt mit dem Fluche Cham's und dem Thurme von Babel und schreitet fort in einer endlosen Reihe von Unglück und Mißgeschick, bis zu dem Tage, an dem, wenn für das Menschengeschlecht die letzte Stunde wird geschlagen haben, die Erde in der Unermeßlichkeit des Weltraums sich als

eine in Asche verwandelte Kugel bewegen wird. Wenn man mit Aufmerksamkeit über das große Ereigniß der Sündfluth nachdenkt, über jenes Ereigniß, welches uns alle großartigen Erscheinungen, die auf der Erde vorkommen, erklärt, und woran die Erinnerung als ein ewiges Zeugniß von dem Zorne eines allmächtigen Gottes fortbesteht, so staunt der menschliche Geist, und wird von heiligem Schauer ergriffen. Welche schreckliche Veränderung ist nicht in Folge jener furchtbaren Katastrophe über den Menschen und die Welt gekommen; die Zeit des menschlichen Lebens wird abgekürzt, die Natur verliert ihre ursprüngliche Fruchtbarkeit, ihre Schönheit verliert die Frische; und der Mensch, vorher einem vornehmen Verbannten ähnlich, der in einem glücklichen Klima, unter einem sanften und heitern Himmel doch wenigstens sich der Annehmlichkeiten des Lebens freuen kann, ist nach dieser schrecklichen Wasserfluth nur mehr ein unglücklicher Proscribirter, auf dessen Stirn der ganze Schrecken seines Verbrechens eingedrückt ist, und der in grauenhafte Länder verwiesen, sein Leben in Schmerz und Elend dahinschleppt, ohne einen anderen Trost, als die Hoffnung zu sterben.

Bei einem nur flüchtigen und oberflächlichen Blick in die Geschichte der Menschheit, stoßen wir überall auf die beklagenswerthen Spuren der ursprünglichen Entartung; überall sehen wir das Böse, überall das Verbrechen, überall die Strafe, und überall den furchtbaren Beweis der Büßung, wozu die Nachkommenschaft Adam's verurtheilt wurde; der Mensch gelangt nur mehr zur Wahrheit, erst nachdem er in alle mögliche Irrthümer gerathen, er wird des Guten erst dann theilhaftig, nachdem er alle Leiden bestanden, und erreicht die seinem Wesen mögliche Vollkommenheit nur durch unendliche Mühen und Schmerzen.

Wollt ihr zum Ursprung der großen Reiche zurückgehen und vom Anfang an den Gang kennen lernen, welchen die menschlichen Leidenschaften rücksichtlich der Beherrschung der Völker verfolgten? Die heilige Schrift zeigt euch dieß Alles in ganz wenigen Worten. Der Mensch empört sich gegen Gott und — wird ein Sklave des Menschen; er schüttelt das sanfte und leichte Joch des

göttlichen Gesetzes ab, und wird sogleich der Herrschaft der Gewalt unterworfen. „Chus zeugte Nemrod, der fing an zu sein ein Gewaltiger auf Erden.“ Wißt ihr, welches seine Rechtsansprüche auf diese Macht waren? — „Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.“ — „Der Anfang aber seines Königthumes war Babylon und Arach, Achad und Chalanne im Lande Sennaar.“ (Genes. K. 10. V. 8, 9 u. 10.)

Wie klein erscheint neben dieser erhabenen Einfachheit, neben dieser Erzählung, wovon jeder Zug die Geschichte der großen Reiche, der mächtigen Eroberer, der Kriege und der Wechselfälle enthält, welchen die traurige Menschheit unterworfen ist, wie klein, sage ich, erscheint dagegen ein Rousseau mit seiner sozialen Gründung und seinem nichtigen Utopien, das ebenso sehr von der geschichtlichen Wahrheit entfernt, als dem natürlichen Lauf der Dinge entgegengesetzt ist! Es ist für den Menschen ein Bedürfniß, in Gesellschaft zu leben; der Fortbestand der Gesellschaft aber ist mit einer unaufhörlichen Unordnung unverträglich, und die Ordnung läßt sich nicht begreifen ohne eine anerkannte Gewalt, welche sie begründet und erhält. Das sagt uns die Vernunft und der gemeine Menschenverstand; aber die Verkehrtheit des Herzens, der unbegränzte Ehrgeiz und die entfesselten Leidenschaften machen zugleich von Allem auf Erden einen üblen Gebrauch; und gerade deßwegen mußte, als die ersten Gesellschaften sich bildeten, die Kraft und Stärke ein überwiegendes Element sein, und die öffentliche Autorität konnte oft nur durch einen Gewaltstreich gewonnen und mußte mit Strenge ausgeübt werden. Und deßwegen ist Nemrod gewaltig, weil er ein gewaltiger Jäger war, so ganz eigentlich das Urbild der meisten Usurpatoren, welche ihre Rechte auf die Kraft ihrer Arme gründeten.

Noe's Nachkommen, welche sich in den Ebenen Sennaar's bald zahlreich vermehrt hatten, und befürchteten, daß die Gewässer der Sündfluth zum zweiten Male die Erde überschwemmen möchten, faßten den Entschluß, eine Stadt zu bauen, und in dieser Stadt einen Thurm, der bis zum Himmel reichen sollte. Allein mit diesem Vorhaben verbanden sie zugleich das heimliche Verlangen,

ihren Namen unsterblich zu machen, bevor sie sich trennen mußten, um die übrigen Theile der Erde in Besitz zu nehmen. Eitles Bemühen! Gott, dessen allmächtiger Arm die ganze Erde mit ebenso großer Leichtigkeit unter Wasser gesetzt hatte, als der Landmann sein Stückchen Feld wässert, indem er nur den Gewässern freien Lauf ließ, konnte er nicht ebenfalls die neue Stadt und den riesenmäßigen Thurm überschwemmen, wie er kurz vorher das Wasser fünfzehn Ellen hoch über den Gipfel der höchsten Berge hatte gehen lassen?

Vor der Ausführung dieses Planes bildeten die Kinder und Nachkommen Noe's nur ein einziges Volk und redeten die nämliche Sprache; sie waren nach dem schönen Ausdruck der heiligen Schrift von einer einzigen Lippe; aber der Hochmuth blendete sie, sie verfolgten ein eitles Trugbild von Unsterblichkeit, und von diesem Augenblick an wurde ihre Sprache verwirrt, der Bruder konnte seinen Bruder nicht mehr verstehen, und sie waren genöthigt, den Bau ihrer Stadt und ihres Thurmes aufzugeben, sie trennten sich und zerstreuten sich auf der ganzen Oberfläche der Erde.

Die Gelehrten haben sich Mühe gegeben, in den verschiedenen Mundarten, welche jetzt gesprochen werden, die Ueberreste der ursprünglichen Sprache aufzusuchen. Doch wurde diese Sprache in irgend einem der vielen Zweige der menschlichen Familie erhalten? Läßt es sich an den jetzigen Sprachen durch untrügliche Zeichen erkennen, daß sie alle von dem nämlichen Stamme ausgegangen sind, und daß sie somit nur Mundarten einer und derselben Ursprache sind? Es sind dieses Fragen, deren Beantwortung wir nicht versuchen. Wir wollen nur die einzige Bemerkung machen, daß, wie man auf allen Punkten der Erde die untrüglichsten Beweise einer großen Verheerung findet, die in früheren Zeiten über die Natur gekommen ist, man ebenso in der Menschheit die zuverlässigsten Zeichen von jener Verwirrung wahrnehmen kann, welche sie bei ihrem Ursprunge erfahren, und wovon uns Moses das Andenken aufbewahrt hat, indem er uns das thörichte und vermessene Unternehmen des Thurmbaues von Babel erzählt. Die historischen und heroischen, ja sogar die mythischen Zeiten, zeigen

das Menschengeschlecht in unzählige Stämme getheilt, welche nur allzu sehr die Wahrheit jenes Spruches bestätigen: Der Bruder verstand nicht die Sprache seines Bruders. Der gemeinschaftliche Ursprung ist gleichsam vergessen, und die Menschen, welche wie Brüder hätten leben sollen, sind wie Fremde gegen einander, die in einem eroberten Lande sich gelagert haben, aber sich ihre Eroberung mit Gewalt der Waffen streitig machen, und sich gegenseitig mit größerer Wuth berauben, als man sie bei den reißenden Thieren sehen kann.

III.

Fern von seinem Hause und seiner Familie irrt der Mann, welcher von Gott ausersehen war, der Gründer eines neuen Volkes zu werden, welches die ursprünglichen Traditionen in ihrer ganzen Reinheit erhalten sollte, anfangs im Lande Canaan umher. Da aber hier eine Hungersnoth entsteht, so begibt er sich, um dieser Geißel auszuweichen, nach Aegypten. Aber wißt ihr, welches damals die Sitten dieses Landes waren? Ehebruch und Verbrechen. Als Abraham in die Nähe von Aegypten kam, sagte er zu seiner Frau Sara: „Deine Schönheit könnte die Aegyptier, wenn sie dich sehen und erfahren, daß du meine Frau bist, leicht dazu bewegen, mich zu ermorden, um sich deiner zu bemächtigen. Du wirst also, ich beschwöre dich darum, aussagen, daß du meine Schwester seist, damit sie aus Rücksicht für dich Schonung gegen mich zeigen, und so mein Leben nicht in Gefahr komme." Und wirklich, kaum waren sie nach Aegypten gekommen, als die Aegyptier, da sie diese Frau von so wunderbarer Schönheit sahen, an dem Hofe des Pharao davon redeten, und die Hofleute ihre Schönheit so sehr priesen, daß sie alsbald weggenommen und in den Palast des Königs gebracht wurde. Daraus ersieht man, daß gleich vom Anfang der Welt an, da es schien, als ob ringsum Einfachheit und Unschuld herrschen müsse, der Gerechte genöthigt war, die Ehre seiner Gattin in die Hände Gottes zurückzugeben, mit der einzigen tröstlichen Hoffnung, daß der Herr, welcher ihn aus dem Hause seines Vaters weggeführt hatte, wohl auch die

Unschuld seiner Lebensgefährtin gegen die Gewalt und Wollust eines entarteten Königs wird zu schützen wissen.

Solche Thatsachen, denen wir hie und da in der heiligen Schrift begegnen, sind ebenso viele kostbare Züge, die uns ein treues Bild von dem Charakter jener Zeit geben, und die uns Scenen von Ungerechtigkeit, Gewaltsamkeit und Verdorbenheit, verabscheuungswürdigen Lastern vorführen, welche schon damals, in Jahrhunderten, welche die Phantasie so gerne als das goldene Zeitalter sich ausmalt, auf der Erde allgemein verbreitet waren. Darnach läßt sich leicht erkennen, wie alles Grundes bar die Vorstellungen sind, die man sich nur allzu häufig über den Charakter dieser ersten Menschenalter und über die Uebel macht, welche man ohne Unterlaß auf Rechnung der Fortschritte der Gesellschaft bringt. Ueberall, wo wir dem Menschen begegnen, finden wir das Schlechte an seiner Seite; nur führt er es in der Civilisation mit mehr Verschmitztheit aus, dagegen in dem Zustande der Barbarei mit Leidenschaftlichkeit und Ungestüm. Wollt ihr den glänzenden Schleier, welcher ihre Verdorbenheit verhüllt, nicht leiden, so werdet ihr genöthigt sein, ihre Brutalität in ihrer ganzen Häßlichkeit entblößt zu sehen. Alles, was im Raum sowohl als in der Zeit fern von uns liegt, stellen wir uns mit einer gewissen Vorliebe unter schönen Farben dar, und bekleiden es mit einem Glanz, der in der Wirklichkeit niemals vorhanden war. So etwas kann man wohl dem Dichter nachsehen, aber man kann es demjenigen nicht verzeihen, welcher mit Philosophie um sich wirft und sich darauf etwas einbildet. Die Poesie mag sich mit zauberischen Träumen nähren, gut, wir haben Nichts dagegen; aber die Philosophie kennt und darf keine andere Nahrung kennen, als die strenge und nackte Wahrheit. Man wird es demnach einem Dichter wohl gestatten, uns die alten Sitten mit solchen Scenen zu schildern, die einzig und allein aus den patriarchalischen Familien genommen sind, unter der Gestalt eines ehrwürdigen Greises, der mit weißen Haaren bedeckt, unter dem Schatten eines Palmbaumes, dessen Blätterkrone kaum von dem leisen Wehen des Abends bewegt wird, seinen Söhnen und Enkeln die Geschichte

und Traditionen der ersten Zeit erzählt. Aber der Philosoph darf uns nicht mit eitlen Vorspiegelungen kommen, weil er in jedem Gegenstande sehen muß, was darin ist, und Nichts, was nicht darin ist. Allerdings ist es eine trostlose und undankbare Verpflichtung, die Dinge in ihrer traurigen Wirklichkeit betrachten zu müssen; aber wir haben zu bedenken, daß der Irrthum, wie glänzend auch seine Außenseite und der ihn verhüllende Schleier sein mag, im Grunde immer sehr häßlich, die Wahrheit dagegen, so bitter und schmerzlich sie auch sein sollte, doch immer heilsam ist. Die gefährlichsten Schulen sind diejenigen, in welchen man nur darauf ausgeht, irrführende Lügen zu erfinden.

IV.

Abraham verließ mit seiner Frau, seinen Reichthümern und mit seinem Neffen Loth das ägyptische Land, schlug den Weg gegen Norden ein und gelangte an den Ort, wo er früher bereits sein Lager aufgeschlagen hatte, zwischen Bethel und Hay. Das Hirtenleben, welches er wie sein Neffe führte, schien sie gegen jede Zwietracht und gegen jedes Mißverständniß schützen zu müssen. Aber dem war nicht so. Die Heerden waren auf die nämliche Gegend eingeschränkt, und daher beengt, weßhalb Eifersucht entstand; die Herrn zwar beobachteten noch das gute Einverständniß, allein ihre Hirten waren in Streit. Da nun Abraham die Einigkeit und Eintracht, wie sie Brüdern geziemt, aufrecht erhalten wollte, so bat er seinen Neffen Loth, seine Einwilligung zu geben, sich von ihm zu trennen, da dieß das einzige Mittel sei, den Frieden zu bewahren. „Möge doch kein Streit sein,“ so sprach er zu ihm, „zwischen dir und mir, ich beschwöre dich darum, noch zwischen meinen Hirten und deinen Hirten; wir sind ja Brüder: Siehe, das ganze Land ist vor dir, ziehe weg von mir, ich bitte dich; wenn du zur Linken gehst, will ich Rechts mich halten, und wenn du Rechts wählest, wende ich mich zur Linken.“

Was sehen wir nun aus dieser Stelle? Die vollständige Geschichte der Theilungen, welche vom Anfange der Welt an so viel Mißgeschick über die Menschheit brachten. Das Land konnte sie

nicht fassen. In diesen paar, ebenso wahren als bestimmten Worten finden wir die Ursache der unzähligen Einfälle, Eroberungszüge, Usurpationen, Empörungen, der Kriege, der Umsturzversuche, und der verhängnißvollen Katastrophen, welche zum großen Theil die Geschichte der Menschheit bilden. Warum suchten die Phönizier und Karthager mit so glühendem Eifer immer neue Länder auf, um sich daselbst niederzulassen, um ihre Kolonien dahin zu führen, wobei sie zur Erreichung ihres Zweckes Gewalt anwendeten, wenn sie es nicht durch einen wohlberechneten Plan im Stande waren? Weil das Land sie nicht fassen, somit nicht ernähren konnte. Warum schlug Rom gleich bei seiner Gründung den Weg der Invasion und Usurpation ein, und versuchte damals schon über die benachbarten Völkerschaften, was es später über den Erdkreis wirklich ausführte? Weil das Land seine Einwohner nicht fassen konnte; weil sie in Ermangelung des Nöthigen, gezwungen waren, es sich zu verschaffen, und weil nun förmliche Kriege an die Stelle der Wortwechsel und Streitigkeiten in Betreff der nützlichen oder gar der für das Leben unentbehrlichen Gegenstände getreten waren. Was war der eigentliche Grund von den Einfällen der Barbaren? Fraget jene zahllosen Krieger, welche von ihren Weibern und Kindern begleitet vom Norden herabkommen und weiter gegen Süden vordringen, um ein sanfteres Klima und fruchtbarere Gegenden aufzusuchen; sie werden euch zur Antwort geben: daß ihre Wälder ihnen nicht mehr lieferten, was ihnen zum Leben nöthig war; daß ihre stets sich mehrende Bevölkerung alle Hilfsmittel ihres Heimathlandes aufgezehrt und alle Quellen erschöpft hatte; daß die Nothwendigkeit, die gebieterische Nothwendigkeit, sie zwingt, auszuwandern und in fremdes Eigenthum Eingriffe zu machen, um sich ein Land aufzusuchen und für sich Raum zu gewinnen, dann zu kämpfen, um Lebensmittel zu bekommen; das Land konnte sie nicht mehr fassen.

Und bis in die neuesten Zeiten, in die Zeiten, wo die Kunst, Alles unter verlockenden Formen zu verhüllen, bis zum höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, was finden wir in Wahrheit als Inhalt der wichtigsten Fragen? Wir wollen alle

anderen Beispiele bei Seite lassen und uns nur darauf beschränken, England zu betrachten. Es setzt die Welt mit seiner Diplomatie in Bewegung; es bringt die Verheerung und den Tod in die entlegensten Gegenden. Wollt ihr es daran hindern? Wollt ihr ein untrügliches Mittel finden, um die Rührigkeit seiner Unternehmungen, und das Ungestüme seiner Waffen zu mindern? Oeffnet ihm große und leichte Märkte; leeret seine Magazine von Manchester und Liverpool; verschafft ihm die Möglichkeit, so viele Millionen Menschen zu ernähren, die es Hungers sterben läßt, bringt eine Aenderung in seine materiellen Verhältnisse .... gebet dieser großen Bettlerin Brod. Auch die Engländer sind in ihrem Lande eingeengt.

V.

Es scheint fast unglaublich und unmöglich, daß in einem so kurzen Zeitraume, als derjenige war, welcher seit der großen Ueberschwemmung verflossen, durch welche Gott das Verbrechen der Welt bestraft hatte, die Sitten bis zu der maßlosen Entartung und Schmach gekommen sein sollten, wovon uns die Städte der Pentopolis ein Beispiel geben. Diese reizende Gegend, welche der Jordan bewässert, und welche die heilige Schrift mit dem Paradies des Herrn vergleicht, wurde unter ein Meer mit tödtlichen Ausdünstungen versenkt, nachdem sie ein Feuerregen ganz überströmt hatte. Die Erzählung, welche uns die heilige Schrift von diesem Ereignisse gibt, sowie von den sie begleitenden Umständen, und den Ursachen, welche sie herbeigeführt haben, ist noch ein kostbares Dokument, um uns einen Begriff machen zu können von dem traurigen Zustande, in welchen die Welt zurückgesunken war, da sie sich eben kaum aus den Wässern der Sündfluth gerettet hatte.

In denselben Gegenden sehen wir kurze Zeit vor der schrecklichen Katastrophe das Land voll Mord, Verheerung und unglücklichen Kriegsgefangenen. Die kleinen Könige von Sennaar, von Pontus, der Elamiten, von Sodoma, Gomorrha, Adama, von Seboin, Bala und Segor,*) welche in diesem nämlichen Thale,

*) I. Mos. 14, 8 u. 9.

das nachmals das todte Meer genannt wurde, sich feindlich begegneten, waren ungeachtet der geringen Anzahl ihrer Soldaten, doch die Vorläufer jener mächtigen Herrscher, welche in den folgenden Jahrhunderten, die Erde mit Thränen und Blut überschwemmen sollten.

Wenn man den kleinen Krieg von Stadt gegen Stadt, von Haus gegen Haus, von Mann gegen Mann, diese beklagenswerthe Zerrissenheit und Anarchie, die bis in die entlegensten Gegenden gedrungen war, allmälig verschwinden sieht, und wenn sich eine öffentliche Macht erhebt, die geeignet ist, in einer großen Gesellschaft die Ordnung zu handhaben, so geschieht dieß nur dadurch, daß ihr die Schätze, das Blut, die Freiheit der Völker zum Opfer gebracht werden; die Unterthanen dienen dem Stolze der Herrscher als Unterlage, welche, nicht zufrieden mit einer unbeschränkten Gewalt, mit einem empörenden Luxus, sogar die Vermessenheit haben, sich als Götter anbeten zu lassen; die verlangen, daß man ihnen Bildsäulen errichte und Opfer darbringe, während doch eine solche Verehrung nur der Gottheit allein gebührt.

Ach! die Geschichte des menschlichen Geschlechtes ist ein schreckliches Trauerspiel; und bei dem schmerzlichen Vergnügen, welches wir empfinden als Zuschauer von Schauspielen, wo das Herz blutet bei dem Anblicke so vielen Unglücks, gibt es gleichsam ein tiefes Geheimniß, welches zu den unerschöpflichen Forschungen einer vernünftigen und erhabenen Philosophie anregt. Wie kommt es, daß wir mit so viel Eifer und Sorgfalt nach einem Vergnügen suchen, das uns doch eigentlich Qual verursacht? Wie kommt es, daß wir uns sogar zu jener Wißbegierde hinreißen lassen, welche uns zwingt, bittere Thränen zu vergießen, und Schmerzensseufzer auszustoßen über eingebildetes Mißgeschick, wie über wirkliche Unglücksfälle? Wißt ihr, warum? Weil bei diesen schrecklichen Katastrophen, wo die Furcht mit der Hoffnung, das Glück mit dem Unglück, das Leben mit dem Tode im Kampfe ist, unser Herz uns sagt, daß dieß das Bild unseres eigenen Daseins ist. Die einzelnen Personen und die Völker hören in ihrem Innern eine Stimme, welche ihnen zuruft: Das ist euer Leben, das ist

das unvermeidliche Loos eures Seins während seines raschen Durchgangs hienieden; weinet über das Unglück, denn das Unglück ist euer Erbtheil. . . .

Die ganze Geschichte ist eine lange Reihe schrecklicher Katastrophen, nicht allein in jenen Epochen der sittlichen Verkommenheit, welche den Verfall der Gesellschaften bezeichnen, sondern sogar auch in den früheren Zeiten, in denen selbst, die man so gerne und mit so viel Wohlgefallen das Zeitalter der Unschuld und der Scham nennt; man kann sich von der Wahrheit dieser Beobachtung überzeugen, zumal wenn man einzig seine Blicke auf jene großartigen Beispiele von Tugend und Heiligkeit heftet, welche der Himmel mit seinen Wundern begünstigte, und welche nach der Absicht Gottes als eine ewige Lehre für die künftigen Generationen dastehen sollten. Gerade da, wo wir Nichts, wie es scheint, antreffen sollten, was unsere Augen verletzen, unser Herz betrüben könnte, stoßen wir auf diese schmerzlichen Gegensätze, welche uns in so lebhaften und so treffenden Zügen das Gesetz der Sühnung malen, welcher das menschliche Geschlecht unterworfen ist. Seht ihr jenen heiligen Patriarchen, aus dem Hause seiner Väter ausgezogen, und durch die Hand Gottes selbst in ein fremdes Land geführt, um hier das auserwählte Volk zu gründen, welches die Bestimmung hat, die alten Traditionen zu bewahren und die Hoffnung auf den Erlöser fortwährend zu erhalten? Seht ihr ihn friedlich ruhen unter dem Zelte, das er in jenen Gegenden aufgeschlagen hatte, die seine Nachkommenschaft später einmal in Besitz nehmen, wo es ihr bestimmt ist, sich zu vermehren wie die Sterne des Himmels und die Sandkörner des Meeres? Seht ihr ihn endlich, wie er durch himmlische Erscheinungen erleuchtet mit den Engeln verkehrt und aus dem Munde Gottes selbst die unaussprechlichsten Verheißungen empfängt? Vor seinen Augen werden die im Sündenpfuhl versunkenen Städte, die er durch seine Gebete nicht retten konnte, durch Feuer verzehrt, und der schwarze Rauch, welcher in dichten Säulen aufwirbelt, entzieht seinen Blicken das Licht der Sonne. Es ist dieses ein schrecklicher Beweis, daß die göttliche Gerechtigkeit zur selben Zeit, wie die

Barmherzigkeit und Güte, sich in Thätigkeit zeigt. Neben Sara sehen wir Agar, neben dem friedliebenden Isaak findet sich Ismael, der seine Zelte gegenüber den Zelten seiner Brüder aufschlagen, und dessen Hand wider Alle sein wird, und Aller Hände wider ihn. Neben Jakob, da er den väterlichen Segen empfängt, knirscht Esau vor Wuth wie ein reißendes Thier, welches so eben vom Pfeile des Jägers getroffen wurde. Jakob sieht in einem wunderbaren Traume die Leiter, welche mit einem Ende auf der Erde steht, und mit dem andern in den Himmel reicht; aber man beachte es wohl, diese Erscheinung hat er nur, von dem beschwerlichen Wege ermüdet, während er sich aus dem Lande seiner Väter entfernt, um sich der Rache eines Bruders zu entziehen. Wenn ihr die Geschichte Joseph's leset, werdet ihr von Staunen und Bewunderung ergriffen; da seht ihr den grausamen Neid, welcher ihn von der Seite seines alten Vaters wegreißt, ihn an Ismaeliten verkauft und fortschickt, um auf einem fremden Boden Ketten zu tragen. Die Heiligkeit des jugendlichen Sklaven zeigt sich in ihrem schönsten Lichte neben der nichtswürdigen Leidenschaft eines ehebrecherischen Weibes; sein erstaunliches Ansehen bei dem ägyptischen Könige, seine Erhebung und seine Größe nehmen ihren Anfang in dem Dunkel eines Kerkers. Die Geschichte eines großen Volkes beginnt mit Sklaverei, der furchtbarsten Unterdrückung, mit der Ermordung aller seiner Kinder. Moses muß in der Wüste den geheimnißvollen Dornbusch erklären, welcher in Flammen steht, ohne zu verbrennen; ehe er in den Ebenen Madian's die Schafe Jethro's weidete, verließ er als Geächteter Aegypten, er floh aus dem Palast des Pharao, nachdem er einen Aegyptier, der einen Israeliten mißhandelte, getödtet hatte. Das Volk geht aus der Sklaverei heraus, aber seine Freiheit kommt seinen Unterdrückern theuer zu stehen. Der Eigensinn des Pharao zieht den Zorn des Himmels auf das unglückliche Aegypten; der göttliche Unwille ergießt sich in Strömen über dieses bedauernswürdige Volk. Israel geht durch das rothe Meer, und während die jungen Mädchen durch ihre Tänze und Gesänge die Wohlthaten des Herrn preisen, reißen die Gewässer des nämlichen

Meeres die Wagen, Pferde und Reiter, welche sich vergebens abmühen, gegen einen unvermeidlichen Tod zu kämpfen, in ihren Abgrund hinab. Der Zug durch die Wüste ist eine ununterbrochene Reihe von Gunstbezeugungen und Strafen: das Manna und die feurigen Schlangen, die Gesetzestafeln und das von Moses anbefohlene Blutbad, das Blitzen und Donnern auf dem Sinai, und das Erscheinen Jehova's bei der Aufstellung des goldenen Kalbes und bei allen Ausschweifungen des Götzendienstes. Das auserwählte Volk kommt endlich in das verheißene Land; aber vorher, ehe es in dessen ruhigen Besitz gelangte, wie viel Blut mußte da vergossen, welcher Vertilgungskrieg erst gegen die schuldigen Nationen geführt werden, welche nur allzu sehr durch ihre Gräuelthaten und ihre Verbrechen das Loos verdient hatten, wovon sie getroffen wurden!....

Die Phönizische Civilisation nimmt ihren Weg nach dem Abendland und breitet sich in Griechenland, Italien, Spanien und Afrika aus; aber dieser Fortschritt wird nur gemacht in Folge des großen Mißgeschickes, welches über die civilisirenden Völker gekommen war. Noch zwei Jahrtausende später bezeugte ein Denkmal, daß die Kanaaniten, um dem Schwerte des Josua zu entgehen, sich an den afrikanischen Küsten niedergelassen hatten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Reisen der Phönizier nach den spanischen Küstenländern in dem grauesten Alterthum, der nämlichen Ursache zugeschrieben werden müssen, oder daß vielleicht diese Völker von den Israeliten immer mehr zurückgedrängt und eingeengt und gezwungen, sich auf einen ganz schmalen Landstrich längs des Meeres von Joppe, Tyrus und Sidon zurückzuziehen, auswanderten, um sich anderswo eine geräumige Zufluchtsstätte aufzusuchen.

Die Buchstabenschrift, welche durch Kadmus nach Griechenland gebracht wurde, verdankte dem nämlichen Grunde ihre Verbreitung; es ist dieß eine weitere Wohlthat, die im Gefolge unglücklicher Ereignisse ist. Die bewaffneten Männer, von denen uns die Mythe erzählt, daß sie aus den Zähnen aufgewachsen seien, welche der Gründer der Kolonie gesäet hatte, und daß sie

sich gegenseitig vernichteten, sind ein deutliches Sinnbild von dem Mißgeschicke, welches die Eroberer aus ihrem Geburtslande vertrieben hatte, und von dem Durst nach Rache, der sie verzehrte.

Wenn wir von den biblischen und mythisch-historischen Erzählungen weggehen, um zu den uns näher gelegenen Zeiten zu gelangen, die uns gewissermaßen die Seiten der profanen Geschichte öffnen, so finden wir hier überall die nämliche Erscheinung, welche wir eben beobachtet haben. Dieser Zeitabschnitt beginnt mit einem furchtbaren Unglück, mit der Zerstörung Troja's. Und alle Wohlthaten, welche der Civilisation zu Theil wurden durch die Berührung der zwei Völker Europa's und Asiens, durch den Fortschritt in der Schifffahrt, und durch die zahllosen Heerzüge, welche die Meere nach allen Richtungen durchfurchten, durch die Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften — was eine ganz natürliche Folge der großartigen Bewegung war, welche so viele Völker in diese Art von Kreuzzug hineinzog — endlich durch die Entwickelung der griechischen Nationalität, welche durch einen ebenso langwierigen als blutigen Krieg nothwendiger Weise gesteigert wurde, in dem die Könige und Völker unter dem nämlichen Banner gekämpft hatten; alle diese Wohlthaten, sagen wir, wurden durch Ströme Blutes, durch den Untergang zahlloser Familien, durch die Zerstörung und den Brand einer berühmten Stadt erkauft. An die erhabenen und durch jene schrecklichen Auftritte begeisterten Gesänge Homers können wir nicht denken, ohne unsern Blick auf dem Bilde jenes alten Herrschers verweilen zu lassen, der sich sogar genöthigt sah, die noch mit dem Blute seines Sohnes bespritzten Hände zu küssen. — Es ist wirklich ein bemerkenswerther Umstand, daß die erste und so zu sagen die größte Geistesschöpfung, den Schrecknissen und Drangsalen, welche über eine große, reiche und mächtige Stadt kamen, und dem Tode, welchen dabei Tausende von Helden fanden, ihren Ursprung verdankt. —

Auf der Küste Afrika's erhebt sich eine blühende Kolonie, welche mit reißender Schnelligkeit ihre Eroberungen, im Norden, Osten und Westen ausbreitet, die ihre Handelsschiffe zu den ver-

wegensten Unternehmungen ausschickt, und unter ihren Söhnen unerschrockene Seefahrer zählt, Vorläufer eines Kolumbus und eines Ferdinand Magellan, die während eines langen Zeitraumes dem stolzen Rom die Herrschaft über das Weltall streitig macht, und zu der Zeit, wo sie aus der Zahl der Nationen gestrichen werden sollte, einen Hannibal, den Sieger bei Cannä und am trasimenischen See, hervorbringt, dessen Armee im Angesichte Roms, das schon bei dem Namen des Helden zittert, ihr Lager aufschlägt. Aber ach! wißt ihr, welchem Umstande dieses Karthago, der Schrecken der Beherrscher der Welt, seinen Ursprung verdankt? Es verdankt ihn einem grausamen Familienhaß; es verdankt ihn dem Blut, welches der nächste Verwandte treuloser Weise mit seinem Dolche vergossen hat.

So sehen wir, daß von den ältesten Zeiten an die Civilisation und die Wissenschaft nur durch Blut und Unglücksfälle, welche der traurigen Menschheit Ströme von Thränen auspreßen, ausgebreitet und fortgepflanzt werden. So sehen wir, wie mit einer fürchterlichen Strenge in Bezug auf das ganze Menschengeschlecht der Spruch, der für jeden Menschen gesprochen ist, sich verwirklicht: Du sollst im Schweiße deines Antlitzes dein Brod essen, und die Erde bebauen, welche dir, statt der Früchte, Stauden und Dornen geben wird. Keine Besserung, keine Vervollkommnung findet statt, außer sie wird durch die größten Leiden, durch lange und mühevolle Arbeiten erkauft, und unter der Bedingung, von dem Guten, das man gethan, nicht einmal den Genuß zu haben, sondern es nur auf seine Kinder übergehen zu lassen, insofern es sich auf den häuslichen Kreis beschränkt, oder es den künftigen Generationen zu überlassen, insofern es sich zur Höhe eines allgemeinen Interesses erhebt.

Es ist dieß die schreckliche Folge der Verwirrung, welche sich durch die erste Pflichtvergessenheit in dem Menschen und in der Gesellschaft Eingang zu verschaffen wußte; — das beklagenswerthe Resultat der Auflösung jener unvergleichlich schönen Harmonie, nach welcher die Erde dem Menschen, der Leib der Seele und die Seele Gott, ihrem Schöpfer, unterworfen sein sollte. Der erste

Ring dieser goldenen Kette wurde durchbrochen, der Mensch lehnte sich gegen Gott auf; sofort empörten sich die Leidenschaften gegen die Vernunft, und die ganze Welt begann den Kampf mit dem Menschen. Auf das Gesetz der Harmonie war das Gesetz des Widerstreites gefolgt; ein Gesetz, das sich unter tausend verschiedenen Formen zeigt, nach der Verschiedenheit der Gegenstände, denen es sich anpaßt; ein Gesetz, wovon kein Lebensalter ausgenommen ist; das Kindesalter ist ihm ebenso gut unterworfen, als die Jugend, und diese wieder so gut, als das vorgerückte Alter; ein Gesetz, dem weder der Starke noch der Schwache, weder der Reiche noch der Arme, weder der Hohe noch der Niedere, weder der Gelehrte noch der Ungebildete, weder der mächtigste der Herrscher, noch der letzte seiner Sklaven entgehen kann.

Dadurch offenbart sich deutlich die tiefe Weisheit und die erhabene Wahrheit in dem Christenthum. In den ersten Worten, welche diese göttliche Religion an den Menschen richtet, bringt sie ihm das Vorhandensein dieses Gesetzes bei. Sie zeigt ihm, daß das Leben des Menschen auf Erden ein ununterbrochener Kampf sei; hält ihm unablässig das Unvermögen seiner eigenen Bemühungen vor, um sich den schrecklichen Folgen zu entziehen, welche der Fluch des Himmels für ihn hat; sie lehrt ihn, alle seine Handlungen darauf hinzurichten, vermittelst der Gnade die durch die Sünde gestörte Harmonie wieder herzustellen; sie zeigt ihm endlich in der christlichen Selbstverläugnung, in der Unterwerfung der Leidenschaften unter einen durch den Glauben erleuchteten und durch übernatürliche Beweggründe geleiteten Willen, in der Unterordnung des Verstandes unter die göttliche Offenbarung, und des menschlichen Willens unter den Willen Gottes, — sie zeigt ihm, sagen wir, das erhabene Ideal des Menschen, wie er sein sollte, und wie er einmal war, als die Sünde, und durch die Sünde der Tod noch nicht in die Welt gekommen war. Dieses Ideal zeigt sie uns in den Heiligen verwirklicht. Wir finden hier gleichsam ein Bild von dem, was die Menschheit im Paradiese war, jedoch mit dem Unterschied, daß sie das Brandmal der Sündenschuld an sich trägt, und auf ihrem Wege überall die Spuren

des Blutes zurückläßt, das aus den durch die göttliche Gerechtigkeit geöffneten Wunden herabträufelt, — erhabenes Ideal, dessen Urbild wir in dem zweiten Adam sehen, in dem Menschensohne, welcher, unter der Last unserer Sünden gebeugt, und für das Heil seiner Brüder zum Tode geführt, auf Golgatha's Höhe stieg, und an sich selbst die allgemeine Versöhnung vollendete.

Man vergleiche über denselben Gegenstand die ebenso sehr von der Liebe zur Wahrheit, als dem gründlichen Studium und der umfassenden Sachkenntniß des Verfassers Zeugniß gebende und mit männlichem Freimuth geschriebene Schrift:

Gedanken über Geschichte und Geschichts-Unterricht. Festschrift zu dem am 14. Dezember 1854 gefeierten fünfzigjährigen Jubiläum des Dr. Phil. Georg von Jäger, Rector der königl. Studien-Anstalt zu Speier, Ritter des Civil-Verdienstordens der bayer. Krone und vom heiligen Michael, im Namen des Collegiums verfaßt, von Joseph Fischer, Professor der Geschichte für Katholiken am königl. Lyceum. — Speier, Buchdruckerei von Daniel Kranzbühler 1854.

Ich führe diese Schrift wegen ihrer besonderen Verdienste und hohen Bedeutung auch darum an, um meine Ergebenheit und Dankbarkeit gegen den Jubilar, meinen ehemaligen Lehrer und Wohlthäter und jetzigen Vorgesetzten, und meine hohe Achtung und Verehrung gegen den Verfasser, meinen Collegen und Freund, hier öffentlich auszusprechen.

Der Herausgeber.

Die Macht der Gewalt und die Monarchie.

Die Macht, welche die Gesellschaft regiert, muß stark sein, wenn sie schwach ist, wird sie tyrannisch oder sie konspirirt. Sie wird tyrannisch, wenn sie Gewalt gebraucht, um sich Gehorsam zu verschaffen; sie konspirirt, wenn sie im Stillen den Widerstand und Schimpf erträgt. Augustus fühlte sich stark und seine Regierung ist voll Milde; Tiberius fühlte sich schwach, er unterdrückt und konspirirt im Geheimen. Von den Ungeheuern, welche den Thron der Cäsaren entehrten, waren diejenigen die gewaltthätigsten und die unerträglichsten, welche schon das Gemurmel der zu ihrer Ermordung kommenden Prätorianer hörten.

Gehet die Geschichte durch, und ihr werdet überall mit blutigen Buchstaben diese wichtige Wahrheit aufgezeichnet finden: Wehe den Völkern, welche durch eine Macht regiert werden, die an ihre eigene Erhaltung denken muß!

Dadurch erklären sich die unbegreiflichen Uebergriffe, denen sich die revolutionären Gewalten und die despotischen Regierungen überließen, sobald sie den Fuß einmal auf den Weg der Tyrannei gesetzt haben. Sie sind tyrannisch einzig und allein, weil sie schwach sind; und wenn ihr sie in ihren tyrannischen Unternehmungen an Wahnsinn grenzen seht, so könnt ihr überzeugt sein, daß sie ihrem Ende nahe sind. Der Sterbende sieht besser als jeder andere, sein nahes Ende voraus. Der Convent sah die Dictatur vorher. Die Furcht vermehrt den Druck und dieser die Furcht; die Wirkung ist gegenseitig; sie folgt demselben Gesetze, wie die Bewegung des Pendels; der Punkt der Steigung ist

dem der Senkung gleich; die Schwingung geht fort, bis die einzige Bedingung eintritt, welche im Stande ist, das Gleichgewicht herzustellen, die Gerechtigkeit.

Diese Betrachtungen tauchten in unserm Geiste auf bei dem Nachdenken über das Geheimniß der Monarchie, denn in dieser wunderbaren Institution gibt es Geheimnisse, wie in Allem, was großartig ist. Die Monarchie ist Despotismus, sagte ein oberflächlicher Staatsmann. Und warum? Weil der Monarch über eine unermeßliche Macht verfügt, und weil diese Macht allzu stark und kräftig ist dadurch, daß die Gesetze dem Monarchen für seine eigne Person und für seine Kinder sie ihm sichern. Ihr begreift diese großartige Institution nicht, weil ihr das, was sie gerade daran hindert, Tyrannen zu werden, als Ursache der Tyrannei der Könige bezeichnet.

Wollt ihr eine argwöhnische Regierung? Stellt sie auf einen unterminirten Boden, wo sie jeden Augenblick die Stöße des Sturmbocks hört, welcher sie unterminirt und ihren Sturz vorbereitet. Wollt ihr eine gewaltthätige Regierung? Umgebt sie mit Feinden, welche sie unablässig bedrohen. Verscheuchet sogar den Gedanken an die Gefahr, und ihr habt Milde mit Vertrauen.

Die Wichtigkeit und Bedeutung des Gegenstandes verlangt, daß wir mit aller möglichen Klarheit aus einander setzen, was man unter der Macht der Gewalt zu verstehen hat; denn dieser Ausdruck läßt sich in gar verschiedenem Sinne nehmen.

Die Macht der Gewalt besteht erstens in der Sicherheit, Sorglosigkeit um ihre Existenz, dann in den erforderlichen Mitteln, ihre Aufgabe zu lösen. Denkt euch ein Land, in dem eine schlechte und mangelhafte Konstitution eingeführt wird und feste Wurzel faßt, welche der Regierung nicht die erforderlichen Mittel gewährt, um ihre Funktionen zum allgemeinen Wohle auszuüben, so daß sie in der Handhabung der öffentlichen Ordnung, in der Verwaltung, in der Anwendung der Civil- und Strafgesetze, in ihren Beziehungen zu den auswärtigen Mächten, der nöthigen Freiheit entbehrt; daß sie keine wirksame, rasche und freiwillige Thätigkeit entwickeln kann. Dann ist zwar möglich, daß die

Gewalt die erste der geforderten Bedingungen besitzt, nämlich ihre eigene Sicherheit; aber die zweite mangelt ihr, und deßwegen ist sie in der wahren Bedeutung des Wortes nicht stark.

So zum Beispiel hatte ein König von Sparta oder von Rom im Alterthum, ein Herrscher der Feudalzeiten im Mittelalter, ein König mit einer Konstitution, wie die von 1812 in den neuern Zeiten, wie groß auch die Sicherheit sein mochte, die sie aus den Sitten, aus den Gebräuchen oder den Umständen schöpften, doch niemals die Macht der Gewalt. Entbehrt ein Mann derjenigen seiner Glieder, welche ihm unentbehrlich sind, um das Geschäft, dem er sich widmet, auszuüben, so mag er sich noch so sehr einer vollkommenen Gesundheit erfreuen, die ihn eine lange Reihe von Jahren hoffen läßt; er mag sich in den günstigsten Verhältnissen befinden, um es nach Belieben und nach Wunsch zu treiben; so ist er nichtsdestoweniger nicht im Stande, alle seine Handlungen auszuführen, und folglich wird er es nur auf eine unvollständige und mangelhafte Weise versehen.

Uebrigens ist es wichtig zu bemerken, daß der Mangel an Mitteln, welche der Gewalt nöthig sind, um ihre Aufgabe zu lösen, früher oder später den Mangel an eigener Sicherheit nach sich zieht, und ihre Existenz in Gefahr bringt; so wird der Mann, welcher unfähig ist, seinem Amte, wie sich's gebührt, vorzustehen, zuletzt dahin gebracht, ihm freiwillig oder gezwungen zu entsagen.

Daher kommt eine Erscheinung, welche immer in allen Perioden der Geschichte, und unter allen Regierungsformen beobachtet wurde, daß nämlich die Gewalt, die nicht mit den nöthigen Mitteln versehen ist, um ihre Aufgaben zu lösen, unabläßig bestrebt ist, sich dieselben zu verschaffen. Sie geht ihrem Ziele auf verschiedenen Wegen entgegen, je nach der Lage, in der sie sich befindet; hat sie über eine große materielle Macht zu verfügen, so zeigt sie sich heftig und gewaltthätig; ist sie reich, sucht sie durch Bestechung für sich zu gewinnen; wenn es ihr an Allem mangelt, so spannt sie wie der nichtswürdigste Verschwörer ihre Fäden im Verborgenen.

Vergeblich werdet ihr sie mahnen, auf eine andere Weise zu handeln; ihre Stellung, das unvermeidliche Gesetz ihrer Natur

verlangt es so, und die Eigenschaften der mit der Macht betrauten Personen können dieses Streben nicht zurückhalten. Die persönlichen Eigenschaften werden sich vielleicht über der Verführung und der Intrigue zu halten vermögen, ja sie können sogar solche Mittel hassen, aber sie werden nichtsdestoweniger von solchen angewendet werden, welche der Regierung zunächst stehen, welche ihrer Wohlthaten genießen, und deren Existenz von der Existenz der Regierung abhängt.

Um diese Wirkung hervorzubringen, vereinigen sich zwei Ursachen, des Menschen natürliche Neigung, die erhaltene Vollmacht auszudehnen und zu befestigen, und der Trieb seiner eigenen Erhaltung. Weder die eine noch die andere dieser zwei Ursachen bedarf einer näheren Erklärung oder eines Commentars. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß der Mangel der Mittel, welche zur Ausübung der Befugnisse der Gewalt nothwendig sind, früher oder später ihre Existenz in Frage stellt; und gerade, weil sie diesen Mangel fühlt, nimmt sie, um ihn zu ersetzen, ihre Zuflucht zu Allem, was sie unter der Hand hat. Die Frage, welche sich dem Anscheine nach nur um die der Gewalt eingeräumten Grenzen bewegt, ist im Grunde eine Frage des Seins und Nichtseins. Jede Gewalt, die sich in einer ähnlichen Lage befindet, erkennt instinktmäßig diese Wahrheit und handelt darnach.

Wir bitten für die Naivetät gewisser Schriftsteller um Verzeihung, welche mit dem größten Ernst in der Welt Ludwig dem Sechzehnten und Ferdinand dem Siebenten geradezu den Vorwurf machen, ohne Ursache die Revolution entfesselt zu haben, indem sie sich nicht in die Lage schickten, welche ihnen die Umstände angewiesen hatten, und sich nicht mit den Vorrechten begnügten, welche ihnen ihre betreffenden Konstitutionen einräumten. Gleichsam als ob die Existenz und das Wirken einer Staatsgewalt durch den einfachen Willen dessen, der sie ausübt, bedingt, als wenn die öffentliche Macht ein Mensch und nicht eine Institution, und als wenn diese Institution nicht den allgemeinen Gesetzen jedes Wesens unterworfen wäre, das unablässig bemüht ist, sich Alles zu verschaffen, was zu seiner Existenz nöthig ist.

Es gibt Fälle, wo der Mensch die Institution selbst zu sein scheint, wo diese ohne den Menschen Nichts ist; aber in Wirklichkeit ist es nicht so. Die Institution besteht an und für sich selbst, wiewohl ihre Natur der Art ist, daß sie einer Persönlichkeit bedarf, eines Repräsentanten, von dem man sie nicht scheiden kann. Die Institution geht dann in dem Menschen auf, vereint sich mit ihm, umgibt sich mit seinem Blendwerk, spricht durch seinen Mund, wie die Priester des Götzendienstes sich in ihrem Götzen verbargen und den Völkern ihre Orakel gaben.

Nachdem Cäsar die Gallier besiegt hatte, ging er über den Rubiko, schlug den Pompejus in die Flucht, triumphirte bei Pharsalus und herrschte zu Rom im Namen der Republik. Glaubet ja nicht, daß es unter der Person des Dictators nur der siegreiche Feldherr war; erinnert euch, daß die Dictatur eine der großen Institutionen Roms war. Freilich stellen sie die Ereignisse unter einem neuen Gesichtspunkt dar; die Umstände haben sich geändert, aber die Sache ist dieselbe; allerdings waren die vom Dictator Camillus befehligten Römer nicht die Römer, über welche Cleopatra's Liebhaber kommandirte.

Daß die Dictatur nöthig, daß Cäsar nur die Person war, daß die Institution hatte bleiben müssen, nachdem auch die Person verschwunden war, zeigten die Ereignisse bis zur größten Klarheit. Der Dolch des Brutus dringt in die Brust des Dictators; Antonius aber macht, indem er die mit Blut bespritzte Tunika des erlauchten Schlachtopfers den Augen des Volkes zeigt, den Anfang zum Triumvirat, das heißt, zu einer neuen Dictatur; aber zu einer Dictatur, welche ihren Vertreter noch nicht gewählt hat, die nicht wagt, sich mit einem einzigen Manne zu identifiziren, welche den Gang der Ereignisse beobachtet und die Römer grausam martert, um sich nothwendiger zu machen, um die Einheit zu erringen. Brutus und Cassius sterben, Antonius wird besiegt, die alte Freiheit geht für immer unter, die Dictatur bildet sich aus und wird bleibend, geht in's Kaiserthum über und steht glorreich unter Augustus.

So ist also die Dictatur selbst, das heißt, die Institution,

welche sich am besten mit einem Manne zu verschmelzen scheint, von ihm vollkommen verschieden; und auf eine oder die andere Weise, mit mehr oder weniger Macht und Glanz, mit mehr oder weniger Wohlthaten, sieht man sie immer durch die Lage der Gesellschaft bedingt. Drei große Dictatoren begegnen uns in der Geschichte, Cäsar, Cromwell und Napoleon. Was den Cäsär betrifft, so hat die Anwendung des aufgestellten Prinzips keine Schwierigkeit, und in Betreff der zwei anderen, ist es ebenso leicht, sie außer Zweifel zu setzen. England blieb seit der Zeit des Protectors in seinem normalen Zustande, trotz einiger vorübergehender Erschütterungen, und was das Bemerkenswertheste ist, sogar trotz eines gewaltsamen Dynastiewechsels. Vor achtundzwanzig Jahren wurde Napoleon zum letzten Male besiegt und auf die Insel St. Helena verbannt. Frankreich erfuhr seitdem augenblickliche Aufstände, aber die Unordnung konnte sich darin nicht festsetzen, und es ist zu bemerken, daß, nachdem es im Jahre 1830, wie England seinen Dynastiewechsel gehabt hat, es indessen seine Ruhe aufrecht erhielt; es machte rießenmäßige Anstrengungen, um die Revolution in ihrem Laufe zu hemmen; und es gelang ihm. Was beweisen solche Thatsachen? unserer Ansicht nach etwas ganz Einfaches; sie beweisen, daß zur Zeit der zwei Dictatoren die eine wie die andere Nation am Ende der Revolution war; daß diese ihre Elemente erschöpft hatte und sich verlängern wollte, daß aber die Ordnung eine unwiderstehliche Nothwendigkeit geworden war, so daß diese zwei großen Männer nichts anderes waren, als die Personifikation dieser sozialen Nothwendigkeit; ihr eiserner Arm vermittelte zwischen den zwei Zuständen, die durch einen Abgrund getrennt schienen, den Uebergang.

Wenn der Besitz der Mittel, welche erforderlich sind zur Lösung ihrer Aufgabe, eine unerläßliche Bedingung ist, auf daß eine Regierung stark genannt werden könne, so ist die Sicherheit ihrer eigenen Existenz eine noch wesentlichere. Dabei genügt es aber nicht, daß diese Sicherheit wirklich da ist; es ist auch nöthig, daß die Träger der Gewalt über diesen Punkt eine Ueberzeugung haben, welche sie vor jeder Furcht sicher stellt. Das größte

Unglück, welches über ein Land kommen kann, besteht darin, eine Regierung zu haben, die um sich selbst besorgt ist, und unablässig gegen wirkliche oder eingebildete Verschwörungen auf der Lauer steht; denn eine solche Regierung muß nothwendiger Weise mehr oder weniger tyrannisch werden: wer sich angegriffen wähnt, sucht sich immer zu vertheidigen. Die gewöhnlichen Gesetze, welche die Achtung gegen die bestehende Gewalt als Grundlage voraussetzen, genügen ihr nicht; und wenn auch gegen jedes Attentat solche vorhanden sind, so sind sie an und für sich zu unbestimmt; sie laufen in verschiedenen Punkten mit den andern Zweigen der Gesetzgebung zusammen und die Regierung, welche sich gewöhnlich und hauptsächlich mit der Sorge ihrer eigenen Erhaltung beschäftigt, überschreitet ihre Befugnisse, verfällt in die Willkür, und geräth auf einen schlüpfrigen Weg, an dessen Ziel sich ein Abgrund öffnet.

Wenn wir von den Mitteln reden, welche einer Regierung zur Ausübung ihrer Funktionen nöthig sind, so verstehen wir darunter durchaus nicht reinmaterielle Mittel; wir glauben nicht, daß die Macht einer Gewalt zu ihrer materiellen Kraft im Verhältniß stehe; im Gegentheil kommt es sehr oft vor, daß das Uebermaß dieser letzteren Kraft sie schwächt und ihrem Untergang entgegenführt. Ein Eroberer, welcher einen Platz mit Sturm nehmen will, hat das Vermögen und Leben der Einwohner in seiner Hand; Niemand kann ihm Widerstand leisten; sein Wille allein ist ihm Gesetz; er besitzt auch außerdem die materiellen Mittel, zu unterdrücken und zu vernichten, sobald er einmal stark genug war, die feindlichen Wälle zu zerstören oder zu schonen; indessen wird Niemand behaupten, daß ein Gouvernement, welches auf eine solche Basis gestützt ist, ein wirklich starkes sei. Laßt die Zeit vorangehen; und wie ein Reich, das die Gerechtigkeit und die Gesetze zur Grundlage hat, dem Lauf der Jahrhunderte widersteht, so wird das andere im Gegentheil nicht im Stande sein, nur eine geringe Anzahl von Jahren zu bestehen, noch sich gegen die unbedeutendsten Stöße zu halten. Ein neuer Umstand, eine unvorhergesehene Kombination, ein Gerücht, so wenig es

auch für den Sieger beunruhigend sein kann, das übrigens dem Besiegten einige Hoffnung gibt, werden diesen Scepter, den ihr von Diamant glaubt, wie ein schwaches Rohr zerbrechen.

In der Türkei kann der Herrscher über das Leben seiner Unterthanen verfügen, und die Köpfe fallen wie die Aehren unter der Sichel der Schnitter, und doch gibt es kein schwächeres Gouvernement; ein Beweis davon sind die zahlreichen Katastrophen, von denen es heimgesucht ist. Eines Tages befand sich Ludwig **XIV.**, jung und unerfahren, unter seinen Hofleuten, da fiel es ihm ein zu sagen, daß er kein besseres Gouvernement kenne, als das der Muselmänner. Sire, erwiderte ihm mit edlem Stolze ein Würdeträger seines Hofes: Ich kenne kein Land mehr, wo die Herrscher häufiger erdrosselt werden.

Unter der römischen Herrschaft verfügte der Thron-Inhaber über zahllose Legionen; die Völker beugten sich vor ihm und brachten ihm dieselben Huldigungen und Opfer dar, wie der Gottheit. Wißt ihr aber, welches das Loos dieser Herrn der Welt war? Fast alle starben sie durch die Hände einer aufrührerischen Soldateska.

Das Geheimniß der Monarchie in dem neuern Europa, das heißt, der christlichen Monarchie, besteht darin, daß, ohne sogar die absoluten Regierungen davon auszunehmen, der Herrscher mit einer durch die Moral, durch die Gebräuche und Gewohnheiten und durch das öffentliche Bewußtsein beschränkten Gewalt bekleidet ist. Das eben zeichnet sie vor den Monarchien aller anderen Theile der Erde aus, wo das Christenthum nicht regierte und wo der Name „Monarch" mit „Despot" sinnverwandt ist; unter uns bezeichnet er einen Herrscher, welcher in Uebereinstimmung mit den Gesetzen regiert.

Nach diesen Erwägungen kann man sehen, wie erbärmlich man die neuere Geschichte verfälscht, wenn man diese wichtige Wahrheit nicht erkennen will; wenn man hartnäckig darauf besteht, eine beschränkte Gewalt nur in dem Lande zu sehen, wo es Nationalversammlungen gibt, welche unablässig sie überwachen und censiren. Wie übertrieben man auch die durch Philipp **II.**, Lud-

wig XIV. und Karl III. ausgeübte Gewalt darstellen mag, so hieße es doch den gewöhnlichen Menschenverstand beschimpfen, wollte man diese Gewalt neben die der morgenländischen Despoten auf gleiche Linie stellen. Darauf kommt es nicht sehr an, daß man den Zaum nicht spürt, wenn er wirklich da ist. In dieser Hinsicht muß man gestehen, daß die Feinde der absoluten Regierung sich in empörender Weise ungerecht gegen sie zeigten, indem sie ihr die gehäßigsten Benennungen beilegten, die sie auch nicht im Entferntesten verdiente. Wir sind durchaus nicht geneigt, über die Vortheile und Nachtheile einer solchen Regierungsform die so oft schon verhandelte Frage aufzuwerfen; aber wir glauben, daß die heftigsten Vertheidiger einer extremen Form sich nicht erwehren können, der entgegengesetzten Form die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Gut! man sage, daß die eigentliche Gefahr des Absolutismus darin besteht, daß die Gewalt ihre Grenzen überschreitet und die Gesetze mit Füßen tritt; man behaupte sogar, wenn man will, daß die beste Regierungsform diejenige ist, welche das demokratische Element mit der breitesten Basis zuläßt; man stelle endlich in dieser Beziehung eine Republik, in der ausschließlich die Demokratie herrscht, als Ideal auf; aber wenn man ein Prinzip mit Lob erhebt, so treibe man die Intoleranz gegen die anderen nicht so weit, daß man ihnen sogar das verweigert, was sie vor dem Tribunal der Philosophie und Geschichte mit Recht für sich in Anspruch nehmen können.

Will man die Dinge näher betrachten, so wird man finden, daß die Tyrannei viel eher aus dem Zustand der Ideen und der Sitten, als aus der Regierungsform hervorgeht. Man kann gewiß nicht sagen, daß in den amerikanischen Staaten die Monarchie oder die Aristokratie herrscht, und nichtsdestoweniger lastet oft der grausamste Despotismus auf diesen unglücklichen Gegenden, und zu einer von uns noch gar nicht so fern gerückten Zeit lasen wir über die Abscheulichkeiten, welche dort ausgeführt wurden, Berichte, welche uns vor Entsetzen schaudern machten. Wer wollte in den amerikanischen Republiken leben, wenn ihm die Wahl eines Gouvernements, wie etwa Oestreichs oder Preußens frei stände?

Sogar in England datirt sich die wahre Freiheit nicht von der Begründung der öffentlichen Versammlungen; denn gerade seit ihrer Existenz herrschte schon mehr als einmal die roheste Tyrannei in Großbritannien; und noch in unsern Tagen sehen wir Irland trotz der repräsentativen Formen des Gouvernements, dem es unterworfen ist, unter die härteste Sklaverei gebeugt.

Bei der erblichen Monarchie, wie sie in Europa besteht, ist der Mensch ohne Furcht, die Institution ohne Gefahr und der Ehrgeiz ohne Zweck. Deßwegen ist die Wirkung der Gewalt so sanft, ihr Einfluß so wohlthätig und ihre Erhaltung so kostbar für die Ruhe und Wohlfahrt der Völker. Der Monarch ist in eine Sphäre gestellt, die höher ist, als die aller seiner Unterthanen, wie erhaben diese auch sonst durch ihre persönlichen Vorzüge oder durch ihre Geburt sein mögen; er hat Nichts zu hoffen, noch zu fürchten; er ist keiner menschlichen Gerichtsbarkeit unterworfen; sein Richter ist im Himmel. Sobald er die Augen öffnet, sieht er die Bahn, die er durchlaufen muß. Umsonst würde er seine Wünsche erregen, um sie auf andere Gegenstände zu lenken: Ansehen, Ehren, Reichthümer, Vergnügen, Alles drängt sich um seine Wiege; man fragt nicht, was er taugt, sondern was er ist; sein persönliches Verdienst, wenn er solches hat, wird nicht nur hoch, sondern sehr hoch geschätzt; die Schmeichelei bemüht sich, ihm den Glauben beizubringen, daß sogar in dem Fall, als er nicht im Purpur geboren wäre, er dennoch würdig wäre, ihn zu tragen; seine auffallendsten und augenscheinlichsten Fehler bedeckt man mit hundert Schleiern, damit sie den Augen nicht wehe thun, und die Seele selbst dessen, welcher damit behaftet ist, nicht betrüben können.

In der Theorie gibt es Nichts abgeschmackteres, als eine solche Institution, aber in der Praxis Nichts vernünftigeres. Es ist unnütz gegen die Thatsachen zu streiten, da sie nun einmal da sind. Die ganze Geschichte, die tägliche Erfahrung spricht sich zu Gunsten dieser Wahrheit. Wenn die Vernunft sie nicht vollkommen erklären kann, so begreift sie aber ein gerader Verstand in wunderbarer Weise. Aber es wäre nicht ganz richtig, wollte

man sagen, daß die Vernunft uns die Ursachen einer so auffallenden Erscheinung nicht erklären könnte; und wenn sie nicht dazu gelangen kann, indem sie sich an die reine Spekulation hält, so leiht sie, durch die Lehren der Erfahrung gekräftigt, dieser wahrere Lichtpunkte, und enthüllt so die Grundlage eines Gedankens, der sich durch die vortheilhaften Resultate offenbart.

Das Problem der öffentlichen Gewalt begreift drei verschiedene Dinge: die Ordnung, Stabilität und was wir die Wohlthätigkeit oder Güte benennen könnten. Diese drei Bedingungen finden sich in wunderbarer Weise in der monarchischen Institution, die Handhabung der Ordnung wird durch unermeßliche Hilfsquellen verbürgt, die den Händen des Königs anvertraut sind; die Stabilität ist durch die Dauer der Vollmacht, welche nicht allein dem Herrscher, sondern auch noch seinen Nachkommen die Gewalt zusichert, gegen den Ehrgeiz geschützt; die Gewalt ist gleichsam seiner natürlichen Bosheit entkleidet und wird wohlthätig, weil sie den gewöhnlichen Leidenschaften nicht ausgesetzt ist. Was könnte auch der wünschen, welcher Alles besitzt? Welcher Neid könnte in dem Herzen desjenigen Platz greifen, welchen man wie eine Gottheit betrachtet. Kann derjenige wohl die Rache kennen, welcher nicht beleidigt wird, welcher nur von Hochachtung und Huldigungen umgeben ist? Gegen wen sollte der ein Gefühl der Eifersucht nähren, welcher sich über alle gestellt sieht, welcher nur von der Höhe niederschaut, und sogar die höchsten Stände der Gesellschaft nur in einer weiten Entfernung von seinem Throne sieht.

Das ist der Grund, weßhalb die Geschichte und die Erfahrung des modernen Europa wenigstens in den Ländern, wo die Monarchie vollständig und fest begründet war, uns ziemlich oft schwache, aber sehr selten schlechte Könige zeigt. Und in der That, die Luft, welche sie einathmen, die Erziehung, welche sie empfangen, die Ideen, die ihnen beigebracht werden, können keine andere Unannehmlichkeit haben, als ihren Charakter schwächen, und in ihnen die Leidenschaften entwickeln, welche das Herz zur Weichlichkeit, aber nicht zur Verkehrtheit verleiten.

Wir wissen allerdings die Ausnahmen von dieser Regel, die

man uns entgegen halten könnte. Aber weit entfernt, darin wirkliche Ausnahmen zu erkennen, würden wir vielmehr nur eine Bestätigung der allgemeinen Regel ersehen. Fast alle Fürsten, welche sich durch ihre Verkehrtheit bemerklich machten, lebten entweder unter innern Zerwürfnissen, oder sie waren Eroberer. Im einen wie im andern Fall bestätigt sich die Wahrheit der Behauptung; denn in dem erstern fehlte es in Betracht der Gefahr, worin sich seine Person, seine Dynastie oder die Institution selbst befand, dem Monarchen an der Sicherheit; im zweiten wurde der Fürst von einer heftigen Leidenschaft getrieben; zur regierenden Gewalt gesellte sich noch die erobernde, und somit fehlte ihm dazu eine nothwendige Bedingung; die Begierde untergrub eben seine Güte.

Diesen wohlthätigen Charakter der Monarchie könnte man sogar in den Gegenden finden, wo der Despotismus herrscht. Die Grausamkeit und die andern Laster, welche hier den Glanz der souveränen Gewalt trüben, kommen nicht sowohl von dem Uebermaß der Mittel, welche sie besitzt, als von den Ideen und den Sitten der Gesellschaft, welche sie regiert. Diese Gesellschaft hat keine wahre Kenntniß der Würde des Menschen, der ihm unter diesem Titel gebührenden Rücksichten und der Beziehungen, die er zu Seinesgleichen haben muß; diese Gesellschaft hat nur ganz falsche Begriffe über den Ursprung und den Zweck jeder Autorität. Wenn der Herrscher seine Unterthanen mißhandelt, wenn er seine Macht gegen ihre Personen und ihr Vermögen mißbraucht, die er doch eigentlich zuerst schützen und unverletzt erhalten sollte, so wendet er in seiner Handlungsweise die Regeln an, die er rings um sich herum für jede andere Art von Autorität bestehen sieht. Denn in solchen Ländern ist die väterliche Gewalt in der Regel ungewöhnlich groß und tyrannisch; die Kinder leben unter der Herrschaft des Vaters, wie die Sklaven unter der des Herrn; ja die Frau sogar, die doch eigentlich bestimmt ist, die Lebensgefährtin des Mannes zu sein, ist nur eine seiner Sklavinen. Da kennt man keine Mittel, die Menschen durch Vernunft und Ueberzeugung zu leiten; man kennt keine andern Mittel,

als die Gewalt; man wendet sie bei jeder Gelegenheit an, und hier versteht man unter einer kräftigen Regierung nur eine gewaltthätige. Beruht der Gehorsam des Unterthanen nicht auf höheren Beweggründen, so macht er ihn verächtlich und setzt sein Ansehen herab; er unterwirft sich zitternd, wie ein Hausthier, wenn es die Peitsche seines Herrn hört, oder wirft sich über ihn her und zerreißt ihn nach Art der wilden Thiere.

Um ganz gut zu begreifen, daß die Monarchie die Ursache dieser Leiden nicht sei, setzen wir den Fall, daß eines der durch solches brutale Regiment heruntergekommenen unglücklichen Länder, auf einen Augenblick den demokratischen Formen unterworfen wird, ohne daß man sonst irgend eine Veränderung in seinen Begriffen und Sitten vorgenommen hätte. Seht ihr nicht auf den ersten Blick, alle diese Leute in ebenso viele Tyrannen sich verwandeln, die sich gegenseitig unterdrücken, und sich, wenn sie die Macht haben, gegenseitig martern. Die öffentliche Ordnung, diese Ordnung, die unter ihnen freilich der Stille der Gräber gleicht, aber doch, wie sie auch sein mag, dem wüthenden Geheul der reißenden Thiere vorzuziehen ist, hört auf im Augenblick, sobald die höchste Autorität verschwindet, welche ihr zum Mittelpunkte und zur Stütze diente. Die schlechte Behandlung, welche die Frau von ihrem Manne erfährt, die Kinder vom Vater, die Sklaven von ihrem Herrn, würde einen noch viel höhern Grad der Grausamkeit erreichen, wäre nicht der Gedanken an eine Macht da, welche über der häuslichen Gewalt steht, und die, wenn sie will, im Stande ist, zwischen die Klage zu treten, und den Familienvater, welcher seine Rechte überschritten hat, zu züchtigen. Die niederen Vorstände, welche die Provinzen oder die Städte verwalten, würden sich in ebenso viele Despoten umwandeln, deren Tyrannei um so drückender und unerträglicher wäre, als sie über sich keine Autorität hätten, welche sie bei Gelegenheit für den Schaden, den sie verursachen, für das Unrecht, das sie begehen, und für alle Launen, denen sie sich überlassen, verantwortlich machen könnte. Die Verkehrtheit der Ideen und Sitten würde sich dann in ihrer ganzen Abscheulichkeit und Blöße zeigen; und

man würde sehen, daß nicht die souveräne Gewalt die Gesellschaft unterdrückt, daß sie nicht die Ursache der Uebel, wohl aber nur deren Werkzeug ist; sondern daß vielmehr von einer entarteten und verdorbenen Gesellschaft der pestartige Dunst, womit der Thron verunreinigt ist, aufsteigt, und wenn der auf ihm sitzende Herrscher sich der Grausamkeit und andern verabscheuungswürdigen Exzessen überläßt, er diese verderblichen Eingebungen von seiner Umgebung empfängt.

Das ist die Ursache, weßhalb ganz natürlich und ohne Anstrengung die europäische Monarchie so sanft und so wohlthätig wurde, sogar in solchen Ländern, wo der Mangel jedes bindenden Gesetzes sie zu den größten Thorheiten verleiten zu müssen schien. Die Ideen, die Sitten und die Regierungsgrundsätze, wornach sich die Könige richten, erhalten sie von der Gesellschaft, die sie regieren. In ihr herrscht die Vernunft, in ihr hat die Moral das Uebergewicht, und läßt das öffentliche Bewußtsein seine mächtige Stimme vernehmen; und wenn der Stolz oder die Verkehrtheit den Monarchen durchaus vom Wege abbringt, so erhebt sich an allen Enden des Reiches, in allen Klassen der Gesellschaft ein dumpfes Murren, welches von dem allgemeinen Mißvergnügen zeigt, deckt den Skandal auf und wird so für die Gewalt ein viel wirksamerer Zügel, als Aufstände und Empörungen.

Die Demagogen werden vielleicht aus Mitleid lächeln, wenn sie solche Doctrinen hören; aber wie dem auch sein mag, wir halten ihnen die Bemerkung entgegen, daß man selbst bei den Regierungen, die sich auf die freiesten und populärsten Konstitutionen stützen, die Unverletzlichkeit, die Unverantwortlichkeit des Monarchen oder dessen, der seine Funktionen verrichtet, als Grundsatz aufstellt; dem Könige, sagen einstimmig alle Staatsrechtslehrer, muß das Gute, und niemals das Böse, das vorkommt, zugeschrieben werden; das heißt, nach konstitutioneller Weise gesprochen, der Monarch ist unfehlbar. Woher glaubt ihr wohl, daß eine solche Theorie entsprungen ist? Meint ihr, daß sie das Resultat von Kombinationen dieser Staatsrechtslehrer sei? ganz im Gegentheil; ihre Prinzipien, ihre Lehren und Tendenzen

führen sie zu einer entgegengesetzten Ansicht; aber der gemeine Menschenverstand der Europäer, die lange Lehre der Jahrhunderte, die Lectionen der Geschichte und der Erfahrung zwangen sie, auf solche Weise sich selbst Lügen zu strafen, die Folgen der Volkssouveränität auf diesen Punkt zurückzuführen. Niemals hatten die Männer der alten Schule so viele Umschreibungen gebraucht, um den König zu bezeichnen. „Geheiligte Person, unverantwortlicher Wille, höherer Wille, über den Leidenschaften stehende Sphäre, und andere ähnliche Ausdrücke wurden auf der Tribüne und in der Presse angewendet, um es zu vermeiden, den König mit seinem eigenen Namen zu nennen. Man sollte wirklich glauben, daß es sich um eine Gottheit handle, deren Namen die Menschen nicht auszusprechen wagen, aus Furcht sie zu entheiligen. Aber in Wirklichkeit ist dieß Alles nichts als ein Opfer, ein schmerzliches Opfer, welches die demokratische Schule den alten Ideen gebracht hat. Sie proklamirte so die Unzulänglichkeit ihrer Grundsätze, insofern sie ihrer eignen Kraft überlassen sind. Endlich ist es ein Diebstahl an dem alten System zur nämlichen Zeit, als man dieses in unablässigen Mißkredit zu bringen und mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Aufrichtigkeit zu verunglimpfen bemüht ist. Man stellt es als einen unbestreitbaren Glaubenssatz auf, daß die höchste Gewalt ein einfaches Amt, eine vom Volk übertragene Funktion sei, und sogleich erklärt man, daß diese nämliche Gewalt in keiner Weise dem gegenüber verantwortlich sei, von dem sie ausgeht. Man macht sich lustig über das göttliche Recht — „von Gottes Gnaden," — das man sonst den Königen zugestand; und doch erklärt man ihre Person für unverletzlich und heilig, indem man sie gewissermaßen mit einer Gottheit vergleicht, welche das Böse nicht thun kann, der das Gute allein möglich ist. Als letztes Rettungsbrett für die Gesellschaft nimmt man das Prinzip der Wahl an; und trotz dem kommt man immer wieder auf das Prinzip der Hochachtung in Betreff der höchsten Gewalt, und auf die Nothwendigkeit der erblichen Monarchie zurück. Man überläßt Nichts dem natürlichen Lauf der Dinge, man will Alles durch die

Diskussion regeln; Alles muß durch den ausdrücklichen Willen des Menschen ausgeführt werden; dann vergißt man dieß Alles, wenn es sich um das Wichtigste in den sozialen Geschicken handelt; man schließt die Augen, man meidet die Berathung; der Mensch fürchtet seinen Verstand und seinen Willen, und überläßt sich lieber allen möglichen Zufälligkeiten, als daß er zur Wahl seine Zuflucht nimmt.

Ihr Männer, die ihr mit so großer Unbesonnenheit alles Alte verdammt, und euch alles Ernstes überredet, die Welt aufgeklärt zu haben, die ihr vermeint, die Menschheit sei in tiefer Finsterniß gelegen, bis ihr dieselbe durch den strahlenden Glanz der Philosophie verscheuchet, wir machen euch keinen Vorwurf wegen eures Benehmens, wir werfen euch nicht die Inkonsequenz eurer Worte vor, um euch etwa zu bekehren; nein. Wohl aber mögen wir das Recht haben, von euch zu verlangen, daß ihr über eure Prinzipien etwas mehr nachdenket; daß ihr Institutionen, die durch eine so tiefe Weisheit belebt sind, nicht so leichtfertig des Fanatismus und der Ignoranz beschuldigt; daß ihr euch ja nicht einbildet, die Menschheit ginge ihrem Verfall und der Verdummung entgegen, wenn ihr nicht gekommen wäret, sie von diesen Wegen abzulenken. Da ihr für euere Ansichten Toleranz verlangt, so sollt ihr doch auch die Ansichten der anderen zu ertragen verstehen, und da ihr nicht erröthet, Lehren, die euren Grundsätzen widerstreiten, von euren Gegnern zu entlehnen, so seid doch wenigstens so ehrlich und sagt, woher ihr sie geschöpft habt. Bekennet es, daß ihr mitten auf den Trümmern, die ihr aufgehäuft, dennoch genöthigt seid, ein Zelt stehen zu lassen, um euch gegen die über euern Häuptern entfesselten Stürme darunter zu flüchten; überspannt es, wie es euch gefällt, aber gesteht, daß nicht ihr, sondern eure Väter es mit so großer Festigkeit gebaut, und mit so kostbaren Arbeiten bereichert haben. — Und dieses Zelt ist die Monarchie. —

Ueber die Erziehung der Geistlichkeit.

Die heiligen Glaubenssätze der Religion bleiben immer die nämlichen, immer unabänderlich; denn da sie von Gott geoffenbart sind, können sie keinem Wechsel unterworfen sein. Aber die Form, unter welcher man sie in ihren Beziehungen zum Menschen, zur Gesellschaft, zu der Natur, darstellen kann, ist sehr manchfaltig; und daher kommt es, daß die Lehre der Kirche auf verschiedene Arten, je nach der Verschiedenheit der Umstände und Zeiten vorgetragen wurde. Diese Manchfaltigkeit hat zwei Grundursachen, den Zustand der Völker, welche man lehren, und die Art der Feinde, gegen welche man kämpfen mußte. Die Apostel und ihre unmittelbaren Nachfolger hatten eine andere Sprache, als die Missionäre, welche es sich zur Aufgabe machten, die Barbaren des Nordens zu bekehren; die Jesuiten predigten ihren Neophyten Paraguay's in einem ganz anderen Style, als ein Bossuet, Massillon und Bourdaloue; und keine dieser Sprachen gleicht derjenigen, in welcher jetzt Ravignan und Lakordaire zu uns sprechen. In der Polemik gegen die Feinde der Kirche nehmen wir dieselbe Manchfaltigkeit wahr. Es ist ein auffallender Unterschied zwischen den Werken des heiligen Hieronymus, und denen des heiligen Augustinus, zwischen diesen zwei Kirchenvätern und dem heiligen Thomas von Aquin, zwischen Bellarmin und den Gelehrten des Mittelalters, zwischen Bossuet und Bellarmin, zwischen den letztern Vertheidigern und denen der vorhergehenden Jahrhunderte.

Nach den Verschiedenheiten, welche man in dem intellectuellen

und moralischen Zustande der Völker wahrnimmt, muß man eine verschiedene Sprache mit ihnen reden. Was für den civilisirten Menschen keine Schwierigkeit darbietet, zeigt bei dem Barbaren unübersteigliche; was für den Gelehrten leicht ist, ist dem ungebildeten Menschen unmöglich. Selbst die civilisirten Völker können in dieser Hinsicht auf eine sehr weit ausgedehnte Stufenleiter vertheilt werden, und nach dem Grad der intellectuellen und moralischen Entwickelung, bis zu dem sie gelangt sind, wird man ihnen die nämlichen Ideen unter verschiedenen Formen darstellen, und zu ihrem Herzen eine verschiedene Sprache reden müssen. Sehen wir nicht den Beweis dieser Wahrheit sogar inmitten einer und derselben Bevölkerung? Machen wir nicht mit jedem Augenblick die Erfahrung, daß ein Vortrag, welcher für eine ausgewählte Zuhörerschaft ganz passend ist, für die Mehrzahl des Volkes durchaus nicht geeignet wäre? Ausdrücke, welche dem einen widerstreben, werden von einem andern geliebt; und Schilderungen, welche diesem einen Strom von Thränen auspressen, lassen jenen kalt, oder verursachen ihm gar höchstens nur ein höhnisches Lächeln.

Ist nun dieß der Fall bei den Bewohnern der nämlichen Stadt, deren Ideen, Gefühle und Gewohnheiten beständig in Berührung sind, und natürlich einen gegenseitigen Einfluß ausüben müssen; was sollen wir dann von Generationen sagen, welche durch lange Jahrhunderte getrennt sind? Es ist sicher, daß, wenn man auf die Gemüther durch Sanftmuth und Ueberredung Eindruck machen soll, dieß nur dann möglich ist, wenn man sich ihnen anbequemt, wenn man gleichsam ihren Charakter annimmt. Mit dem Menschen von Heute so sprechen wollen, wie man zu denen des Mittelalters redete, hieße die Gesetze der menschlichen Natur völlig mißkennen, oder sich gegen die Wirklichkeit in einen unnützen Kampf einlassen.

Wenn es sich darum handelt, die Wahrheit zu vertheidigen, so muß man auf dem Boden kämpfen, auf den sich ihre Gegner stellen, sofern wir nicht wollen, daß man uns Freunde der Finsterniß und der Absonderung nenne, und daß man uns außerdem sage, wir wären nicht im Stande, den Kampf mit Vortheil auf-

zunehmen, außer auf einem Terrain, das von uns selbst bestimmt und so beschaffen wäre, uns die Vortheile des Kampfes und die Ehre des Triumphes zu sichern. Die Gegner wenden verschiedene Angriffsmittel an, je nach den Zeiten und Umständen, und zwar nicht so sehr nach einem vorherberechneten Plan und nach einem gewissen System, als vielmehr unter dem Einfluß der Richtung des Jahrhunderts; sie wenden vorzüglich solche Argumente an, welche für den intellectuellen Stand ihrer Zeit am passendsten sind.

Nach solchen Betrachtungen ist es für die katholische Geistlichkeit eine unerläßliche Nothwendigkeit, sich solche Kenntnisse zu erwerben, daß sie mit ihrer Zeit auf gleicher Stufe stehen, damit nicht die Sache des Irrthums Hilfsmittel besitze, welche der der Wahrheit abgehen. Die Diener der Religion müssen von der ganzen Wichtigkeit dieser Pflicht durchdrungen sein; obgleich sie durch die Reinheit ihres Lebens und die Strenge ihrer Sitten vom Jahrhundert getrennt leben, so dürfen sie doch nicht mitten in der Bewegung, welche um sie herum statt findet, unbeweglich bleiben; sie müssen tief in ihr Herz diese Wahrheit eingraben, daß zwischen der Aufklärung des Verstandes und der Geradheit des Herzens kein Widerspruch bestehe, daß die Wissenschaft der Wahrheit nicht feind sei, und daß die Geistlichkeit ihre Augen auf den Gang der Zeit gerichtet haben könne, ohne sich von der Verdorbenheit, welche leider nur allzu oft die Gefährtin des Fortschrittes, anstecken zu lassen.

Der Mann, welcher den schweren Beruf hat, andere Menschen in den wichtigsten Wahrheiten zu unterrichten, darf in keinem Zweig des Wissens unbewandert sein; denn wie er verpflichtet ist, durch seinen Wandel sich in allen Tugenden als Vorbild zu zeigen, so ist er ebenfalls verbunden, das Scepter der Intelligenz zu halten. Man muß in der That gestehen, daß die Vereinigung der Heiligkeit im Wandel, der Wissenschaftlichkeit und des Priesteramtes ein so erhabenes Ganze ausmacht, daß selbst die ungläubigsten Geister früher oder später seinen Einfluß verspüren. Man beobachte, was in der Welt vorgeht, und man wird sehen, daß, wo diese drei Kräfte sich vereinigt finden, dahin auch sich

alle Sympathien und Huldigungen wenden. Diejenigen sogar, welche unter dem Joch der antireligiösen Vorurtheile leiden, huldigen entweder der Person, oder halten sich in einem ehrfurchtsvollen Schweigen. Als die Vandalen in Hippo einzogen, entehrten sie das Grab des heiligen Augustinus, der eben gestorben war; als aber der unsterbliche Fenelon den Bischofssitz von Cambrai einnahm, legten sich die Feldherrn der feindlichen Armeen die Pflicht auf, das Gebiet dieser Stadt in Ehren zu halten.

Da die Glieder der Geistlichkeit, schon rücksichtlich ihrer Erziehung, von der Welt getrennt leben müssen, hauptsächlich während ihrer Bildung in den Seminarien, so laufen sie Gefahr, sich an Ideen, Gefühle und Gebräuche zu gewöhnen, die Nichts mit denen gemein haben, welche in der Gesellschaft herrschen. Dieser Uebelstand, welcher aus der Natur der Sachen selbst entspringt, kann nur beseitigt werden durch ein geschickt kombinirtes Erziehungssystem, welches einerseits bewirkt, daß die geistliche Jugend von dem Geist des Evangeliums durchdrungen wird, nach dem sie ihr Leben regeln muß, andererseits auch, daß sie den Geist der Zeit kennen lerne, um mit Erfolg die lenken zu können, auf welche ihr Dienst sich richten wird. Und man glaube ja nicht, daß ein solches System ganz und gar unmöglich sei. Allerdings ist es schwierig, wir stellen es nicht in Abrede; aber mit einem festen Entschluß, einer großen Willenskraft und ausdauernder Anstrengung übersteigt man die größten Hindernisse, und gelangt man mit dem schwierigsten Unternehmen zum Ziele. Wir sind nicht der Ansicht, daß dieses Resultat indessen vermittelst langer Dissertationen gewonnen werden könne; es gibt Dinge, deren Werth man mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstande bestimmen kann; und eine Erzählung, eine Anekdote, eine geeignete Betrachtung, ein Sittengemälde sagen uns oft mehr über den Geist des Jahrhunderts, als ein ganzes dickes Buch.

Zwei Dinge müssen dazu beitragen, daß die ausgesprochene Idee einen glücklichen Erfolg habe: die Bücher und die Professoren; und außer den beiden eine große Vorsicht und Aufmerksamkeit, sie gut zu wählen. Was nun die Professoren anbelangt,

so ist es allerdings beklagenswerth, daß die Lehrstellen unserer Seminarien so schlecht bezahlt werden, daß man sie nicht nur nicht als das Ziel einer ehrbaren Laufbahn ansehen kann, sondern daß man hier nicht einmal auf kurze Zeit ein Mittel findet, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Wir können uns zwar täuschen, aber nach unserm Gefühle sollte es wenig so reich dotirte Pfründen geben, als die Lehrstellen unserer selbst der unbedeutendsten Seminarien. Da aber dem nicht so ist, so will sich Niemand einer ebenso mühevollen als knechtischen Arbeit unterziehen. Der Unterricht wird als Nebensache irgend eines Berufes angesehen, und sobald sich eine Gelegenheit darbietet, ergreift sie der Professor, um aus einem so undankbaren Stande zu scheiden. Wenn also ein junger Mann anfängt, sich mit der so schwierigen Kunst des Unterrichts vertraut zu machen, verläßt er wieder eine Stelle, die er bald mit Erfolg ausgefüllt hätte. Er wird durch einen Magister ohne Erfahrung ersetzt, welcher seinerseits während einer gewissen Anzahl von Jahren mit sehr unvollkommenen Kenntnissen einen Versuch macht; dann schlägt er ebenfalls den Weg seines Vorgängers ein und zwar gerade in dem Augenblick, wo er sich die nöthige Geschicklichkeit, Gewandtheit und den gehörigen Takt erwarb, welche die Fortschritte seiner Zöglinge fördern können.

Es gibt eigentlich wenig Männer, die das Geschick haben, zu unterrichten, und selbst dann, wenn sie von der Natur diese kostbare Gabe erhalten haben, machen sie nur nach langen Beobachtungen über die wirksamste Methode mit günstigem Erfolg Gebrauch davon. Die Verschiedenheit der Talente ist so groß, die Manchfaltigkeit des Stoffes der Art; es sammeln sich um den Lehrstuhl eines Professors so verschiedenartige Zöglinge, daß nur in Folge eines gewissen Takts, der Frucht einer langen Erfahrung, ein Lehrer seine Gedanken so geben kann, daß sie von dem niedrigsten Verstand aufgefaßt werden, und für die entwickeltsten Geister doch anziehend sind. Er muß seine Gedanken so ordnen, daß die Schüler von wenig Talent darin die Elemente der Wissenschaft, und die, welche mit größerer Fassungskraft begabt sind, einen fruchtbaren Samen und gleichsam einen innern

Reiz finden, welcher sie anspornt, über die erhaltenen Lehren nachzudenken.

Die theologischen Wissenschaften bieten in dieser Hinsicht wirklich furchtbare Schwierigkeiten dar. Wenn man sie so vortragen will, daß sie, ohne von ihrer Wichtigkeit und Wahrheit Etwas zu verlieren, die Aufmerksamkeit fesseln können, ohne den Geist zu ermüden, indem sie so die Erhabenheit mit der Einfachheit vereinen, so erheben sich Schwierigkeiten, welche nur eine geübte Hand beseitigen kann. Unter den zahlreichen Gründen, die man dafür anführen könnte, ist unserer Meinung nach das ein Hauptgrund, daß die theologischen Studien, wenn sie gediegen und gründlich sein wollen, sich nicht allein über die neuern, sondern auch über die alten Schriftsteller verbreiten müssen. So zum Beispiel darf sich derjenige, welcher sich die Theologie gründlich zu eigen machen will, nicht damit begnügen, nur die in den letzten Zeiten erschienenen Werke kennen zu lernen. Die heilige Schrift, die Kirchenväter, die Werke der scholastischen Theologen, selbst diejenigen, welche in einem barbarischen Latein und mit schlechtem Geschmack geschrieben sind, müssen einen großen Theil seiner Zeit wegnehmen. Sonst lauft er Gefahr, sich daran zu gewöhnen, in einem andern Jahrhundert zu leben, unter andern Menschen, und seinen Ideen eine Richtung zu geben, die ganz von derjenigen verschieden ist, welche die empfangen, welche im Geräusche der Welt erzogen werden.

Als die Religion die Gesellschaft ganz beherrschte und sie unter ihrem Schutz hielt, als der geistliche Stand unter allen im Staate der erste war, indem er unter verschiedenen Formen eine wahrhaft politische Gewalt ausübte und in den Wissenschaften und in der Literatur den Vorrang bewahrte, lernte der Zögling des Heiligthums gerade dadurch bis zu einem gewissen Grad den Geist des Jahrhunderts kennen. Die Literatur, die Philosophie, und die andern höhern Unterrichtszweige, welche er in seiner Schule lernte, waren die nämlichen, wie die der Universitäten und der andern öffentlichen Lehranstalten. Aber heutzutage, wo die Politik mit der Religion gebrochen, wo der Skeptizismus sich

in der Gesellschaft verbreitet hat, wo die theologischen Wissenschaften nicht gewürdigt werden, und man im Allgemeinen Alles verachtet, was nach den Diskussionen der Schule riecht, findet der junge Mann bei seinem Austritt aus dem Seminar, wo man auf keinen dieser Punkte Etwas gehalten hat, sich plötzlich in einer Welt, die er nicht versteht, und von der er nicht verstanden wird. Er begegnet Gelehrten, die eine Sprache reden ganz verschieden von der anderer Gelehrten aus einer anderen Zeit, der einzigen, welche der Neuling kennt. Greift er einen Gegner an, so geht er von Grundsätzen aus, welche dieser nicht zugibt; wird er angegriffen und soll er sich vertheidigen, so gebraucht er Ausdrücke, die vielleicht sehr gelehrt sind, aber deren Sinn, weil sie die betreffende Person zum ersten Male hört, nicht erfaßt wird. Und so kann gar leicht der Fall vorkommen, daß ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, von einer großen Bildung und sogar von einer seltenen Wissenschaftlichkeit durch einen Ignoranten außer Fassung gebracht wird; gewiß nicht, weil er nicht mit vorzüglichen Waffen versehen ist, sondern weil er sie nicht nach der jetzt gebräuchlichen Art zu handhaben versteht. Daher ist es eine dringende Nothwendigkeit, daß alle, welche an der Leitung der Studien in den kirchlichen Anstalten, Theil nehmen, alle Mittel anwenden, daß der Unterricht und die Wissenschaft, ohne Etwas von ihrer Genauigkeit und Gediegenheit zu verlieren, ohne etwas von jener Leichtfertigkeit und Unbestimmtheit anzunehmen, welche ein Hauptnachtheil unserer Zeit sind, doch der Welt unter einer annehmbaren Form gezeigt werden. Es ist nicht unmöglich, wir wiederholen es, dem Geiste unserer Zeit die Lehre des heiligen Augustin, des heiligen Thomas, des Bellarmin, Suarez und des Melchior Canus zugänglich zu machen. Dazu ist es nur nöthig, daß die Ideen, während sie die nämlichen bleiben, eine verschiedene Form annehmen, daß das Räsonnement nach den neuen Methoden statt finde, daß die Quellen der Beweisführung, wenn man an den allgemeinen Menschenverstand appelliren muß, dem Geschmack der Wissenschaft der Jetztzeit angepaßt werden. Dieser Geschmack ist vielleicht launenhaft, leichtfertig, und steht dem der

vorhergehenden Jahrhunderte nach; aber was liegt daran? wir können es nicht ändern; es ist eine Thatsache; und so sehr man ihn mißbilligen mag, so ist es nun einmal nöthig, ihn kennen zu lernen, und nach den Bedingungen zu handeln, die er uns gemacht hat. Gegen diese Thatsache protestiren, und sie hartnäckig als nicht vorhanden zu betrachten, das hieße gegen die Gewalt der Umstände kämpfen; das hieße sich dazu verurtheilen, in der Absperrung zu leben, und sich eines Mittels berauben, um auf die Gesellschaft thätig einzuwirken; das hieße zur Vertheidigung der Religion die Waffen nicht anwenden wollen, welche ihr außerordentlich nützlich wären; das hieße endlich, das Benehmen vergessen, welches zu allen Zeiten die Lehrer der Kirche beobachtet haben, indem sie auf die Wissenschaft diese Regel des Apostels anwendeten: Sich Allen Alles machen, um sie alle für Jesus Christus zu gewinnen.

Ueber das Leben und den Einfluß der Landpfarrer.

Das Leben des Landgeistlichen zeigt uns die auffallendsten Gegensätze, je nach dem Gesichtspunkt, unter dem man es betrachtet; es ist ein Leben, aus Prosa und Poesie gemischt, welches das Gemeine mit dem Erhabenen vereinigt, Leid mit Freude; ein Leben, das gemacht zu sein scheint, um die Seelenkräfte zu ersticken, und in außerordentlicher Weise zu entwickeln; ein Leben, das dazu führen kann, die Tage in Unthätigkeit und Müßiggang hinzubringen, oder sie den andauerndsten und nützlichsten Arbeiten zu widmen; ein Leben, das in dem Herzen alle Gemeinheiten des Egoismus nähren, oder ihm die reinsten Tugenden und die vollständigste Uneigennützigkeit einflößen kann; kurz ein Leben, das aus einem Priester, seine dienstlichen Verrichtungen ausgenommen, zu einem unbrauchbaren Menschen oder für alle seine Pfarrkinder zu einem Schutzengel machen kann, nicht allein in Hinsicht ihres Seelenheiles, sondern auch in Betreff des häuslichen Glücks und der Wohlfahrt der Familien.

Es ist leicht, sich von der Wahrheit dieser Bemerkungen zu überzeugen, wenn man seinen Blick nur einen Moment auf die ganz eigenthümliche Lage richten will, in der sich ein Landgeistlicher befindet. Allein, ohne andere Gesellschaft als die der ihm untergebenen Personen, bringt er ganze Tage zu, ohne einen andern Ton zu hören, als das Krähen des Hahnes, das Kruchzen der Taube, das Girren der Turteltaube oder das Bellen seines Hundes. Mit diesen Stimmen vermischt sich die der Glocke, welche den Aufgang der Sonne, die Mitte des Tages und die

Ankunft der Nacht verkündet. Verläßt er auf kurze Zeit seine Wohnung, um auf dem nahen Felde einen Spaziergang zu machen, so trifft er keine andere Gesellschaft, als die der Bauern, welche mit ihren mühevollen Arbeiten beschäftigt sind; er findet sie hier und dort zerstreut, die einen den Boden umgrabend, die andern ihre Früchte einsammelnd, alle aber ihrer Arbeit so ergeben, daß sie sich nur für den Augenblick davon wegwenden, um ihren Pfarrer zu grüßen, und auf einige etwa an sie gerichtete Fragen zu antworten. In dem Gesträuch, welches ohne Ordnung und planlos auf dem Lande wächst, auf dem Hügel oder Berge hört er das Murmeln des Baches, das Säuseln des Windes, der die Gipfel der Bäume bewegt, oder das Geräusch des Wasserfalles, der über den Abhang der Felsen herabstürzt. Bald ruft man ihn, um ein Kind zu taufen, und so der Zeuge des Glücks einer Familie zu werden; bald holt man ihn in aller Eile, um einem sterbenden Bruder Beistand zu leisten und ihm die Sterbsakramente zu bringen. Einmal segnet er junge Brautleute ein, indem er zum Himmel betet, über sie die Quelle seiner Gnaden auszugießen, sie auf Erden glücklich zu machen, und dann zu dem Glück, das niemals enden soll, einzuführen; und den Tag nachher findet er sich an der Seite des einen dieser Gatten, um ihn zu trösten über den Verlust des andern, welcher durch einen frühzeitigen Tod weggerafft wurde. In einem Augenblick empfindet er die süßesten Eindrücke, wenn er die Reinheit und Unschuld eines Kindes sieht, das er in den Anfängen einer erhabenen Religion unterrichtet, und gleich nachher wird seine Seele betrübt durch die Erzählung eines schauderhaften Verbrechens, welches in den Grenzen seiner Pfarrgemeinde begangen wurde. Jetzt fühlt er einen großen Trost, indem er eine tugendhafte Seele ermahnt, auf dem Weg der Vervollkommnung, auf den sie Gott geführt hat, immer weiter voranzuschreiten, und bald sieht er sich verurtheilt, mit Strenge den Schamlosen zurechtzuweisen, dessen Ausschweifungen der ganzen christlichen Gemeinde ein Aergerniß geben, oder einen Spieler zur Besinnung zu bringen, der das Vermögen

seiner Kinder vergeudet, oder dem Wucherer in's Herz zu reden, welcher das Blut der Armen aussaugt.

Welcher Kontrast! Welche Verschiedenheit der Eindrücke! Welches Leben wäre geeigneter, die Seele zu bewegen und zu erschüttern! Denket euch nun, daß der Priester von der Wichtigkeit seines Amtes nicht durchdrungen genug ist, daß er die Funktionen seines erhabenen Dienstes mit Kälte, mit Gleichgiltigkeit und aus Gewohnheit verrichtet; nehmet an, daß er dieses isolirte Leben, welches er führt, nicht vortheilhaft anwendet, und seine Zeit in Unthätigkeit und Müßiggang zubringt; ferner, daß er, nachdem er seine unerläßlichsten Pflichten erfüllt hat, nicht mehr an seine Pfarrkinder denkt, daß er keinen Eifer hat für ihr geistiges Wohl, noch irgend einen Antheil nimmt an ihrem zeitlichen Wohlergehen; denket euch, daß er, schon sicher, an Nichts Mangel zu leiden, glaubt, auf die höchste Stufe seiner kirchlichen Laufbahn gelangt zu sein, daß er kein Verlangen mehr hat, seine Stellung zu verbessern, und daß er sich wenig mit Büchern beschäftigt, indem er sich begnügt, nur manchmal eine Abhandlung über Moral durchzublättern, um hier über irgend einen schwierigeren Fall die Entscheidung zu finden; denket euch, daß er weder die heilige Schrift liest, noch die Kirchengeschichte, daß er keine Art von Kenntnissen pflegt, und allmälig Alles vergißt, was er in den Schulen gelernt hatte; dann nehmen seine Geisteskräfte ab, sein Herz wird kalt und hart, seine Gemüthsbewegungen verschwinden gänzlich oder schließen sich in eine sehr enge Sphäre ein; die Religion erscheint ihm nicht mehr in ihrer Größe und Schönheit; er sieht darin nur eine Vereinigung mühsamer Pflichten, welche er vermöge seines Standes zu erfüllen gezwungen ist, und die er nicht aufgeben könnte, ohne seine Subsistenzmittel zu verlieren; es besteht zwischen ihm und den Gläubigen kein anderes Band, als das, welches aus seinen Funktionen hervorgeht; und was ihn persönlich angeht, so ist Nichts, rein Nichts da, was ihnen Verehrung und Liebe einflößen könnte. Man kann ihm vielleicht keinen Vorwurf machen, die Pflichten seines Standes zu vernachlässigen, aber er ist weit entfernt, seinen Beruf in

seiner ganzen Ausdehnung zu erfüllen! Es ist eine öffentliche Person mit einem Ansehen, welches genügt, ihre Funktionen zu verrichten; aber dieser Mann, an und für sich betrachtet, abgesehen von seinem Priesteramt, ist durchaus nicht, was er sein sollte, die Leuchte der Unwissenden, der Trost der Betrübten, die Hilfe der Armen, die Stütze der Schwachen, der Vermittler der Feinde, der Förderer des Glückes Aller, der Vater, der Lehrer derer, welche seiner Obhut anvertraut sind.

Neben dieses Bild, welches wir da eben gezeichnet haben, und das nichts Anziehendes und nichts Schönes hat, und an dem nur die Heiligkeit des Amtes und die Erhabenheit der Funktionen ehrwürdig sind, stellt nun die Gestalt eines Priesters, welcher nicht allein die mit seinem Amte unerläßlich verbundenen Pflichten kennt und erfüllt, sondern, der auch von der Größe seines Berufes durchdrungen, vollkommen und gründlich die Vortheile seines Standes begreift, und die reichlichen, ihm zu Gebot stehenden Mittel zu benützen weiß, um seinen Verstand auszubilden, seinen Willen zu reinigen, sein Herz zu veredeln; ein Priester, welcher alle Obliegenheiten seines Amtes gewissenhaft erfüllt, und niemals aus dem Auge verliert, daß es abgesehen von den strengen Pflichten, denen er sich unterziehen muß, noch andere gibt, die zwar weniger unumgänglich nöthig, aber doch jedenfalls ehrwürdig und kostbar sind. Ein Pfarrer, der sich so benimmt, daß er seinen Pfarrkindern alles mögliche Gute erweist, erwirbt sich ihren Dank, flößt ihnen eine kindliche Liebe ein, und empfängt von ihnen mit der seinem heiligen Amte gebührenden Achtung jene aufrichtige Verehrung, die man immer jenen Männern einer erhabenen Tugend einräumt, welche ihr ganzes Leben dem Wohle ihrer Mitmenschen weihen.

Die Kirche und der Staat sind demnach sehr dabei betheiligt, daß der Seelenhirte dem Zweck seines Berufes würdig entspreche. Was die Kirche anbelangt, so könnte man in dieser Beziehung keinen Zweifel erheben, weil sie niemals gegen die Heiligkeit ihrer Diener, gegen die Bewahrung des Glaubens, die Reinheit der Sitten, gegen das Heil der Seelen gleichgiltig sein könnte. Wenn

das Leben des Pfarrers nicht ein Beispiel, das Vorbild für seine Heerde ist, wenn er nicht jene Liebe und Sorgfalt hat, welche aus einem von dem Feuer der christlichen Liebe glühenden Herzen kommen, so wird der böse Feind den Samen des Unkrauts säen können, und indem er die Fehler desjenigen zeigt, der den andern als Beispiel dienen sollte, wird er mit größerem Erfolg an der Lockerung der Sitten, an der Schwächung des Glaubens und am Verderben der Seelen arbeiten, welche Jesus Christus mit seinem Blute erkauft hat.

Was nun aber den Staat anbelangt, so ist es Niemanden zweifelhaft, daß bis jetzt die Wichtigkeit des heiligen Dienstes nicht erfaßt und so ein Mittel der Civilisation vernachlässigt wurde, das um so gediegener, wirksamer und reiner ist, als es die Civilisation mit den Geschicken der christlichen Religion vereinigt. Der Dienst der Priester ist für die Völker ein erhabenes Werkzeug zum Guten; es gibt keine Verbesserung, die sie nicht einführen, keinen Fortschritt, den sie nicht fördern, kein Uebel, das sie nicht heilen, keinen Mißbrauch, den sie nicht abstellen können. Aber dazu ist es freilich nothwendig, daß die Regierung, während sie der Kirche ihren ganzen Schutz gewährt, den Priestern alle Mittel verschaffte, deren sie bedürfen, um eine solche Aufgabe zu lösen. So lange man die Seminarien ohne Hilfsmittel für den Unterricht, so lange man die fleißigen Arbeiter, welche die Last des Tages und der Hitze tragen, in Dürftigkeit lassen und zugeben wird, daß der Hirte von seiner Heerde Alles zu seinem Leben Nothwendige erbettelt, wird man auf die wichtigen Verbesserungen verzichten müssen, die ausgeführt werden könnten, und so mächtig zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt beizutragen im Stande wären.

Aus der großen Anzahl von Bemerkungen, die wir geben könnten, begnügen wir uns mit den nachfolgenden. Alles, was auf Feldbau und Viehzucht Bezug hat, findet sich in Spanien in einem völligen Stillstand, und nimmt in Nichts Antheil an den bemerkenswerthen Fortschritten, welche in andern Ländern und hauptsächlich in Deutschland und England gemacht werden. Da

der Elementarunterricht bei uns so wenig verbreitet und viele unserer Landpfarreien fast ohne Personen sind, welche lesen und schreiben können, oder welche von dieser Kenntniß Gebrauch machen wollen, so fehlen uns die ersten bei den andern Völkern so allgemeinen Mittel, damit die periodische Presse, wenn sie einen besonderen Gegenstand hat, die nützlichsten Kenntnisse und Erfindungen bis zu den letzten Schichten der Gesellschaft bringe. Welches Mittel hätten wir also, um in die verborgensten Winkel der Halbinsel diese kostbaren Kenntnisse gelangen zu lassen, welche sich in so vortheilhaften Resultaten für sie übertragen ließen? Wollt ihr euch dazu vielleicht des Alkaden bedienen, der so häufig gewechselt, und der nöthigen Falls ein kleiner Tyrann für Alle sein wird, welche seine politischen Ansichten nicht theilen, oder der sogar oft so in Mißkredit steht, daß eine Sache nur von ihm zu kommen braucht, um sicher von Jedermann zurückgestoßen zu werden? Wollt ihr euch an einen der Hauptgutsbesitzer wenden, der sehr oft nicht leicht zu wählen ist, der sich in der Gegend nur sehr kurz und selten zeigt, und der wahrscheinlich dieselben Uebelstände bieten wird, wie wir sie in Betreff des Alkaden gezeigt haben? In jeder Pfarrei ist ein Mann, der sie weder am Tag noch Nachts verläßt, der mit den Einwohnern kein Band der Verwandtschaft hat, der an der bürgerlichen Verwaltung keinen Antheil nehmen darf, welcher durch sein Amt und durch seine von allen Parteien unabhängige Stellung über seiner ganzen Umgebung steht; ein Mann, der niemals stirbt, weil, wenn ein Individuum abgeht, ein anderes in allen seinen Funktionen und allen seinen Gewalten es unmittelbar ersetzt; ein Mann endlich, dessen Namen ihr nicht einmal zu wissen braucht, weil er heute heißt, wie er gestern hieß, wie er in der Vergangenheit hieß, wie er in der Zukunft heißen wird; dieser Mann ist der Geistliche der Pfarrei. Ihr könnt ihm jeden nützlichen Auftrag anvertrauen, überzeugt, daß euer Gedanken zum Ort seiner Bestimmung gelangt, und denen mitgetheilt wird, welche Interesse daran haben können, ihn zu wissen. Statt die Bevölkerung durch ewige Rundschreiben, Adressen, Proklamationen, Manifesten und alle diese

Schreiben mit dem Gepräge so großer Armuth und so vieler Leidenschaft zu ermüden, schickt von Zeit zu Zeit an alle Pfarrer eine kurze Anleitung über die bereits bewährten Verbesserungen in allen Zweigen der Landwirthschaft, der Baum- und Viehzucht, oder jeden andern Gegenstand, der zur Wohlfahrt des Landes beiträgt; beauftragt sie, durch alle Mittel, welche sie für geeignet und ehrbar halten, die Kenntnisse solcher Lehren zu verbreiten, und hauptsächlich solcher, welche sich bei ihnen anwenden lassen, und ohne neue Kosten, ohne neue Lehrstellen zu schaffen, werdet ihr auf allen Punkten des Königreichs eine stets offene haben.

Stets beklagen wir uns über den Mangel einer guten Statistik und über die Unmöglichkeit, eine solche zu bekommen. Wir wissen weder die Zahl unserer Bevölkerung genau, noch die unserer Nationalreichthümer; noch weniger aber kennen wir ihre verschiedenen Klassifikationen, und was zu jeder einzelnen gehört; die Regierung ist außer Stand, diese Statistik zu machen, sei es, weil ihr die passenden Agenten dazu fehlen, oder weil die Bevölkerung offizielle Nachforschungen nur mit Mißtrauen ansieht, und ihnen deßhalb die kostbarsten Angaben verheimlichen würde. Wer wäre im Stand, ein so schwieriges Unternehmen auszuführen? Mit einigen Jahren weiter, mit einem festen Gouvernement, welches das Vertrauen der Geistlichkeit verdient, könnte Niemand besser als sie dieses nicht weniger wichtige als schwierige Resultat erlangen. Die Pfarrer kennen die Zahl der Einwohner überall ganz genau. Nichts ist leichter für die Pfarrer, als ihre Parochianen nach dem Alter, nach dem Geschlechte und nach dem Stand zu klassifiziren. Ebenso haben sie genaue Kenntniß von den Erzeugnissen eines jeden Landes, sei es, weil sie selbst ihrer bedürfen, oder weil sie in steter Berührung mit Leuten leben, deren Rede einzig von diesem Gegenstande handelt. In gleicher Weise wäre es ihnen möglich, das Gesammteinkommen des Landes und seine verschiedenen Quellen zu erfahren; und wenn sie dieselben nicht wissen sollten, so würde einige Zeit der Beobachtung, und eine ebenso leichte als bestimmte Untersuchung genügen; so könnten ohne Mühe alle Elemente einer vollständigen Statistick

vereinigt werden, wenn man sich an die Pfarrer wendete, um sie zu erhalten.

Man glaube ja nicht, daß man, um zu diesem Ziele zu gelangen, von Staats wegen ein Rundschreiben aussenden müsse; denn von dem Augenblick an, als die Pfarrer durch eine königliche Verordnung als die offiziellen Agenten der Regierung aufgestellt wären, hätten auch sie gegen alle erwähnten Hindernisse zu kämpfen; sie wären genöthigt mit den Vorurtheilen des Volkes zu temporisiren, oder sich nach seinen Wünschen zu fügen. Deßwegen haben wir weiter oben gesagt, daß dazu einige Jahre nöthig wären, und eine Regierung, welche sich mit dem Vertrauen des Volkes und der Geistlichkeit an die Spitze des Unternehmens stellt. Wenn man mit solchen Bedingungen vorsichtig und Schritt für Schritt durch indirekte, stets mit Maß und Ziel angewendete Mittel auf das Ziel losgeht, so zweifeln wir nicht, daß man am Ende das gewünschte Resultat erlangt.

Die Grenzen dieses Artikels erlauben uns nicht, über die zahlreichen Vortheile, welche die Mitwirkung der Geistlichkeit dem Staate bringen könnte, uns weiter zu verbreiten. Es genügt uns, zwei wichtige Punkte angedeutet zu haben, wovon der eine unmittelbar auf die öffentliche Wohlfahrt Bezug hat, und der andere insbesondere das Verwaltungssystem angeht. Es wäre leicht, andere Anwendungen zu machen; aber bei einem solchen Stoffe ist es hinreichend, die Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu lenken, und es werden sodann bald andere dem Geiste sich von selbst darstellen. Unser Wunsch, die Civilisation durch das Organ der Geistlichen verbreitet und fortgepflanzt zu sehen, ist um so größer, als man auf diese Weise, so viel als möglich, es vermeiden würde, daß die Fortschritte der fremden Nationen die Sittenverdorbenheit und den Unglauben zu uns einschleppen.

Der Garten von Gethsemani.

I.

Die Nacht war in der Mitte ihres Laufes; der Mond verbreitete über der Erde sein düsteres und trauriges Licht; er schien in der Unermeßlichkeit des Weltraums die Leichenfackel eines weiten Pantheons zu sein, wo die Ueberreste eines großen Herrschers ruhten. Das azurne Himmelsgewölbe war mit einigen Sternen besäet, deren funkelnde Strahlen sich nach der Reihe in dem Glanze des Gestirns der Nacht verloren. Die Stadt David's, ihre Wälle, ihre hohen Thürme, ihre Paläste und ihr Tempel, zu einer finstern Gruppe vereinigt, glichen traurigen Gespenstern, welche im Schatten ihre Riesengestalt ausbreiteten. Das Metall, womit sie gedeckt waren, ließ, von den Strahlen des Mondes beleuchtet, von Zeit zu Zeit einen traurigen Widerschein aufblitzen, ähnlich der zitternden Flamme, welche aus den Gräbern aufsteigt, oder dem Glanze eines Schwertes, das man in der Finsterniß schwingen würde. Die Wellen des Cedron ließen ein dumpfes Gemurmel vernehmen, dem das Echo im Thale antwortete. Man hätte geglaubt, daß die hier begrabenen Könige aus ihren halbgeöffneten Gräbern einen schwachen Seufzer ausstießen.

II.

Aengstlich wagt kaum ein leichtes Wehen den Gipfel der Bäume zu bewegen. Drei Männer, welche eine abgesonderte Gruppe bildeten, lagen auf der Erde hingestreckt, und schienen dem Bedürfniß des Schlafes nicht widerstehen zu können. Warum

sind sie da? Sind es vielleicht verirrte Wanderer, welche die Nacht mitten auf ihrem Wege überrascht hat; wurden sie durch ein verbrecherisches Vorhaben hierhergeführt, und warten sie nur auf den günstigen Augenblick, um ein Werk der Rache auszuführen, oder den unvorsichtigen Wanderer auszuplündern? .... Allein, und nicht weit von ihnen, in einer so geringen Entfernung, daß man sie durch einen Steinwurf ausmessen könnte, gewahrt ihr einen unbeweglichen Schatten .... tretet näher. Sehet diesen Mann in einer demüthigen Stellung, auf beide Kniee niedergeworfen und wie so ganz in der Andacht seines Gebetes vertieft. Auf seinem Gesichte liegt die Trauer und der Schmerz, die seinem Innern entsteigen; seine Seele ist betrübt bis zum Tod. Vor den Augen hat er den furchtbaren Kelch der göttlichen Gerechtigkeit; und wenn der Geist willig ist, so ist das Fleisch schwach. Er hebt seine Augen zum Himmel und spricht zu seinem Vater mit unaussprechlicher Rührung: Vater, wenn es möglich ist, nimm diesen Kelch von mir, aber dein Wille geschehe, nicht der meine. So spricht er und von Neuem in das Schweigen der Betrachtung zurücksinkend, trinkt er im Geiste die bittere Hefe des gefürchteten Kelches.

III.

Und doch vergißt er in seiner unendlichen Liebe die Schüler nicht, die er sich gewählt hat; er steht auf, tritt zu ihnen hin, und indem er sie mit einer maßlosen Sanftmuth anredet, mahnt er sie nur einen Augenblick mit ihm zu wachen: Ihr konntet also nicht, sprach er zu ihnen, eine einzige Stunde mit mir wachen; und darauf entfernt es sich wieder, das göttliche Lamm; er läßt sie den Schlaf genießen, während er selbst, um sie zu retten, sein Herz allen Aengsten überläßt. Er kommt zur nämlichen Stelle zurück, und indem er das unterbrochene Gebet wieder anfängt, bittet er noch einmal seinen himmlischen Vater, den furchtbaren Kelch, wenn es möglich ist, von ihm zu nehmen. Zum zweiten Male kehrt er zu seinen Schülern zurück und findet sie noch schlafend, und sich wieder entfernend, bittet er zum dritten Male,

daß der vor seinem Geiste schwebende bittere Kelch von ihm weggehe, wenn es möglich wäre. Seine Ergebung ist nichtsdestoweniger dieselbe, wie sein Gebet; nicht sein Wille, sondern der seines Vaters soll geschehen.

IV.

Welche schmerzliche Gedanken füllten seine Seele! Welche schwere Last drückte auf seine Brust! Welches Todesgeheimniß ging in seiner Seele vor sich, da ein Schweiß von Blut über seine Stirne herabrann und den Boden benetzte, auf dem er ausgestreckt lag! Ach! er sieht die furchtbare Höhe Golgatha's, den gräßlichen Tod am Kreuze, den rohen Spott der Soldaten, den blutigen Schimpf der Pharisäer; er sieht, o tausendmal grausamerer Schmerz, die Seelenangst einer liebenden Mutter, welche ohne Trost und ohne Stütze mitten unter dem wogenden Volke das Mordgeschrei dieses blutdürstigen Haufens hören wird! er sieht diese Schmerzensmutter, unter dem Waffengeklirr und dem Schmettern der Trompeten, auf rohe Weise von den unverständigen Helfershelfern zurückgestoßen, welche die Achtung vor den Gesetzen aufrecht zu erhalten wähnten, wenn sie dieselbe von ihrem Schlachtopfer fern hielten! Er sieht sich selbst auf seinem Gang zum Tode, bereit, die härteste Pein zu erleiden, wobei er kaum noch die menschliche Gestalt bewahrt, da sein ganzer Körper nur eine einzige Wunde bildet, von den Fußsohlen bis zum Scheitel seines Hauptes. Man zieht ihm seine Kleider aus; man verrenkt ihm die Knochen so, daß man sie zählen kann; man wirft das Loos über seine Kleider; man fordert ihn sogar auf, vom Kreuze herunterzusteigen und sich vom Tode zu retten. . . . .

V.

Aber die Schmerzen, welche er an seinem Körper erleiden sollte, sind es nicht allein, welche sogar bis zum Ueberlaufen den Kelch der Bitterkeit füllen. Die Zukunft mit ihren gräßlichen Verbrechen, ebenso düster, als die Wolken, welche die Stürme herbeiführen, voll von Triumphen der Hölle, von allen Verkehrt-

heiten der Menschen, zeigt sich offen vor den Blicken des Heilandes; und das göttliche Licht, welches bis in die äußerste Tiefe dieser Finsterniß dringt, läßt ihn erblicken die Undankbarkeit und die Verbrechen, welche für eine so große Anzahl von Menschen das mit dem Blute eines Gottes bezahlte Lösegeld wirkungslos machen werden!

VI.

Seht ihr, wie die Tunika ohne Naht durch die Hand eines Uebermüthigen zerrissen wird, welche sich in dem eitlen Hochmuth seines Herzens gegen den Himmel erhebt und diese ewige Zeugung lästert, welche keine sterbliche Zunge erzählen kann, dieses Wort, welches im Anfang war, welches in Gott war, und welches Gott war, durch welches alle Dinge gemacht sind. Seht ihr die Welt in den Netzen des Irrthums verwickelt, von seiner Finsterniß umhüllt, trostlos unter der Last von Leiden niedergedrückt? Seht ihr, wie so viele Völker zum Lichte der Wahrheit gerufen, so der Braut Christi endloses Mißgeschick bereiten, indem sie aus der vergifteten Schale ihren Durst stillen? Mitten aus den Trümmern der alten Philosophen entstehen wieder, wie giftige Insekte, die unsinnigen Träume des wahnsinnigen Hochmuths; der Mensch in seinem Stolze nimmt sie als Zeichen seiner Macht! Der Sohn Gottes leidet und stirbt, um die Welt zu erleuchten und zu retten; und die Eitelkeit, der Hochmuth, der Ehrgeiz und die Wollust verschwören sich, um so viel Liebe und Barmherzigkeit zu vereiteln!

VII.

Dort unten in dem alten Byzanz, in dieser durch den Geist Constantins zur Unsterblichkeit gelangten Stadt sieht er den Mann des Verderbens, welcher, stolz auf sein Wissen, vor allen Augen die Gaben ausbreitet, die er vom Himmel empfangen hat. Auf der Kanzel des heiligen Tempels, dieses zum Vorbild der christlichen Größe erbauten Tempels, pflanzt er die Fahne der Empörung auf, indem er zahlreiche Völker mit sich fortreißt, welche, durch diese treulosen Lehren verleitet, das Gebet und den Rath

des ewigen Stuhles mißachten. O! wer könnte den Schmerz erfassen, welcher das Herz des Erlösers Jesus Christus erfüllte bei dem Anblick so vieler aufgehäuften Uebel; zugleich fühlt er den Gegenstoß der im langen Lauf der Jahrhunderte sich anhäufenden Trümmer! Wer könnte, wie er, Alles begreifen, was an Gotteslästerungen, an Hochmuth, Lügen, Thorheiten, Täuschungen, Verführungen, Mühe und Arbeit wird verschwendet werden, um Millionen Seelen in's Verderben zu stürzen! Wer könnte mit der nämlichen Klarheit die Leichtfertigkeit, die Verschwendung, die Verdorbenheit, den Betrug, die Gewaltthätigkeit, das Unrecht, die Rache und Feindschaft sehen, welche sogar unter Christen herrschen, unter diesen Nationen, welche sich rühmen, die Mauern des streitenden Jerusalem niemals verlassen zu haben, um den Irrthümern der Heiden anzuhängen!

VIII.

Erlauchtes Schlachtopfer! Wende deine Blicke weg; genug des Schmerzes hat sich schon in deiner Seele gehäuft; schließe die Augen über die Völker des Abendlandes, um nicht zu sehen, mit welcher Wuth sie deine heiligsten Gesetze übertreten, den Leib deiner Braut zerfleischen, mit welcher Undankbarkeit, ach! sie sogar das unvergängliche Liebespfand vergessen, welches du am Abende vor deinen Qualen und deinem Tode für die Menschen als Vermächtniß einsetztest! Wende deine Blicke weg von deiner durch die Wuth der Wölfe zerstreuten Heerde; in deinem Namen säeten sie den Samen der Zwietracht unter die Brüder, gossen sie ein tödtliches Gift dem Volke ein, das durch dein Blut erkauft ist, und bewirkten, daß auf Jahrhunderte des Friedens und des Glückes eine Zeit der Trauer und der Thränen folgte.

IX.

Kann dich der Himmel bei so vielen Leiden ohne Trost und ohne Stütze lassen; kann er gegen solche Angst unempfindlich sein? O nein! das Gebet, welches dein seufzendes Herz zum himmlischen Vater richtete, in dessen Schooß du gezeugt warst,

gelangte schon zu den Stufen seines Thrones, und mitten durch die Wolken, die ihn umgeben, entschwebt eine harmonische Schaar himmlischer Boten. Matte Strahlen umgeben die Bewohner der himmlischen Wohnung, und unter ihnen bemerkt man die düstere und melancholische Stirne des mit der furchtbaren Mission beauftragten Engels. Seine Gestalt trägt das Gepräge einer gewissen mysteriösen Traurigkeit, sein Auge zeigt Ehrfurcht und Liebe zugleich; kaum berührt er die Erde, und das Knie beugend, wirft er sich vor dem Menschensohne nieder, neigt sein Haupt und küßt die mit dem göttlichen Blute benetzte Erde. Er öffnet den Mund, er redet; was spricht er? Sterblicher, verlange nicht, es zu wissen; entferne dich, höre nicht die Worte, welche der Abgesandte Gottes sprechen mag, um denjenigen zu trösten und zu stärken, welcher die Engel und die Welt erschuf!

Der Indifferentismus.

Religionsstreit! .... Durch dieses Wort, mit einer wichtigen, sorglosen und höhnischen Miene ausgesprochen, sucht man auf eine wunderbare Weise die inhaltsschwersten Fragen zu vermeiden, geht man über die der Achtung und Aufmerksamkeit würdigste Lehre weg. Religionsstreit ..... dieses Wort genügt gewissen Leuten, um die wichtigsten Gedanken bei Seite zu lassen, um an die theologischen Schulen zu verweisen, was im Himmel und auf Erde das Erhabenste und Nothwendigste ist. Religionsstreit .... es ist dieß eine Formel, um die Gewissensbisse zu beruhigen, wenn es euch auf eine allzu lebhafte Weise antreibt, ernstlich das zu prüfen, woran ihr euch sogar nicht einmal gern erinnern möchtet..... Religionsstreit .... es ist eine ebenso einfache als bequeme Antwort für alle Feinde der Religion, wenn sie sich durch die Beweisgründe ihrer Gegner allzu sehr in die Enge getrieben sehen, und ihnen nur der Ausweg mehr übrig bleibt, die triftigsten Gründe als eitle Spitzfindigkeiten zu behandeln. Religionsstreit .... geistreiches Wort, durch welches die Ungläubigen alle Abhandlungen der größten Vertheidiger unserer erhabenen Religion als Dinge von sehr geringem Werth und Alles, was über diesen Gegenstand gesagt worden ist, als Etwas bezeichnen, das für die Völker von keinem besondern Interesse ist. Religionsstreit .... eine Redensart, die den glaubenslosen Regierungen als Maske dient, unter welcher sie ihre Absicht, die Religion zu schwächen und zu untergraben, verbergen, und um die Unterthanen zu bereden, daß die gottesschänderischesten Eingriffe nur ein Vor-

recht der Gewalt sind, welche gelehrten Streitigkeiten eine Ende machen will, gerade so, als wenn es sich darum handelte, in einer Sophistenschule Ruhe und Ordnung herzustellen. Religionsstreit... ist der bequeme Schleier, welcher den Skeptizismus und die Gottlosigkeit jener verkehrten Staatsmänner, jener übermüthigen Philosophen verhüllt, welche von der Höhe ihrer Ueberlegenheit mit einem absprechenden Schulmeisterton über den Glauben der Völker reden, als wäre er Kinderspielzeug; Leute, welche ihrem Urtheil alle Religion ohne Ausnahme unterwerfen. Es fehlt nur noch, daß sie Gott selbst vor ihren Richterstuhl laden, ihn gerade nach ihrem Belieben verurtheilen oder lossprechen, ihm den Weg vorzeichnen, den er gehen darf, und ihn auf die Gefahren aufmerksam machen, die er vermeiden muß, ohne zu vergessen, der unendlichen Weisheit Grenzen zu setzen, und die Gewalt der Allmacht genau zu bestimmen.

Wir wollen es allerdings nicht in Abrede stellen, daß es in den Religionsstreiten so gut als bei jeder andern Materie Mißbräuche geben kann; aber wir können nicht damit übereinstimmen, daß der Mißbrauch den Gebrauch aufhebe, noch, daß man als ziemlich unwichtig ansehe, was von der größten Wichtigkeit ist. Um was handelt es sich denn eigentlich bei den religiösen Diskussionen. Ist der Gegenstand der Controverse etwa von einem mittelmäßigen innern Werthe, oder von einem unbedeutenden Interesse für die Menschen? Geht auf das Wesen der Frage ein, tretet wenigstens dem Kampfplatz näher; und was sich zuerst euern Blicken darstellt, ist ganz einfach das Dasein Gottes, die Erschaffung des Menschen, sein Ursprung und seine Bestimmung, sein Glück oder Unglück, seine Unsterblichkeit oder Vernichtung. Wer möchte demnach behaupten, daß die religiösen Diskussionen keine Bedeutung haben, daß es nicht der Mühe werth sei, sich mit ihnen zu beschäftigen, ferner, daß es nicht wichtig sei zu wissen, ob ein Gott ist oder nicht, ob die Welt durch ein unendlich weises und vollkommenes Wesen erschaffen worden ist, oder ob sie nur durch Zufall entstanden, ob der Mensch eine geistige Seele hat oder ob seine Gedanken und Neigungen das einfache

Resultat seiner Organisation sind, ob wir eine Unsterblichkeit erwarten oder gar zum Nichts wieder zurückkehren sollen. Gewiß, Gott, der Mensch, die Unsterblichkeit sind ebenso viele Gegenstände, von denen man die Aufmerksamkeit nicht wegwenden kann, ohne in Wahnwitz zu verfallen, ohne sich selbst zu verläugnen, ohne jener mächtigen unwiderstehlichen Neigung zu entsagen, welche uns nöthigt, unablässig uns mit unserer Bestimmung zu beschäftigen, welche uns antreibt, durch alle uns zu Gebot stehende Mittel zu forschen, was wir sind, woher wir kommen, wohin wir gehen.

Wenn es einen Menschen gäbe, der das Vorrecht hätte, nicht zu sterben, welcher die vollständige Versicherung hätte, hienieden ein endloses Leben zu genießen, so könnte dieser vielleicht auf eine weniger unvernünftige Weise die Prüfung dieser wichtigen Wahrheiten gänzlich bei Seite lassen, sich mit dem begnügen, was er ist und was er besitzt, ohne an das Wesen zu denken, von dem er Alles empfangen hat. Aber weit entfernt, eine solche Versicherung zu haben, ist der Mensch vielmehr von einem ziemlich nahen Ende überzeugt; der leichteste Traum ist nicht flüchtiger als unser Verweilen auf der Erde. Welches auch die uns gestattete Zeit sein mag, so ist so viel außer Zweifel, daß wir in einer sehr kleinen Anzahl von Jahren nicht mehr zur Zahl der Lebenden gehören werden; für uns werden alsdann die furchtbaren Probleme unserer Bestimmung gelöst sein: die Vernichtung oder die Vorladung vor einen obersten Richter — eine ebenso schreckliche, als gewisse und unvermeidliche Wahrheit; vergebens strengen wir uns an, sie zu vergessen, den Gedanken daran aus unserm Geiste zu verscheuchen; vergebens versuchen wir durch leichtfertige Reflexionen zu mildern, was er Erschreckendes und Eigenthümliches hat. Hier gibt's kein Mittelding, nur Vernichtung oder Vorladung vor den höchsten Richter. Man grüble so lange und so viel man will; man denke sich alle mögliche Ausflüchte — die Wahrheit ist da, und kein Mittel, ihr auszuweichen; von dem Augenblick an, als wir in's Dasein eintreten, sind wir dieser Nothwendigkeit gewaltsam unterworfen.

Es kommt einmal der Tag, wo unser Körper aufgelöst wird, es kommt einmal ein Augenblick, wo man von uns sagen wird: er ist todt, und dann, gerade in diesem Moment werden wir für uns eines der zwei Extreme der schrecklichen Alternative verwirklicht sehen. Wenn wir dann annehmen, daß, wie es denn doch nicht möglich ist, wir zum Nichts zurückgekehrt sind, so wird dieses Wesen, welches denkt, will und fühlt, da es nur das Resultat der materiellen Organisation wäre, also gleich aufhören zu sein, sobald der Tod die Materie zersetzt hätte; er wird nicht fühlen, nicht wollen, nicht denken: ein schwerer Schlaf, während dessen wir in einer unvollständigen Gefühllosigkeit liegen, kann uns kaum eine Vorstellung von diesem Mangel an Dasein, von diesem Nichts geben, zu dem wir gelangen werden. Wenn aber im Gegentheil ein Gott da ist als Vergelter der Tugend, als unversöhnlicher Richter des Lasters; wenn unsere Seele den Körper überlebt und unsterblich sein soll, alsdann gerade in dem Augenblick, wenn unsere Angehörigen unsere leblosen Reste vom Schmerze gedrückt betrachten werden, dann haben unsere Augen die furchtbare Wahrheit in ihrer ganzen Klarheit, in ihrer ganzen Größe gesehen. Es sind nur noch einige Schritte bis zu unserem Todesbette; und dieser Mann, den wir nicht hören wollten, und diese Bücher, welche zu lesen wir uns weigerten, — sie hätten in gleicher Weise dazu beigetragen, unsere Zweifel zu lösen, und uns das himmlische Licht zu verschaffen, welches denen niemals ausbleibt, welche es in aller Aufrichtigkeit des Herzens suchen. Der Gedanken an einen solchen Augenblick erfüllt die Seele mit Schauder, die Haare sträuben sich auf dem Haupte, das Blut erstarrt in den Adern.

Ist es nicht dieses, was so viele Indifferentisten empfinden, wenn sie dem entscheidenden Augenblicke nahen? Sieht man sie nicht größtentheils zittern und ohnmächtig werden, wenigstens wenn die Krankheit ihre Geisteskräfte nicht allzu sehr geschwächt hat? So lange die Gefahr fern ist, oder es zu sein scheint; so lange die Kräfte des Körpers und die Täuschungen der Jugend uns die Hoffnung eines langen Lebens vorspiegeln, suchen wir

den Gedanken an die Gefahr, die wir laufen, aus unserem Geiste zu verdrängen, und wir versenken uns gern in einen Strudel entgegengesetzter Gedanken; aber wenn der Tod wirklich droht, wenn keine Täuschung über unser nahe bevorstehendes Ende mehr möglich ist, wenn wir uns an dem Rande des Abgrundes befinden, gegen den wir gleich mit dem ersten Schritt, den wir in's Dasein gemacht haben, unverrückt zugeeilt sind, dann zeigt sich in dem Augenblick, wo wir in den gähnenden und uns anziehenden Abgrund zu fallen im Begriff sind, die ganze Thorheit unseres Benehmens, unseren Blicken ganz klar; und während ein kalter Schweiß das Gesicht des Sterbenden bedeckt, ist im Innern sein erschrockenes Herz im Kampf wegen des furchtbaren entscheidenden Wurfes, dem seine unbegreifliche Verblendung nicht gescheut hat, zu trotzen, — ein Wurf, der für die Ewigkeit entscheidet, und kaum um einige Augenblicke verzögert werden kann.

Der Indifferentismus, in der Praxis betrachtet, ist Unsinn; es ist abgeschmackt, will man ihn zu einem System erheben. Ist es schon der Culminationspunkt der Thorheit, mit geschlossenen Augen einer unbekannten Zukunft entgegen zu gehen, so ist es sogar die erschrecklichste der Abgeschmacktheiten, die Theorie eines solchen Benehmens aufstellen zu wollen. Indessen thun dieß alle diejenigen, welche den Menschen überreden wollen, daß er sich mit der Religion nicht zu befassen brauche, daß er nicht nachforschen solle, weder, ob es eine wahre Religion gebe, noch, welche es sei; daß man von all diesen Dingen Umgang nehmen, oder sich nach der seines Landes richten könne, nicht wegen der Wichtigkeit, welche sie an und für sich selbst haben kann, sondern aus Gefälligkeit gegen die, unter und mit denen man lebt. Das ist eine Religion, die auf eine reine Formalität reduzirt ist und die man sich gefallen läßt, weil man sich zu benehmen weiß! Die Vernunft kann sich nicht mehr verirren! . . . .

Die Völker, viel vernünftiger, als derartige Philosophen, betrachteten die Dinge auf eine andere Weise. Zu allen Zeiten und in allen Ländern der Erde wurde die Religion als die wichtigste Angelegenheit des Lebens nicht allein von denen betrachtet,

welche dem Wege der Wahrheit folgten, sondern auch von solchen, welche sich auf die Pfade des Irrthums verloren. Die aus dem Aberglauben hervorgegangenen sonderbaren Ideen, die Verirrungen und Verbrechen des Fanatismus haben keinen andern Ursprung. Das religiöse Gefühl, einmal auf Abwege gerathen, erhöht die menschliche Einbildungskraft, stürzt ihn oft in die größten Grausamkeiten, indem sie ihn bald auf den Schlachtfeldern Ströme von Blut vergießen, bald die schrecklichste Rache gegen Brüder ausüben, bald den Menschen selbst auf den Altären seiner Götter schlachten läßt. Man sagte, daß es keine schrecklichere Kriege gäbe, als Religionskriege, und es ist gewiß, daß sie sich vor allen andern auszeichnen durch die Leidenschaftlichkeit, womit man sie unternimmt, durch die Hartnäckigkeit, womit man sie führt, durch die schauderhaften Verheerungen, welche ihren Lauf gewöhnlich bezeichnen. Wißt ihr den Grund davon? Weil, wenn das Interesse der Religion auf dem Spiele steht, der Mensch durch die mächtigste Triebfeder bewegt wird, welche auf sein Herz wirken kann. Das Vermögen, das Leben seiner Mitmenschen, sein eigenes, Alles dieses ist Nichts in seinen Augen, sobald sich es um das handelt, was das Wichtigste und Erhabenste auf der Erde und im Himmel ist. Die irdischen Interessen verschwinden vor den himmlischen, die Materie vor dem Geist, das Geschöpf vor dem Schöpfer, das Endliche vor dem Unendlichen, die Zeit vor der Ewigkeit. Was vermögen alle Deklamationen gegen eine unbezweifelte, allgemeine und unzerstörliche Thatsache? Wozu soll es dienen, daß man sich gegen die Vorurtheile, gegen die Verblendung, wenn man will, gegen den Aberglauben und Fanatismus in heftige Schmähungen ausläßt? Warum wird gegen das ganze Menschengeschlecht ein Angriff gemacht? Es bezeichnet dieß nur einen Umstand, nämlich, daß man die Wahrheit verkennt; denn man verkennt wirklich die Wahrheit, wenn man unnützer Weise gegen die Natur der Dinge protestirt; man verkennt die Wahrheit, wenn man mit Worten gegen Thatsachen kämpft; wenn man glaubt, mit hochtrabenden Redensarten dem entgegenzuarbeiten, was in dem Innersten der Herzen seine Quelle hat. Man

predige der Menschheit, wir haben Nichts dagegen, allgemeine Brüderlichkeit vor; man lehre den Menschen gegenseitige Nachsicht, man bestehe auf der Nothwendigkeit, an die Stelle der Gewalt, die Mittel der Ueberzeugung zu setzen; man vermeide auf solche Weise das Blutvergießen und die Anwendung der rohen Gewalt; aber man soll auch die Ursache dieser Verirrungen zu erkennen wissen, die man vermeiden will; man vergesse nicht, daß die Religion für den Menschen ein Bedürfniß ist, und daß man dieses Bedürfniß befriedige durch eine größere Verbreitung der Wahrheit und der Tugend, damit es nicht eine schändliche und verbrecherische Befriedigung aufsuche auf den Abwegen des Irrthums, oder in den furchtbarsten Eingebungen der Leidenschaften.

Ohne Zweifel werden unsere Gegner in der menschlichen Gesellschaft zwei ganz verschiedene Zustände unterscheiden: ihre Kindheit und ihr männliches Alter, die Zeit der Unwissenheit und die der Aufklärung. Für das erste Alter werden sie die den religiösen Doctrinen zugestandene Wichtigkeit zugeben, für das zweite aber die Gleichgiltigkeit gegen dieselben Doctrinen als eigenthümlichen Charakter beanspruchen. „Seht dieses Europa, werden sie uns sagen, dieses Europa, wo während so vieler Jahrhunderte in Religionskriegen Ströme von Blut vergossen wurden, sehet es jetzt zufrieden und ruhig, da es sich durchaus nicht mit dem beschäftigt, was für eine andere Welt als diese gilt, einzig beschäftigt mit dem Wohlsein des gegenwärtigen Lebens, mit der Vermehrung seiner materiellen Reichthümer, nur mit dem Fortschritt der Künste, welche die Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens zum Zweck haben. Die Entwickelung der Aufklärung und der Wissenschaft verscheuchten die religiösen Vorurtheile. So vergißt der zum reifen Alter gelangte Mann das Spielzeug seiner Kindheit und die Zerstreuungen seiner Jugend.“ ... Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß Europa wirklich in einen beweinenswerthen Indifferentismus versunken ist; wir haben nur zu oft schon diese unheilvolle Thatsache beklagt, als daß wir sie in einem Augenblick entkräften sollten, wo sie sich gegen den Gegenstand unseres gegenwärtigen Beweises zu erheben scheint. Indessen

wollen wir doch bemerken, daß viel Uebertreibung in dem ist, was man über die geringe Theilnahme und Wichtigkeit sagt, welche den religiösen Fragen geschenkt werde, und daß man diese Thatsache über die Massen vergrößert, weil man sie unter einem falschen Gesichtspunkte betrachtet. Wenn es sich darum handelt, diese Klasse von Thatsachen gehörig zu würdigen, welche auf den Verstand und den Willen des Menschen Bezug haben, so darf man den Geist der Zeit nicht aus dem Gesichte verlieren; denn nach diesem Geiste ändern die Thatsachen ihre Bedeutung und Tragweite, so zwar, daß Symptome, welche in einer gegebenen Zeit untrüglich wären, zu einer andern Epoche betrachtet, keinen Sinn mehr haben. Es ist gewiß, daß, wenn man nach den Kriegen, zu denen sie die Veranlassung oder den Vorwand geben mußten, die Wichtigkeit der religiösen Fragen in unserem Jahrhundert beurtheilen wollte, es ganz natürlich wäre, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Religion aus der Mitte der Nationen Europa's verschwunden ist. Aber wenn man genau beobachten will, daß Europa in den Angelegenheiten jeder Art, wie wichtig sie auch sein mögen, sich täglich mehr von der Anwendung gewaltsamer Mittel entfernt, daß die Diskussionen der Presse an die Stelle der That, und die diplomatischen Verhandlungen an die Stelle der großen Völkerkämpfe getreten sind, so wird man bald sehen, daß das aus religiösen Beweggründen und Vorwänden vergossene Blut ein schlechter Barometer ist, um zu bemessen, welches Interesse man noch an die Religion knüpft. Wenn man sich darnach richten müßte, dann hätte wirklich weder die Industrie, noch der Handel, weder die Ehre der Nationen, noch die Freiheit der Völker in Europa eine Wichtigkeit, weil keine dieser Fragen durch die Gewalt der Waffen entschieden wird.

Um heut zu Tage richtig bemessen zu können, welche Wichtigkeit eine Sache in den Augen der öffentlichen Meinung habe, muß man auf die Stelle sehen, welche sie in den Diskussionen der Presse einnimmt. Abgesehen von ausnahmsweisen Umständen, wo die Interessen einer Partei, einer Fraction, einer geringen Anzahl von Leuten, gewissen Fragen eine erkünstelte Wichtigkeit

beilegen, die sie an und für sich bei Weitem nicht verdienen, ist die Presse ein ziemlich sicherer Barometer, um sich eine richtige Vorstellung von der Stelle zu machen, welche irgend ein Gegenstand in der Geisteswelt einnimmt; zumal wenn man die Presse in den ernsten Werken betrachtet, deren Abfassung und Veröffentlichung, weniger als die andern, unter dem Einflusse der Interessen des Augenblickes gestanden sind. So ist die Stelle, welche die Presse jeder Art diesem oder jenem Gegenstande einräumt, in gewisser Hinsicht das Maß für die Aufmerksamkeit, welche das Publikum ihm schenkt. Wenn wir an diese an und für sich ebenso einfache, als auf die Natur der Dinge und den speziellen Charakter unserer Zeit so fest gegründete Regel uns halten und über die Wichtigkeit urtheilen wollen, welche die religiösen Ideen auf die Geister ausüben, so werden wir finden, daß der Indifferentismus, wie ausgebreitet er auch sein mag, es aber dennoch bei Weitem nicht in dem Maße ist, als mehrere Indifferentisten uns glauben machen möchten. Die über die religiösen Materien veröffentlichten Werke sind so zu sagen nicht zu zählen; und rechnen wir dazu noch die periodischen Schriften, so wird es schwer sein, uns ein soziales, ein politisches, administratives, industrielles, wissenschaftliches und literarisches Interesse zu zeigen, welches für sich allein eine größere Seitenzahl ausfüllt, als man den religiösen Interessen gewidmet hat.

Auch muß man bemerken, daß diese Erwägung um so bedeutsamer ist, als man zur Liste der Werke, welche die Wichtigkeit der Religion beweisen, auch diejenigen hinzufügen muß, welche es sich zur Aufgabe machen, sie anzugreifen, ebenso gut als die, welche sie vertheidigen. Auf den ersten Blick könnte das als ein Widerspruch erscheinen, und doch ist es eine unbestreitbare Wahrheit. Je gewaltsamer der Angriff auf einen Gegenstand ist, desto einleuchtender ist auch die Wichtigkeit, die man ihm beilegt, die Kraft, die man ihm zutraut, die Nothwendigkeit, in der man sich glaubt, ihn zu zerstören und zu vernichten. Das Schwache ist der Mühe eines Angriffes nicht werth, die Verachtung allein rächt sich an ihm; was nur ein kurzes Dasein hat, verdient nicht

die Ehre eines langen und mühevollen Krieges; die geistreichen Männer haben andere Gegenstände, um sich darin mit mehr Vortheil und Ruhm zu zeigen, um sich ihnen mit der Versicherung zu widmen, die Theilnahme eines großen Theiles ihrer Leser zu erregen. Im Vergleich zur Religion findet nichts Aehnliches statt; nicht allein diejenigen, welche sich zu verschiedenen Religionen bekennen, sind gegen einander im Streit, sondern sogar jene, welche an keine glauben, lassen nicht nach, alle, und hauptsächlich das Christenthum mit einer unbegreiflichen Erbitterung anzugreifen. Ganz besonders zeigt sich diese traurige Erscheinung in Deutschland und Frankreich. Wenn es wahr ist, daß die eigentlich sogenannte Schule Voltaire's in argen Mißkredit gefallen ist, so ist es auch nicht weniger wahr, daß viele Schriftsteller nach ihrer Weise dieses heillose Werk mit vielleicht weniger abstoßenden, aber gerade deßhalb um so gefährlicheren Formen fortsetzen.

Es steht also fest, daß die Religionskriege auch in unserm Jahrhunderte noch fortdauern; nur tragen sie den eigenthümlichen Charakter, welcher ihnen das Siegel der Zeit aufdrückt; früher schlug man sich in Schlachten, jetzt in Schriften.

Selbst die Regierungen, die dem Anschein nach stark vom Indifferentismus angesteckt sind, beschäftigen sich mehr damit, als man glauben sollte. Werfen wir einen Blick auf ganz Europa, und wir werden die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt finden. Niemand entgeht die hohe Wichtigkeit, welche man in England den religiösen Angelegenheiten beilegt; wäre es auch nur wegen der Beziehungen, welche in dieser Hinsicht zwischen der englischen Regierung und dem unglücklichen Irland festzustellen die Aufgabe ist. Man glaube übrigens ja nicht, daß die religiösen Fragen in England nur wegen des Eigennutzes Theilnahme erregen; die Regierung beschäftigt sich damit, weil das Volk selbst sie nicht vergessen hat, weil die englische Nation viel mehr von der Anarchie des Glaubens, der natürlichen und unausbleiblichen Folge des Protestantismus, als von einem wirklichen Unglauben zu leiden hat.

In Frankreich ist die berüchtigte Frage von der Lehrfreiheit,

wiewohl sie nur oberflächlich betrachtet und dem Anschein nach als rein wissenschaftlicher und administrativer Art genommen werden kann, doch im Grund ganz besonders religiöser Natur. Was hier in Frage steht, ist nicht gerade die größere oder geringere Ausdehnung der Regierungsvorrechte und der von dem Staate abhängigen Lehrkörper; sondern es handelt sich darum, zu wissen, ob die Geistlichkeit das Recht zu unterrichten erhalten soll, ob man die Stiftungen vermehren muß, in denen der religiöse Glaube vorherrschend sein wird. Der Streit besteht zwischen den mehr oder weniger offen auftretenden Schülern Voltaire's, welche sich bemühen, ein verhaßtes Monopol, eine usurpirte Gewalt zu behaupten, und den aufrichtigen Katholiken, welche es unternommen haben, die Usurpation zurückzuweisen und das Joch der Sklaverei abzuschütteln, welches man ihnen unter dem falschen Namen der Freiheit auflegt.

Man erinnert sich des Aufsehens, welches vor Kurzem in Deutschland die Streitigkeiten gemacht haben, die durch die Wichtigkeit veranlaßt wurden, welche die Regierungen dieses Landes der religiösen Frage schenkten. Indem wir die Debatten von mittelmäßigem Interesse zwischen den Katholiken und Protestanten bei Seite lassen, fragen wir, ob Jemand die Angelegenheit des Erzbischofes von Köln vergessen haben kann. Das von der preußischen Regierung gegen die Katholiken eingehaltene Benehmen ist der beste Beweis von dem Schrecken, welchen die Fortschritte dieser Religion einflößen; die protestantischen Minister zu Berlin sind nicht weniger bestürzt, als die Glieder der Kirche von London und Edinburg. Was die russische Regierung anbelangt, so weiß man, mit welchem Eifer und welcher Erbitterung sie ihr gottloses Werk verfolgt, alle Unterthanen des großen Reiches vom Katholizismus abzubringen, indem es denselben den Gehorsam gegen den obersten Hirten verbietet, indem es ihnen durch alle mögliche Mittel jede Verbindung mit dem Stuhle des heiligen Petrus abschneidet; man weiß, daß man so weit gegangen ist, daß man zu Mitteln, die von dem Geiste unseres Jahrhunderts gänzlich verworfen werden, seine Zuflucht nimmt, indem man mit unge-

heurem Kraftaufwand auf religiöse Verfolgung sinnt, die genau an jene unglücklichen Zeiten erinnert, wo der Herr sich vornahm, seine Kirche zu reinigen, wie das Gold im Schmelztiegel.

Daraus ziehen wir den Schluß, daß der Indifferentismus, wie groß und wie verbreitet man ihn auch glauben mag, doch nicht dahin gekommen ist, daß er die Religion vergessen macht, und daß sie noch den Geist der Unwissenden und der Gelehrten, der Völker und der Regierungen beschäftigt. Wir sind wirklich allzusehr dabei betheiligt, als daß es möglich wäre, sie aus unserem Gedächtnisse zu verdrängen; sie hat allzu viel Einfluß auf unsern gegenwärtigen Zustand, eine allzu bestimmte Wirkung auf unsere Zukunft in der Ewigkeit, als daß diejenigen, welche sie aus dem Herzen der Menschen ausrotten, und aus den sozialen Institutionen vertilgen wollen, mit ihrem verderblichen Vorhaben zum Ziele gelangen könnten. Vergeblich müht und zappelt sich der Egoismus gegen die Religion ab; der Egoismus kann sich nicht erwehren, auch manchmal zu fragen, was aus dem von ihm angebeteten Götzen morgen werden wird, aus diesem Ich, dem er sich ganz weiht; der Egoismus erkennt wohl, wie große Thorheit es wäre, sich gegen unabweisbare und unzerstörbare Thatsachen den Kopf zu verstoßen, sich blindlings in die unbekannten Tiefen eines Abgrundes zu stürzen, der seine Opfer nicht mehr zurückgibt. Vergeblich spricht man von Muth, und behandelt als Engherzigkeit die heilsame Befürchtung in Betreff dessen, was nach dem Tode kommen kann; da gibts keinen Muth, wo keine Feinde zu besiegen sind, sondern ein ewiges Elend auszuhalten; es gibt keinen Muth, wenn ein Geist gegen die Allmacht Gottes seine Kenntnisse und seine Thätigkeit entwickelt, gegen denjenigen, dessen Stimme das Nichts befruchtet, und die Säulen des Himmels beben macht. Der Muth, die Festigkeit, die Uneigennützigkeit, die Selbstverläugnung sind Worte ohne Bedeutung, wenn die damit bezeichneten Gefühle keinen Gegenstand, keine Hoffnung haben, keinen Impuls, keine Stütze, keine von jenen Triebfedern finden, welche das Herz des Menschen in Bewegung setzen können. Ewigkeit.... gibt es einen furchtbareren Gedanken? Ewigkeit

des Elends! ohne Ruhm, ohne Resultat, ohne Hoffnung! Wie wollt ihr, daß der Mensch nicht schon bei dem Gedanken daran bebe? Wie wollt ihr, daß er seine Augen davon wegwende, daß er ruhig an dem Rande eines Abgrundes schlafe, in dessen Tiefe er in einigen Augenblicken hinabstürzen soll? Löscht die Fackel seines Verstandes aus, entkleidet ihn der Selbstliebe, ersticket sogar seine Leidenschaften und Triebe, das heißt, vernichtet seine Natur; dann, aber nur dann wird es ihm möglich sein, nach euren Grundsätzen des Indifferentismus sich zu bequemen.

Spaniens Allianzen.

Erster Artikel.

Allianz mit England.

Es ist jetzt in Spanien so ziemlich die gefährliche Meinung verbreitet, daß wir genöthigt seien, mit Frankreich oder mit England verbindet zu sein. Von den zwei Parteien, die sich den Sieg streitig machen, hat jede für sich dazu beigetragen, diesen verderblichen Irrthum fortzupflanzen und Wurzeln treiben zu lassen. Sie mögen wohl gegen das Gegentheil protestiren, aber es ist so klar als die Sonne, daß die eine uns übermäßig gegen England hindrängt, während die andere nicht weniger übertriebene Sympathien für die französische Politik an den Tag legt. Die Ausdrücke, deren wir uns bedienen, sind gewiß so gemäßigt als möglich, und wir thun es absichtlich; denn indem wir die Frage aufklären und nicht verschlimmern wollen, möchten wir, welches auch im Uebrigen unsere Ansicht über diese Tendenzen sein mag, doch nicht den Parteien die Worte Abhängigkeit, Servilismus, völliges Verzichten auf die Nationalehre vorwerfen, welche sie sich mit so viel Unklugheit entgegenhalten. Wenn wir aber so verfahren, so geschieht es durchaus nicht, als ob wir nach Unparteilichkeit streben, um uns Wohlwollen zu erwerben; unsere Ueberzeugungen sind bekannt; wenn man die Wahrheit sagen muß, so wissen wir uns ohne Umschweife auszudrücken und sie ganz zu sagen. Aber da wir bei dem Gegenstande, der uns beschäftigt, so wie bei vielen andern überzeugt sind, daß die beiden

Parteien sich Fehler vorzuwerfen haben, so hielten wir es für angemessen, uns in gleicher Weise von der einen wie von der andern entfernt zu halten.

Die Allianz mit England ist bereits in solchen Mißkredit gefallen; sie hat in der ungeheuern Majorität der Nation so tief gewurzelte Antipathien erzeugt, daß es keiner langen Reden bedarf, um zu beweisen, daß sie nicht allein unnütz, sondern sogar höchst nachtheilig und gefährlich wäre. Mit Ausnahme einer sehr geringen Anzahl Männer, welche nach ihren Grundsätzen, ihren Antecedenzien oder aus gewissen Privatrücksichten als eifrige Vertheidiger des englischen Einflusses sich zeigen, ist die grosse Masse der Spanier, ohne Unterschied der Partei, ganz offen gegen jede Allianz mit England, und neigt sich ganz sichtlich zum Mißtrauen gegen diese Macht, so sehr sogar, daß sie nur die durch den Frieden und die Harmonie unumgänglich gebotenen Beziehungen zu ihm beobachtet wissen will. Und gewiß die Ursache einer solchen Abneigung läßt sich nicht schwer erkennen; dazu hat man nicht gerade eine tiefe politische und diplomatische Kenntniß nöthig; man sieht es auf den ersten Blick, was sich die Halbinsel von seiner Vertraulichkeit mit England erwarten darf.

Wenn man die Verhältnisse der beiden Nationen prüft, so sieht man deutlich, daß kein Band vorhanden ist, welches sie vereinigt halten könnte, daß Alles, was man in diesem Sinne thun wird, nothwendigerweise erkünstelt und folglich von nicht gar langer Dauer sein wird. Man darf wirklich nicht aus dem Gesichte verlieren, daß die Stärke und Festigkeit der Allianzen nicht von dem Willen der sie schließenden Regierungen abhängen; das Gefühl der Völker ist deren wesentliche Grundlage, und man darf sich nicht von einem solchen Elemente trennen, wenn man etwas Dauerhaftes und Fruchtbringendes gründen will.

Wenn wir diesen Grundsatz auf eine Allianz Spaniens mit England anwenden, so finden wir uns veranlaßt zu bemerken, daß hier keine der Bedingungen vorhanden ist, welche in solchem Falle die Knoten knüpfen und befestigen, welche die Regierungen geschürzt haben.

Vorerst sprechen die zwei Völker zwei ganz verschiedene Sprachen, und niemals haben zwischen ihnen solche Berührungen stattgefunden, die geeignet wären, das Verständniß der zwei Sprachen zu erleichtern. Und das ist kein unbedeutendes Hinderniß für die Freundschaft eines Volkes zu einem andern; ein Hinderniß, das in Bezug auf Frankreich nicht vorhanden ist, erstens weil die Sprache dieses Landes unter uns außerordentlich verbreitet, dann, weil sie an und für sich weniger schwer ist, und endlich weil die Beziehungen dieser zwei Länder immer inniger gewesen waren; dazu kommt der Aufschwung, welchen die französische Literatur unter uns genommen hat, seitdem die Nachkommenschaft Ludwigs XIV. den spanischen Thron einnimmt.

Die Religion der Spanier ist sehr von der in England herrschenden verschieden, und dieser so wichtige Umstand wird noch unterstützt durch Traditionen, die der Freundschaft der zwei Völker nicht sonderlich günstig sind. Es sind noch nicht aus ihrem Gedächtnisse verwischt die Erinnerungen an die Regierung eines Philipp II., dieses strengen Vertheidigers des Katholizismus in Spanien und in dem übrigen Europa, und an die Regierung einer Elisabeth, dieser erbitterten Feindin des nemlichen Katholizismus in dem ganzen Umfang ihrer Staaten, und deren Einfluß und Verwendung zu Gunsten des Protestantismus sich so sehr als möglich über die andern Nationen erstreckte.

Die Sitten der beiden Völker haben keinen Berührungspunkt, keinen Zug von Aehnlichkeit; und jeder Spanier fühlt, wenn er den Fuß auf den englischen Boden setzt, instinktmäßig diesen Gegensatz. Welcher Beweggrund auch die beiden Nationen in einer gegenseitigen Absonderung fortwährend erhalten haben mag: so viel ist gewiß, daß man kein Mittel sieht, sie einander zu nähern. Die Gesetze der beiden Länder, die Regierungssysteme, unter denen sie lange gelebt haben, der Mangel an Analogie in ihrer gegenseitigen Verwaltung, bekräftigen diesen Gegensatz, den so viele andere Ursachen zur Genüge begründet haben; so zwar, daß in intellektueller und moralischer Beziehung zwischen den Engländern und Spaniern keine geringere Verschiedenheit besteht, als zwischen

den nebelreichen Ufern der Themse und dem bezaubernden Gestade des Quadalquivir und des Tajo.

Trotz dieser Antipathien dennoch eine Verbindung der beiden Nationen wollen, wäre ein gefährliches Unternehmen; wollte man sich der Hoffnung hingeben, daß zwischen diesen zwei Völkern Freundschaft und Brüderlichkeit und folglich eine feste Allianz zwischen ihren Regierungen entstehen könnte, da doch so viele Umstände auf ihre Trennung hinzielen, so wäre es eine nicht weniger unverzeihliche als gefährliche Illusion.

Nun und nimmermehr kann, so lange das gegenwärtige Verhältniß der beiden Nationen dauern wird, zwischen England und Spanien eine Allianz stattfinden, ohne daß sich das Madrider Cabinet dem von St. James unterwirft, ohne daß wir unsere Interessen denen Großbritanniens zum Opfer bringen. Die gegenseitigen Zugeständnisse werden nichts Anderes sein, als ein mehr oder weniger durchsichtiger Schleier, womit man das Opfer bedecken will, welches die eine der befreundeten Nationen dem Ehrgeiz der andern gebracht hat.

Und der Grund von der eben ausgesprochenen Behauptung ist nicht schwer zu errathen. Es besteht ein wirklicher Gegensatz zwischen den Interessen der zwei Völker; die Entwickelung der einen wird immer auf Kosten der andern geschehen. Wir kennen recht wohl die großartigen Schlaraffenlandslehren, die gerade in unserer Zeit über die Gemeinschaftlichkeit und Identität der Interessen aller Nationen verbreitet werden; aber ohne in Abrede zu stellen, daß es gewisse Punkte gibt, worin sich wirklich die Interessen Aller berühren und vereinigen, glauben wir für unsern Theil, daß es noch mehr andere gibt, in denen sie sich nothwendiger Weise schnurstracks entgegenstehen; daß demnach die Rivalität unvermeidlich ist, und daß jeder bestrebt sein muß, aus seiner Lage den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, ohne sich jemals von den Gesetzen der Gerechtigkeit zu entfernen. Die Wahrheit dieser Bemerkungen ist eben so leicht begreiflich, als es nicht schwer einzusehen ist, daß zwischen den Interessen des Verkäufers und des Käufers ein Unterschied ist, oder noch mehr zwischen den

Interessen zweier Verkäufer, die sich auf dem nemlichen Markte zusammen finden, zweier Kandidaten, die sich um die nemliche Stelle bewerben, zweier ehrgeizigen Nebenbuhler, die sich ein Ziel setzen, wovon nothwendig der eine oder der andere ausgeschlossen werden muß.

England steht in politischer und merkantilischer Hinsicht mit Spanien in Opposition; die eine der zwei Nationen kann sich nur vergrößern, indem sie der andern einen unvermeidlichen Schaden verursacht. Lassen wir die kommerzielle Frage auf einen Augenblick bei Seite, um das schon tausendmal Gesagte nicht zu wiederholen, und stellen wir uns auf einen ziemlich breiten und erhabenen Standpunkt, so daß man kein Provinz-Interesse annehmen kann. Kann es für Großbritannien angenehm sein, daß die spanische Nation aus diesem Zustand der Erniedrigung, in dem sie wirklich ist, herauskomme, daß sie trachtet, den ihr unter den europäischen Nationen gebührenden Rang einzunehmen? Muß die Frage nicht offenbar verneint werden? Wer das Gegentheil behaupten wollte, müßte vor allen Dingen, um seiner Meinung auch nur den Schatten von Wahrscheinlichkeit zu geben, von der Karte der Halbinsel den so wichtigen Punkt Gibraltar wegwischen, weil auf dieser spanischen Festung die englische Flagge weht. Sodann müßte er von der nemlichen Karte dieses Königreich Portugal verschwinden machen, das Nichts weiter mehr ist, als eine britische Kolonie. Ausserdem müßte er beweisen, daß England diesem reichen Blumenwerk seiner Krone keine Wichtigkeit beilegt, und daß seine Staatsmänner blind genug wären, um die Gefahr nicht zu sehen, die ihm drohte, sobald Spanien seine alte Macht wieder erlangt hätte. Auch hätte er noch den Beweis zu liefern, daß, selbst unter der Voraussetzung, daß die Topographie der Halbinsel nicht auf das Deutlichste zeigte, daß sie nur eine einzige Nation bilden sollte, der spanische Einfluß nicht wenigstens mit vollem Recht in Portugal das Uebergewicht haben sollte. Ferner müßte er beweisen, daß ein Königreich, welches sich der nöthigen Kräfte bewußt wäre, um sich den größten Eventualitäten furchtlos unterziehen zu können, nicht auf alle möglichen Mittel

sinnen, nicht alle Berechnungen zusammenstellen, nicht alle seine Hilfsquellen erschöpfen, nicht jede günstige Gelegenheit ergreifen, oder sogar hervorrufen würde, um sich von Neuem Gibraltar's zu bemächtigen und diese vorgeschobene Schildwache Englands aus seinem Gebiete zurückzuwerfen.

Dann sogar, wenn es keine anderen Ursachen zu einer Opposition zwischen den englischen und spanischen Interessen gäbe, wären die von uns angeführten sicher mehr als genügend, um darzuthun, wie sehr diese Opposition lebendig und tief begründet ist. Die Geschichte und die Erfahrung lehren uns übereinstimmend, daß manchmal Gründe von viel geringerer Bedeutung genügen, unvertilgbare Rivalitäten zu erzeugen, oder sogar die blutigsten Kriege zu erregen. Da der Besitz einer unbedeutenden Insel in Gegenden, die dem Anscheine nach nichtssagend sind, die mehr oder weniger gewissenhafte Demarkation einer Grenze, eine Festung auf einem Punkte, der an und für sich ohne Einfluß ist auf die militärischen Operationen, ein Stückchen Land am Ende einer entfernten Provinz, in den Angelegenheiten eines am äusserſten Ende der Erde gelegenen Landes das Uebergewicht zu behaupten, und hundert andere noch unwichtigere Beweggründe schon hinreichen, alle Anstrengungen der Diplomatie in Anspruch zu nehmen, und sogar auffallende Zerwürfnisse zu verursachen; was würde man nicht dann erst thun, wenn es sich darum handelt, über ein ganzes Königreich Einfluß zu gewinnen und auszuüben, welches für alle militärische, politische und merkantilische Operationen, die das Mittelmeer, den Westen Europa's und alle Küsten Afrika's zum Schauplatz haben können, die vortheilhafteste Lage hat; über ein Königreich, welches unter den Trümmern seiner ehemaligen Größe noch Inselgruppen besitzt, die außerordentlich günstig gelegen sind, um auf dem Wege von Europa nach Amerika, Asien und Afrika als Stappelplätze zu dienen? Was wird man nicht thun, wenn Gibraltar, dieser Schlüssel der Halbinsel und des Mittelmeeres, dieser Stützpunkt, von wo aus man seinen Einfluß auf der Halbinsel, in Afrika und auf dem atlantischen Ozean geltend machen kann, in Frage stehen wird? Nein, das

verschmitzte, vorherberechnende England wird niemals so weit im Stumpfsinn und in der Verblendung kommen, daß es das nicht sehen sollte, was klarer ist, als das Tageslicht; denn von dem Augenblick an, als Spanien seinen Glanz und seine Macht wieder erlangt hat, als der kastilische Löwe mit dem englischen Leoparden seine Kräfte zu messen vermag, wird eine Rivalität beginnen, die sich bald auf das Schlachtfeld verpflanzte und wovon das Endresultat wäre, unserem Vaterland den Rang wieder zu geben, welchen die Natur ihm angewiesen hat. Wenn Lord Clarendon und Sir Robert Peel mit dem Schein der großherzigsten Gefühle, uns in der Hoffnung unseres Wohlstandes, unseres Glückes und unserer Unabhängigkeit wiegen, so müssen wir wohl beherzigen, daß diejenigen, welche in solcher Weise sprechen, keine enthusiastische Schriftsteller, oder begeisterte Dichter sind, welche sich in glänzenden Illusionen, in reinen und aufrichtigen Träumereien, in großartigen Schlaraffenlandsideen über das Wohl der Menschheit gefallen; sondern daß es Englands Staatsmänner sind, welche die Aufgabe haben, die Interessen ihres Landes zu vertheidigen und zu schützen, die so gestellt sind, daß sie Alles voraus sehen, was denselben günstig oder schädlich sein kann; wir müssen bedenken, daß diese Leute, um die Größe, den Wohlstand und Einfluß ihres Vaterlandes zu fördern, ihr ganzes Leben damit zubringen, daß sie unterhandeln, intriguiren und kombiniren. Werfen wir sodann einen Blick auf Lissabon und Gibraltar und wir werden plötzlich ohne andere Erwägung die schmeichelhaften Eindrücke verschwinden sehen, welche die großartigsten Versprechen, die lebhaftesten Betheuerungen einer reinen Freundschaft und einer edlen Sympathie auf uns machen konnten.

Wenn das bisher Gesagte genügt, um deutlich zu beweisen, daß England ein mächtiges Interesse daran habe, daß Spanien sich niemals aus dem Zustande der Erniedrigung erhebe, in den es versunken ist, so haben wir doch noch andere Gründe, welche diese Wahrheit mit einer solchen Klarheit beweisen, daß kein Einwurf möglich ist. Wir beschränkten uns darauf, die spanischen und englischen Interessen nur in ihren Beziehungen zu Europa

zu betrachten; wenn wir jetzt unsere Blicke auf Amerika und Asien werfen, so finden wir dort nicht weniger triftige Beweggründe zu einer Konkurrenz und Rivalität.

Wer kann sich überreden, daß es für England angenehm ist, die Insel Cuba unter spanischer Herrschaft zu sehen? Wer sieht nicht ein, daß es hier ein Hinderniß, eine Barriere sehen muß, die es um jeden Preis beseitigen möchte? Wenn es ihm nicht möglich ist, diese kostbare Kolonie durch seine diplomatischen Winkelzüge oder durch einen Handstreich zu erlangen, wäre es dann für es nicht außerordentlich vortheilhaft, wenn es sehen würde, daß die Kolonie sich emancipirte und sich somit in eine lange Reihe von Zerrüttungen und Mißgeschicken stürzte, welche ihr nicht mehr als eine prekäre Unabhängigkeit ließen und sie in die Nothwendigkeit brächten, demüthig um die Protektion einer Großmacht zu bitten. Hätte England nicht so eine herrliche Gelegenheit, einen neuen Kanal für den Absatz seiner Waaren zu öffnen, die Lage seiner eigenen Kolonien zu verbessern, indem es die Macht einer gefürchteten Nebenbuhlerin vernichtet? Die Versuche, welche täglich gemacht werden, um uns diesen kostbaren Schatz zu entreißen, die geheimen Schliche, die man macht, um daselbst eine Insurrektion hervorzurufen, und welche man stets unter dem Namen „Liebe zur Menschheit", unter dem Schein der reinsten und brennendsten Begeisterung für das Wohl seiner Mitmenschen sorgfältig zu verbergen sucht, sind eine deutliche Antwort auf die vorgelegten Fragen. Vor Kurzem zeigte sich diese unselige Erscheinung immer unter derselben Gestalt, während Turnbull Konsul war, und das zeigte uns ziemlich deutlich, welches in den Antillen die spanischen und englischen Interessen sind. Wenn wir jetzt die Blicke nach dem Orient wenden, so sehen wir Englands siegreiche Flagge in allen Häfen China's sich entfalten; auch werden wir die Thätigkeit sehen, welche die englischen Diplomaten und Emissäre entwickeln, um aus einem Unternehmen, das die Waffen so glücklich angefangen haben, allen möglichen Vortheil zu ziehen, um die Reichthümer dieser unermeßlichen und bis jetzt der Habsucht und Begierlichkeit der Europäer verschlossenen Länder

auszubeuten. Ein neuer Horizont, eine so weite Zukunft, daß das Auge ihre ganze Ausdehnung nicht überschauen kann, öffnet sich der Thätigkeit, der fieberartigen Hitze dieser großen Nation, welche in den Grenzen der Erde sich eingeengt zu fühlen scheint. Die eisernen Thore, welche die Bewohner des himmlischen Reiches während eines Zeitraumes von dreißig Jahrhunderten von dem übrigen Universum abgeschieden hielten, sind vor den Kanonen der englischen Armee gefallen, und die Mandarinen, welche sich hinter ihren Wällen für unangreifbar und unbesieglich hielten, sahen sich genöthigt, auf den Knieen um Frieden zu bitten, und auf die Schiffe des Siegers zu kommen, um den Vertrag zu unterzeichnen, welchen der Befehlshaber der feindlichen Flotte mit einem geringschätzenden Stolze ihnen diktirte.

Seit diesem glänzenden Triumphe besteht das Interesse Englands darin, sich diese neue Eroberung durch alle möglichen Mittel zu sichern, sei es durch geschickte Unterhandlungen, oder durch Anwendung der Waffen, falls es nöthig wäre, zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, um immer vortheilhaftere Bedingungen zu erlangen. Gewiß wird England nicht für gut finden, den Vollzug der Verträge der Ehrlichkeit den Chinesen überlassen zu müssen; es wird zu allen erdenklichen Mitteln greifen, um sich stets auf alle Eventualitäten gefaßt zu halten. Um sich einen Schein von Philanthropie zu geben, und sich die Ansprüche auf den Titel eines Beschützers der Civilisation zu wahren, will es wohl gestatten, daß die errungenen Vortheile bis zu einem gewissen Punkt sich auch auf die andern civilisirten Länder ausdehnen, glücklich, auf solche Weise das Klagen und Murren zu beruhigen, das sich von allen Seiten gegen seinen Ehrgeiz und seine Habsucht erhebt; aber es wird Sorge tragen, daß der beste Theil der reichen Beute ihm zufalle, und eine verschmitzte Ueberwachung über alle Schritte üben, welche auf der nemlichen Bahn die andern Nationen machen können. Ebenso wird es die jetzige europäische Bewegung im Orient zu seinem einzigen Vortheil zu wenden wissen; und es wird viel sein, wenn die Manöver seiner Diplomatie, von der einen Seite auf seine kolossalen indischen Besitzungen,

und von der andern auf seine Verträge mit China sich stützend, seine Gegner und Konkurrenten nicht in neue und unentwirrbare Netze verwickeln.

Wird man etwa finden, daß, da der Zustand Englands in den Ländern und Meeren des Orient also beschaffen ist, seine Interessen sich mit den unsrigen gut vertragen? Selbst angenommen, daß der Besitz der Philippinen ihnen nicht konveniren und daß es dieselben lieber in unserer Gewalt lassen möchte, indem es sein Augenmerk auf eine andere Kolonie richtet, so ist doch wenigstens so viel gewiß, daß es nicht mit Vergnügen sehen würde, daß die Nation, welche sie besitzt, ihre Stirne erhebt, und sich mit ihm auf einen Fuß einer Besorgniß einflößenden Rivalität stellt.

Aus dem ebengegebenen Ueberblick geht deutlich hervor, daß England überall den unsern widerstrebende Interessen hat; daraus geht ebenso hervor, daß es abgeschmackt ist, ihm den Wunsch zur Förderung unseres Wohlstandes unterzuschieben, daß man mit dem größten Mißtrauen seine Freundschaftsversicherungen aufnehmen muß, und auf sein brennendes Verlangen nach der Erhaltung und Entwickelung unserer Reichthümer, nach dem Wachsthum unseres Wohlstandes, nach der Begründung unserer Unabhängigkeit und der Wiedergeburt unserer früheren Größe kein besonderes Gewicht legen darf. In allen Allianzen, die wir mit ihm eingehen, werden nothwendiger Weise unsere Interessen zum Opfer gebracht werden; reich und mächtig, wird es über unsere Schwäche und Armuth die Oberhand behaupten; ehrgeizig und habsüchtig, wird es unsern noch jungfräulichen Boden zu seinem Vortheil ausbeuten; thätig und berechnend, wird es aus unserer Kurzsichtigkeit und Laßheit Nutzen ziehen; glücklich bei unserer Erniedrigung und unserem Verfall, wird es darauf bedacht sein, uns in den Schlingen zu behalten, welche es gegen uns ausgespannt hat, und die uns schon von allen Seiten umschließen; es wird unserm Nationalstolz schmeicheln, und vertraut mit der Wirkung dieser Triebfeder wird es unter glänzenden und verlockenden Namen die Fortschritte seiner Usurpation und die gewaltsamen Eingriffe seiner Tyrannei

verbergen, gleich der täuschenden Schlange, deren Blick den schwachen Vogel, welchen sie sich zum Opfer ausersehen hat, beirrt und bezaubert.

Wenn wir so auf die Nachtheile, welche jede Allianz mit England für uns haben könnte, und auf die Gefahren aufmerksam machen, denen uns eine allzu vertrauliche Freundschaft aussetzen würde, so ist es keineswegs unsere Absicht zu behaupten, daß Spanien sich mit dieser Nation auf einen gespannten Fuß setzen, noch sich sein Mißvergnügen und seinen Haß zuziehen müsse. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß ein solches Benehmen überaus unklug wäre; ja wir wagen zu behaupten, daß unter den von der gemäßigten Partei in Spanien begangenen Fehlern einer der gewichtigsten war, England gegenüber kein besonneneres und klügeres Benehmen eingehalten zu haben. Wenn die Freundschaft dieser großen Nation für uns in der That keine Vortheile bietet, so ist es der nämliche Fall mit seiner Feindschaft; es wäre demnach für die Männer, welche mit der Leitung unserer Staatsangelegenheiten betraut sind, eine große Unklugheit, ihm für geringfügige Ursachen einen Grund zur Klage und zum Mißvergnügen zu geben, seine Empfindlichkeit zu verletzen, indem man eine allzu große Neigung oder Vorliebe für eine andere Nation zeigen würde, welche es stets, wenn auch nicht gerade als Feind, — doch wenigstens als Nebenbuhler — betrachtet hat und noch betrachtet.

Es wäre auch für den Schwachen nicht rathsam und nicht vortheilhaft, mit dem Starken eine Allianz einzugehen, denn in einem solchen Falle sieht man stets die so bekannte Fabel sich verwirklichen, wovon Jedermann auf den Gegenstand, der uns beschäftigt, die Anwendung machen kann. Die wenigen Hilfsmittel, worüber der Schwache verfügen kann, dienen ohne Zweifel als Ursache der Vereinigung; aber wenn es sich darum handelt, die errungenen Vortheile zu vertheilen, dann kommt jedesmal der beste Theil, wenn nicht das Ganze, dem Stärkeren zu, und zwar aus dem ebenso einfachen als überzeugenden Grunde, weil er der Stärkere ist. So unbestreitbar übrigens auch diese Wahrheit ist,

so folgt doch wenigstens daraus nicht, daß es für den Schwachen vortheilhaft sei, sich die Abneigung des Starken zuzuziehen; die Klugheit räth zu einem Verhalten, welches man in zwei Worten ausdrücken kann: weder Allianz noch Feindseligkeit.

Es genügt, einen Begriff von der ungeheuern Macht Englands zu haben, um zu begreifen, wie unklug es wäre, ich will nicht sagen, offen und unbesonnen seinen Zorn zu reizen, sondern sogar nur seinen Stolz zu kränken, indem man irgend einer andern Macht ein entschiedenes Uebergewicht einräumte oder auch nur eine allzu sehr hervortretende Vorliebe zeigte. England stehen zahllose Mittel zu Gebot, uns zu schaden; und obgleich wir die Ueberzeugung haben, daß es dieselben immer anwenden wird, wenn es seine Interessen erfordern, so sehen wir es doch nicht als gering und unwichtig an, was die Weisheit und der Scharfsinn des spanischen Gouvernements thun kann, um die Anwendung dieser Mittel zum Theil abzuwehren, oder ihre traurigen Wirkungen zu vermindern. Sobald das Kabinet von Saint-James die Ueberzeugung haben wird, daß das der Tuilerien zu Madrid die Oberhand hat, daß die Politik Ludwigs XIV. von Neuem die Pyrenäen verschwinden macht, wird es sogleich nicht allein unser Nebenbuhler, sondern sogar unser erklärter hartnäckiger, unversöhnlicher Feind sein. Seine Interessen und seine Ehre sogar erlauben ihm nicht, ohne tiefe Entrüstung einen Zustand der Dinge zu sehen, welcher sie so bloßgestellt sein läßt. Träte dieser Fall ein, würde es alle erdenklichen Mittel auf's Spiel setzen, um in unser Königreich Verwirrung zu bringen, unsere Kolonien zum Aufstand zu verleiten, unsern Handel zu vernichten, indem es zu unbekannten Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen würde, welche seine Staatsmänner gewiß für außerordentliche Umstände in ihren ministeriellen Mappen verborgen halten.

Welches Interesse könnten wir dabei haben, für die Kämpfe der zwei mächtigen Nebenbuhler den Tummelplatz herzugeben, uns wie ein Lamm ohne Vertheidigung zwischen zwei reißende Thiere zu werfen, welche sich dann um ihre Beute streiten, und von der einen und andern Seite seine zerrissenen Glieder weg-

schleppen? Wenn die Allianz mit England uns nicht zuträglich sein kann, wie könnte es die mit Frankreich sein? Wäre es möglich, daß wir, wenn man die Politik Ludwigs XIV. wieder herstellte, unsern Wohlstand, unser Glück und unsere Unabhängigkeit dadurch erlangten? Wäre es in irgend einem Falle, sei es nun, daß wir uns in einem Normalzustande, oder in außergewöhnlichen Verhältnissen uns befinden, wäre es unserem Lande nützlich, sich zum Trabanten der französischen Politik zu machen? Wir zweifeln sehr daran, oder um es besser zu sagen, wir sind vollkommen vom Gegentheil überzeugt. Aus vielen Gründen glauben wir, daß es für Spanien höchst wichtig ist, mit Frankreich keine allzu vertrauliche, noch ausschließende Freundschaft einzugehen; wir glauben, daß sie, weit entfernt, uns vortheilhaft zu sein, uns die folgenreichsten Nachtheile zuziehen könnte, und daß Nichts mehr geeignet wäre, uns in eine neue Reihe von Verlegenheiten und Mißgeschicken zu bringen. Ueber die englische Allianz haben wir unsere ganze Gesinnung ausgesprochen, und gewiß sind wir weit entfernt, ihr günstig zu sein; wir sind es aber ebenso wenig in Bezug auf die französische Allianz. Wir haben darüber die gleiche Ansicht, daß sie uns keinen Vortheil verschaffen kann, und daß sie im Gegentheil uns nur ebenso schwere als zahlreiche Leiden verursachen könnte. Die Kenntniß der Verhältnisse der beiden Nationen, die Lehren der Geschichte und der Erfahrung bestätigen in gleicher Weise diese Wahrheit. Der vielleicht schon allzu große Umfang dieses Artikels erlaubt uns nicht, jetzt diese Behauptungen näher zu entwickeln; wir werden sie in einem besondern Artikel behandeln, und zwar mit der Aufmerksamkeit und Ausführlichkeit, wie sie die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt.

Dasein Gottes.

Um diese Grundwahrheit zu beweisen, haben wir bei einer andern Gelegenheit unsere Beweise gegen die Zweifler gerichtet; es ist billig, daß wir jetzt an die Ungläubigen denken; nicht als ob die Beweise, wodurch wir die ersteren bekämpft haben, nicht auch gegen die zweiten stritten, da die einen wie die andern den Glauben verloren haben; aber zwischen diesen zwei Arten von Geistern einen merklichen Unterschied zugebend, wie wir es gethan haben, glauben wir, je nachdem wir uns an die einen oder die andern richten, ihnen verschiedene Erwägungen, oder die nämlichen Erwägungen zwar, aber wenigstens unter verschiedenen Formen vorhalten zu müssen. Der Zweifler sagt: Ich weiß nicht . . . . Ich zweifle . . . . Was weiß ich? . . . . Der Ungläubige: Ich glaube an Nichts. Wir wollen auf die Prüfungen dieses letzteren Ausspruchs etwas näher eingehen, ihn seines Uebermuthes entkleiden und mit aller Klarheit zeigen, daß dieses: Ich glaube an Nichts, welches gewisse Leute mit einer so vollkommenen Zufriedenheit mit sich selbst aussprechen, der Culminationspunkt der Thorheit ist und eben so sehr mit den bekannten Wahrheiten der Wissenschaft, als mit dem einfachen Menschenverstand im Widerspruch steht.

Wenn ihr sagtet, daß ihr im Zweifel seid, daß euer Geist, von dem in der Zeit herrschenden Skeptizismus fortgezogen, und durch die Illusionen und Versprechungen der Welt verführt, eine solche Abspannung und Niedergeschlagenheit fühlt, daß er die Stärke zu glauben nicht mehr hat, so würden wir es begreifen,

was es heißen soll; wir wüßten, daß ihr nicht gerade behauptet, die Religion sei wahr, aber daß ihr eben so wenig die Behauptung aufstellt, daß sie falsch sei; wir würden in euch Soldaten erkennen, die allerdings ihre Fahne verließen, die aber doch nicht so sehr gesunken sind, um sich zu empören, und sich begnügen, auf Geradewohl umher zu irren; es würde die Ungewißheit eures Ganges sogar verrathen, daß ihr euch verirrt fühlt, und daß im Grunde eurer Seele so zu sagen ein Verlangen ist, auf den guten Weg zurückzukehren. Aber wenn ihr dieses hochmüthige: Ich glaube an Nichts aussprecht, so gebt ihr damit etwas mehr als Glaubenslosigkeit zu erkennen; die ewige Wahrheit beschuldigt ihr des Irrthums; und die ehrwürdigsten, am besten begründeten Glaubenssätze werft ihr unter die Zahl der Mährchen, welche bestimmt sind, die Kinder zu unterhalten, oder der alten Legenden, welche einer begeisterten oder kranken Einbildungskraft ihre Entstehung verdanken. Auf solche Weise vergrößert ihr euer kaltes Läugnen.

I.

Es ist keine religiöse Diskussion möglich, wenn man nicht von vorn herein das Dasein Gottes zugibt. Wenn Gott wirklich nicht existirt, so gibt es keine Religion, und demnach ist Alles, was man über diesen Gegenstand sagen kann, nur eine Folge von Kindereien und Unsinn. Aus Besorgniß, es möchten diejenigen, welche an Nichts glauben, auch das Dasein Gottes unter die menschlichen Erfindungen rechnen, müssen wir diese erste Wahrheit begründen. Leider wird es heut zu Tage nöthig, Alles zu beweisen, sogar diese großen Wahrheiten, deren Unumstößlichkeit und Klarheit sie vom Gebiete der Diskussion fern halten sollte; da jedoch Alles negirt wird, so bedarf man auch für Alles der Beweise.

Diejenigen, welche die Existenz Gottes läugnen, können doch wahrlich eine solche Ansicht auf keine fremde Autorität stützen; ja, das Menschengeschlecht erklärt sich gegen sie. Deßhalb sollten sie sehr triftige Gründe haben, weil sie sich berechtigt glauben, sich

von den übrigen Menschen zu isoliren, indem sie das läugnen, was alle zugegeben haben. Was sind nun dieß für Gründe? Die absolute Negation irgend eines Grundes, das Chaos aller Ideen, die Vernichtung des Geistes. Wenn, um sich von der Existenz Gottes zu überzeugen, es nöthig wäre, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, sich in tiefe Berechnungen einzulassen, gründliche Kenntnisse der Geschichte und der Philosophie zu besitzen, so würde man begreifen, daß die Trägheit des Geistes, oder die Unmöglichkeit einer solchen Prüfung eine ähnliche Verirrung erzeugten; aber wenn es schon genügt, nur die Augen zum Himmel zu erheben, um das Dasein des Schöpfers zu erkennen; wenn die Erde uns mit jedem Schritte in ihren Reichthümern und ihrer Schönheit die herrlichsten Spuren desjenigen zeigt, den man den obersten Ausmesser genannt hat, sich dann zum Atheismus bekennen, sich für einen Atheisten halten, das ist der beweinenswürdigste Mißbrauch aller intellectuellen und moralischen Kräfte; oder vielmehr, das heißt sich bemühen, sie alle zu vernichten, indem man es verschmäht, Gebrauch davon zu machen, indem man sie verhindert, überall Den zu sehen, in welchem wir das Sein, die Bewegung und das Leben haben.

Und dennoch wollen wir uns nicht damit begnügen, die Gewißheit, die Klarheit dieser Wahrheit bloß zu behaupten, nein, wir wollen versuchen, sie wirklich zu beweisen. So viel es in unserer Macht liegt, werden wir diesen Beweis so führen, daß er sich zum Verständniß aller Geister eignet, ohne uns jedoch jemals von den Regeln der Dialektik zu entfernen; und wenn wir zuweilen Beweisgründe vorbringen, die nicht für Jedermann verständlich sind, so wird man sich erinnern, daß die Atheisten nach allen denkbaren Richtungen hin Himmel und Erde durchwühlt haben, um einen Beweis gegen das Dasein Gottes daraus hervorzuziehen.

II.

Gibt es keinen Gott, so ist das Universum und Alles, was darin ist, durch Zufall, das heißt, ohne Absicht, plan- und geist-

los gemacht worden. Alles ist einem blinden Verhängniß unterworfen, das Nichts ist, und Nichts bedeutet. Man kann von Nichts einen Grund angeben, und wenn es uns scheint, auf irgend einem Punkt der Welt zwei Wesen, zwei Phänomene zu sehen, welche sich auf wunderbare Weise anziehen, welche tiefe Beziehungen zu einander wahrnehmen lassen, welche mit einem harmonischen Ganzen nach dem nämlichen Ziele zugehen, so wird man sagen müssen, daß dieß die Wirkung des Zufalles ist, daß es keine Ordnung gibt, keine Richtung nach einem und demselben Ziele, daß dieß so ist, weil es so ist. Ist die Welt da? Ohne Zweifel. Aber wie und warum? Keine Antwort. Die Gestirne durchlaufen ihre Bahn mit einer bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit; die Beobachtung und Berechnung beweisen, daß ihre Bewegung festen Gesetzen unterworfen ist, von denen sie sich niemals entfernt hat. Wer hat ihnen diesen Weg vorgezeichnet? Wer hat ihnen diese Gesetze vorgeschrieben? Niemand; die Natur selbst. Was ist die Natur? Die Totalität aller Wesen. Demnach wären es die Gestirne selbst, welche sich die Gesetze gegeben haben; sie wären folglich mit Verstand begabt? Nein. Aber wenn sie ohne Verstand wären, wie ist es denn möglich, daß sie so bewunderungswürdige Gesetze gefunden haben, und daß sie sich in einen so vollkommenen Einklang gebracht haben.

Um zu dieser innigen Harmonie zu gelangen, die wir so sehr bewundern, hätte das Universum zuerst aus dem Nichts hervorgehen und dann durch zahllose Kombinationen durchgehen müssen, die ebenso viele Versuche zu seiner gegenwärtigen Ordnung gewesen wären. Da es keine Gründe gibt, weßhalb gewisse Atome sich unter sich eher vereinigen, als mit andern, weßhalb sie sich so gefügt, um diese oder jene Gestalt hervorzubringen, weßhalb sie sich getheilt und in diesem oder jenem Abstand verschiedene Körper gebildet hätten; wenn wir uns in die Zeiten versetzen, welche der jetzigen Welt vorangingen: so muß sich unser Geist eine schreckliche Verwirrung vorstellen, in der sich die ganze Masse der körperlichen Elemente in der finstern Unendlichkeit des Raumes herumbewegte, während die Atome nach dem Zufall,

ohne andere Ordnung, als den Mangel jeder Ordnung, ohne anderes Gesetz, als den Mangel jedes Gesetzes herumwirbelten. Daß sich ohne die Thätigkeit eines höchsten Geistes diese Welt, welche wir bewohnen, so hätte bilden können, ist eine so abgeschmackte Sache, daß man auf den ersten Blick, ohne zum Licht des Verstandes seine Zuflucht zu nehmen, bloß durch die unmittelbare Eingebung des einfachen Menschenverstandes die ganze Unmöglichkeit einsieht. Wenn man sogar die Existenz der Materie ohne Vermittlung des Schöpfers annimmt, das heißt, wenn man gern den Atheisten einen Stützpunkt gewährt, um ihr System darauf zu begründen, so wird es ihnen doch niemals möglich sein, das schadhafte Gebäude aufzuführen.

Der Zufall ist Nichts; er ist an und für sich ebenso unfähig zu ordnen, als zu erschaffen. Nehmt also den Atheisten dieses erste Hinderniß, nämlich die Erschaffung, laßt sie voraussetzen, daß die Materie vorhanden ist, daß sie ewig und nothwendig, wiewohl sie in Wirklichkeit und deutlich nur unwesentlich und endlich ist, und gerade deßhalb erschaffen worden sein mußte; haltet ihnen für den Augenblick nur die Unfähigkeit zu ordnen, wenn kein Geist da ist, entgegen, und ihr werdet sehen, daß trotz dieser ungeheuern Concession sie noch um keinen Schritt weiter kommen können.

Man ist im Allgemeinen überzeugt, daß das Wort Zufall, auf die Bildung des Universums angewendet, auch nicht den geringsten Sinn habe; und wir glauben, daß diese Wahrheit bis zu einem solchen Grad von Klarheit gebracht werden könne, daß die Abgeschmacktheit des Systemes, das da annimmt, die Welt sei durch Zufall geordnet worden, in allen Geistern von etwas Geradheit nur Entrüstung und Verachtung erregen kann. Um es zu beweisen, stützen wir uns auf die mathematischen Wissenschaften, indem wir besorgt sind, es allen unsern Lesern recht verständlich zu machen. Nehmen wir zum Beispiel ein Planetensystem an, das nur aus einer kleinen Anzahl von Körpern besteht; und sehen wir, wie die von den Astronomen sogenannten zwölf Planeten durch die einzige Wirkung des Zufalls ihre gegenseitigen Bewegun-

gen hatten kombiniren können: die Sonne mit Merkur, Venus, Märs, Jupiter, Saturn, Erde, Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta. Von vorn herein begreift man wohl, daß es kein kleiner Versuch ist, welchen wir dem Atheisten überlassen, indem wir ihm aufgeben, durch zufällige Kombinationen die Welt in Harmonie zu bringen, wiewohl wir ihm nicht allein die Materie in Unordnung, sondern sogar schon gebildete Körper, wie die Sonne, Erde, den Jupiter und die andern geben, deren Bildung ihm gewiß einige Mühe machen möchte, wenn er kein anderes Hilfsmittel, als den Zufall hätte. Aber selbst die von uns gemachten Concessionen tragen zur Verherrlichung der Wahrheit bei; wenn wir nun mit vollständiger Klarheit das Abgeschmackte der zufälligen Kombinationen darthun, indem man sie bei einer leichten Sache betrachtet, so wird die Stärke des Beweises in demselben Verhältniß, als die Schwierigkeit der Dinge, bei denen diese Kombinationen angewendet werden, zunehmen.

Nehmen wir vorerst an, daß, um die einzige Kombination zu finden, durch welche die Harmonie der Welt entstehen könnte, es nicht nöthig wäre, die Körper im Raum, ja nicht einmal in einer Ebene zu betrachten, daß es schon genügt, sie in einer gewissen Ordnung auf einer und derselben geraden Linie aufzustellen; so zwar, daß der Ordner, der sie ganz fertig empfängt, nur die Ordnung zu finden brauchte, nach welcher sie gestellt werden müssen. Um deutlicher zu sprechen, drücken wir die zwölf Körper durch folgende zwölf Buchstaben aus: A. B. C. D. E. F. G. H. I. J. K. L. und nehmen an, daß sich die ganze Geschicklichkeit des Ordners darauf beschränken soll, den gehörigen Platz für diese Buchstaben, die übrigens, wie wir gesagt haben, in einer geraden Linie stehen sollen, herauszufinden.

Sowie die Reihe mit A. B. C. D. anfängt, könnte sie begreiflicher Weise auch mit A. C. B. D. beginnen, oder mit A. C. D. B. oder mit A. B. D. C. oder mit B. A. C. D. oder mit C. A. B. D. und so weiter; ebenso ist es klar, daß der nämliche Umstand bei dem Aufstellen sämmtlicher Buchstaben eintreten wird. Nun, wir wollen unsere Leser nicht im Unklaren über die

Schwierigkeit lassen, die sich darbieten könnte, sie an ihren rechten Platz zu bringen, sondern die Zahl der möglichen Mutationen ihnen zeigen, die sicher größer ist, als man sich denkt; die Wichtigkeit der Wahrheit, die wir beweisen wollen, berechtigt uns, glauben wir, die mathematischen Wissenschaften zu Hilfe zu nehmen, denn wenn die Atheisten nicht ermangeln, in allen Wissenschaften einen Anhaltspunkt aufzusuchen, so ist es nicht billig, daß die Vertheidiger der Existenz Gottes in schlimmerer Lage sind.

Haben wir zwei Buchstaben, A. B., welche ihre Stelle ändern sollen, so ist es klar, daß wir sie nur auf zwei Arten stellen können A. B. und B. A.; die Zahl der Mutationen ist gleich zwei. Haben wir drei Buchstaben A. B. C., so können wir das A an den Anfang, in die Mitte und an das Ende setzen. Steht es am Anfang, so gibt uns dieser Buchstabe die zwei folgenden Kombinationen:

A. B. C.
A. C. B.

Setzt man es in die Mitte und B an den Anfang, so erhalten wir:

B. A. C.

ist der Buchstabe C der erste, so bekommen wir:

C. A. B.

stellt man das A an das Ende und B an den Anfang, so gibt es:

B. C. A.

steht C zu Anfang, so erhalten wir:

C. B. A.

daraus ersehen wir, daß folgendes die möglichen Kombinationen sind:

A. B. C.
A. C. B.
B. A. C.
B. C. A.
C. A. B.
C. B. A.

Zwei Buchstaben geben uns zwei Kombinationen, und drei geben sechs; das heißt: so wie wir anfangs 2 oder 2×1 hatten, so haben wir jetzt sechs, oder was dasselbe ist, $3 \times 2 \times 1$.

Wenn man uns vier Buchstaben in der Weise zu stellen gibt: A. B. C. D., so ist es klar, daß, wenn man A am Anfang läßt, wir die folgenden Buchstaben B. C. D. nach dem, wie wir es im vorhergehenden Falle gezeigt haben, auf sechs verschiedene Arten verstellen können. Stellen wir nun das B an den Anfang, so können auch die drei andern Buchstaben A. C. D. ebenso auf sechs Arten verstellt werden, wovon keine mit den drei ersteren übereinstimmen wird. Ebenso wenn man der Reihe nach das C und D an den Anfang setzt, werden wir jedesmal sechs neue Kombinationen erhalten, im Ganzen also vierundzwanzig oder 4 × 6, oder noch besser 4 × 3 × 2 × 1.

Wenn man das nämliche Verfahren verfolgt, so ist es leicht zu sehen, das fünf Buchstaben A. B. C. D. E., wovon jeder nach der Reihe die erste Stelle einnimmt, uns jedesmal vierundzwanzig verschiedene Kombinationen geben, also im Ganzen 5 × 24 oder richtiger 5 × 4 × 3 × 2 × 1.

Wenn man also das Gesetz beobachtet, welchem diese Faktoren folgen, und wenn man die Zahl der Buchstaben durch M ausdrückt, so wird die der Mutationen ausgedrückt werden durch (m — 1) (m — 2) m — 3) (m — 4) . . . . . 3 × 2 × 1; oder mit andern Worten, wenn die Zahl der Buchstaben zum Beispiel hundert ist, so wird die Zahl der Mutationen dem Produkt der folgenden Multiplikation gleich kommen nämlich: 100 × 99 × 98 × 97 × 96 × 95 . . . . 3 × 2 × 1.

Wendet man diese Theorie auf den uns beschäftigenden Fall an, so ergibt sich, daß die Zahl der für die Planeten möglichen Stellungen, wenn man sie nur in gerader Linie aufstellt, durch die folgende Multiplikation: 12 × 11 × 10 × 9 × 8 × 7 × 6 × 5 × 4 × 3 × 2 × 1 veranschaulicht wird; was nach Ausführung der Rechnung die Zahl von 479,001,600 gibt.

Derjenige also, der in dieser Zahl eine bestimmte Kombination herausfinden wollte, fände sich gerade in dem Fall, als wenn ein Mensch aus einer Urne, in welcher sich 479,001,600 Kugeln befänden, irgend eine bestimmte herauszuziehen hätte. Diejenigen, welche Lotorie spielen, wissen aus Erfahrung, ob es leicht ist, zu

treffen, wiewohl die Zahl der Loose nicht leicht fünfundzwanzig bis dreißig Tausend übersteigt und immer doch einige hundert Treffer darunter sind. Was würde erst eintreten, wenn die Zahl der Loose bei einem einzigen Treffer sich auf 479,001,600 beliefe?

Um die Unmöglichkeit, die gewünschte Zahl oder die gewollte Kombination richtig zu treffen, noch deutlicher zu zeigen, entlehnen wir der Wahrscheinlichkeitstheorie einige Lichtpunkte. Will man den Grad der Wahrscheinlichkeit berechnen, den ein zufälliges Ereigniß haben kann, so muß man erstens auf die Gesammtheit der möglichen Ereignisse aufmerksam sein, und dann die günstigen und entgegengesetzten Fälle in Betracht ziehen, und aus der Vergleichung der einen mit den andern läßt sich der Schluß ziehen, den man haben will. Wenn man so zum Beispiel hundert Kugeln, fünfzig schwarze und fünfzig weiße, in eine Urne legen würde, so wäre die Wahrscheinlichkeit für die einen wie für die anderen gleich; und diese Gleichheit der Chancen hängt von der Gleichheit der Zahlen ab. Wenn man es dem Zufall anheim stellen wollte, so dürfte die Wahrscheinlichkeit für die beiden Farben gleich sein. Aber wenn von hundert Kugeln fünfundsiebzig schwarz und fünfundzwanzig weiß sind, so mindert sich ebenso die Wahrscheinlichkeit, eine weiße zu ziehen, indem das Verhältniß der schwarzen zu den weißen wie fünfundsiebzig zu fünfundzwanzig oder wie drei zu eins ist. Daraus folgt, daß, wenn wir einen Bruch annehmen, dessen Nenner die Gesammtzahl der Fälle und dessen Zähler die Zahl der günstigen Fälle bezeichnet, so wird dieser Bruch ganz genau die gesuchte Wahrscheinlichkeit ausdrücken; so hätten wir also in den zwei vorangehenden Beispielen, für die weißen ebenso wie für die schwarzen $^{50}/_{100}$ und dann $^{75}/_{100}$ für die schwarzen und $^{25}/_{100}$ für die weißen.

Wenden wir jetzt diese Theorie auf den Hauptgegenstand unserer Diskussion an, so folgt, daß die Wahrscheinlichkeit, die richtige Kombination zu finden, durch diesen Bruch $^{1}/_{479,001,600}$ dargestellt wird; was eine so geringe Größe gibt, daß man nicht leicht einen vernünftigen Schluß darauf gründen könnte; so zwar, daß derjenige, welcher behaupten wollte, daß die gewünschte Kom=

bination nicht eintrete, 479,001,600 Mal mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätte, als der, welcher das Gegentheil behauptete. Es wäre daher anzunehmen, daß, wenn man es auf die Probe ankommen lassen wollte, eine unendliche Zahl von Jahrhunderten vergehen könnte, ehe man das verlangte Resultat bekäme.

Bisher nahmen wir an, daß die Körper auf einer geraden Linie stehen ohne allen Zusammenhang mit dem Raume, noch selbst mit einem Plan; was das Problem außerordentlich vereinfachen müßte; aber da es klar ist, daß die Körper nicht in einer solchen Stellung sind; welche neue Verwickelung würde dann nicht statt finden durch die andern in der ausgesprochenen Frage nothwendig enthaltenen Bedingungen? Um Schritt für Schritt vorwärts zu kommen, wollen wir zuerst annehmen, daß die zwölf Körper sich zwar noch auf einer geraden Linie befinden, aber so, daß diese Linie, auf der sie aufgestellt sind, auf einer Ebene eine bestimmte Lage einnimmt. In diesem Fall wächst die Schwierigkeit, durch Zufall die richtige Kombination zu treffen, so sehr, daß die Einbildungskraft es nicht erfassen kann. Wir wollen das beweisen. Wenn wir voraussetzen, daß die Körper auf einer elliptischen Fläche liegen, und daß das eine der Enden der geraden Linie, auf welche sie gestellt sind, mit dem Centrum der Ellipse zusammenfällt, so ist es klar, daß, wenn man diese gerade als Radius nimmt, man sie so drehen kann, daß sie einen Kreisbogen beschreibt, und daß in dieser Bewegung sie eine unendliche Zahl von verschiedenen Stellungen annehmen wird, die gemessen werden durch den Winkel, welchen die gerade Linie mit irgend einem beliebigen Durchmesser der Ellipse bildet.

Da es außerdem klar ist, daß wir als Mittelpunkt der Bewegung jeden beliebigen Punkt des großen oder kleinen Durchmessers annehmen können, oder sogar irgend einen Punkt aus der Unzahl von Punkten, welche sich auf der durch die schiefe Linie begränzten Oberfläche befinden, so folgt daraus, daß, um eine gewünschte Kombination zu treffen, man eine Zahl von Stellungen durchgehen muß, vor deren Größe der Geist zurückbebt. Und die vorhin durch den so kleinen Bruch von $^1/_{479,001,600}$ ausgedrückte

Wahrscheinlichkeit müßte jetzt durch einen unendlich Mal kleineren ausgedrückt werden. Die Ursache davon ist einleuchtend: es gibt stets nur einen günstigen Fall, nämlich eine bestimmte Lage, und deßhalb wäre der Zähler des Bruches immer derselbe; da nun aber die Gesammtsumme der möglichen Fälle um so größer wäre, als es mehr mögliche Lagen der Linie auf der Fläche gäbe, so folgt daraus, daß wir den Nenner mit einer Reihe unendlich großer Zahlen zu multipliziren hätten, was einen unendlich kleinen Bruch, oder eine Größe, gleich Null, geben würde.

Noch mehr: jetzt nehmen wir noch an, daß die Körper auf der nämlichen gerade Linie liegen; nun ist es aber nicht so. Demnach müßte man zu den bereits genannten Schwierigkeiten auch noch die hinzufügen, ein Vieleck zu finden, das man bilden würde, indem man die Punkte verbindet, wo die Körper in gewisser Beziehung zu einander gedacht werden könnten. Dazu kommt noch, daß die Körper nicht auf der nämlichen Fläche, sondern im Raume sind. Da verwirrt sich der Verstand und stürzt in die Unmöglichkeit, die unendliche Winzigkeit des günstigen Falles zu berechnen, der für die gewollte Kombination übrig bleibt. Wirklich zu der Schwierigkeit, welche die Linie und die Ebene schon darbieten, kommen in diesem letztern Falle noch die unendlich zahllosen Stellungen, welche die Ebene und die Linie im Raum einnehmen können. Um uns eine Vorstellung davon zu machen, denken wir uns, daß die Fläche sich um eine senkrechte Linie bewegt, und dann ist es klar, daß die Zahl der Stellungen, welche sie erhalten kann, unendlich ist, weil eine unendliche Zahl von Winkeln entsteht, welche diese Fläche mit einer anderen unbeweglichen Fläche bilden kann. Erwägen wir außerdem, daß die senkrechte, welche als Rotationsaxe dient, selbst eine Zahl unendlicher Stellungen einnehmen kann, und es ergibt sich eine Reihe von neuen Faktoren, durch welche man den Nenner eines schon unendlich kleinen Bruches noch einmal multipliziren muß.

Da seht ihr nun eine Wahrheit, welche der gemeine Menschenverstand allen Menschen beibringt, auf eine strenge Berechnung reduzirt; und das ist auch der Grund, weßhalb, wenn man

in Gegenwart eines urtheilsfähigen Menschen solche Wirkungen des Zufalls als möglich aufstellt, dieser sogleich und ohne eines besondern Nachdenkens zu bedürfen, ausruft: Es ist unmöglich, es ist abgeschmackt! Dieß kommt daher, weil der Schöpfer uns das Schauen gewisser Wahrheiten gewährt und nicht gewollt hat, daß wir nöthig hätten, zu langen Räsonnement unsere Zuflucht zu nehmen, um sie aufzufinden, und sie uns selbst zu beweisen. Und doch, es ist leider! traurig zu sagen, ist es nothwendig, hartnäckig den Beweis für das zu führen, was wir nach dem Willen des Schöpfers der Natur in unserem eigenen Innern wie eine augenblickliche Erleuchtung sehen und fühlen sollten; es gibt noch Leute, welche gegen ihre eigene Vernunft, gegen ihre innersten Gefühle sich Mühe geben, sie gegen das Dasein desjenigen, welche ihre einzige Quelle ist, zu gebrauchen.

Um den Beweis unseres Satzes zu vervollständigen, zeigen wir ihn noch unter einer Form, welche keine Anstrengung verlangt, weder von Seiten des Verstandes noch der Einbildungskraft, und welche leicht zu verstehen sein wird, selbst für die niedrigsten Geister. Denken wir uns in einem weiten Felde zwölf Pfähle mit ebenso viel Scheiben, wovon eine jede ein Numero trägt; denken wir uns weiter, daß man zwölf Schützen mit verbundenen Augen an der Hand dahinführe, und wovon jeder wieder eines der Numero auf den Scheiben hätte. Wäre es nicht die größte Thorheit, wollte man glauben, daß, wenn alle auf das Geradewohl hinschießen würden, es möglich wäre, daß jeder zufällig die seinem Numero korrespondirende Scheibe träfe? Wer sieht nicht ein, daß man während einer unbegrenzten Zahl von Jahrhunderten den Versuch wiederholen dürfte, ohne daß der Fall eintreten würde, daß auf den nämlichen Schuß der Schütze mit dem Numero 1. auch dieses Numero träfe, und ebenso der mit Numero 2., und so auch die übrigen. Denken wir uns nun weiter, daß es sich nicht um ein Feld von einigen Tagwerken, sondern von einem unendlichen Raume handelt, und schließen daraus auf die Unmöglichkeit, den zwölf Körpern eine bestimmte Stellung zu geben, ohne eine andere Hilfe als die des bloßen Zufalles.

Die vorangehenden Bemerkungen sind mehr als genügend, um den Gegenstand zu beweisen, den wir uns vorgesetzt haben; und doch ist es noch möglich, ihn bis zum höchsten Grad der Klarheit zu bringen. Die ganze Kraft des von uns vorgebrachten Beweises beruht auf der Schwierigkeit, die bestimmte Kombination der zwölf Körper im Raume zu finden, und zwar nur für einen einzigen Augenblick, abgesehen von der Dauer dieser Kombination und hauptsächlich von den steten und regelmäßigen Bewegungen, welchen diese Körper folgen müssen; und man sieht, wie viel schwieriger es wäre, wenn dieses durch die Wirkung des Zufalles eintreten sollte. Demnach würden wir, selbst zugestanden, daß man die gewollte Kombination gefunden hätte, dennoch fragen, warum die Körper daran halten mußten, und was noch wunderbarer ist, warum sie sich daran halten mußten bei einer fortwährenden Bewegung, die festen und unveränderlichen Gesetzen unterworfen ist? Wie? dem Zufall, dem blinden Zufall, diesem so ganz sinnlosen Worte, müßte man ebenfalls die bewunderungswürdigen Gesetze zuschreiben, welche die Bewegung des Universums ordnen! Wenn wir eine Anordnung, mag sie auch noch so wenig komplizirt sein, einen möglichst einfachen Kunstgegenstand sehen, so fragen wir instinktmäßig, ohne uns weiter zu besinnen, wer ist der Verfertiger, wer der Erfinder; und es fällt uns nicht einmal ein, an den Zufall zu denken, als das Mittel, irgend eine beliebige Arbeit zu erklären, denn der Zufall ist Nichts, und das Nichts kann auch Nichts hervorbringen. Da wo sich ein Wesen findet, muß ein Grund sein, um dessen Dasein zu erklären; wo wir ein Kunstprodukt finden, muß ein Künstler sein und bei jedem Anordnen nehmen wir nothwendig einen Geist an.

Zufall, in einer Welt, wo Alles berechnet und ausgemessen ist! Zufall, bei Bewegungen, welche in geradem Verhältniß zu der Masse der Körper, in umgekehrtem zum Quadrat der Entfernungen ausgeführt werden! Zufall, in dem Umlauf der Planeten, bei dem Umlauf, wo der radius vector einen mit der Zeit im Verhältniß stehenden Raum beschreibt! Zufall, daß das Quadrat der Zeiten, bei dem Umlauf der Planeten, sich verhalte wie

der Cubus der großen Axe ihrer Bahnen! Wir bewundern den geistreichen Mechanismus, jene künstliche Sphären, worauf der Geist des Menschen die Bewegung eines Planetensystems darstellt; und wir sollten nicht einen Geist erkennen, nicht die Hand der unendlichen Weisheit sehen, wenn wir die Augen zu dem großen und wirklichen Planetarium, das um uns herum thätig ist, erheben, nach jenen Körpern mit den kolossalen Proportionen, welche ihre ungeheure Bahn mit einer erschrecklichen Schnelligkeit und einer mathematischen Genauigkeit durchlaufen?

Wir haben so eben gesehen, daß die Anordnung des Planetensystems nicht ohne eine offenbare Abgeschmacktheit dem Zufall zugeschrieben werden kann; und doch ist dieses System, wie groß es auch sein mag, Nichts im Vergleich zu dem Universum. Die bis jetzt beobachteten Fixsterne machen wenigstens hundert Millionen aus; und um sich einen Begriff von der Unermeßlichkeit des durch sie eingenommenen Raumes zu machen, genügt es, daran zu denken, daß sie von uns durch Zwischenräume entfernt sind, wovon sich der Geist keine Vorstellung machen kann. Man beobachtet sie mit Teleskopen, die den Gegenstand sogar zweihundert Mal vergrößern, und nichtsdestoweniger erscheinen sie nur als strahlende Punkte. Was muß es demnach nicht für ein Abstand sein, der zweihundert Mal kleiner werden kann, ohne daß es möglich ist, es zu bemerken. Was sind diese Körper? Sind es die Mittelpunkte von Planetensystemen wie das unserige? Was ist in diesen Räumen, wo Sonnen für unsere Augen und für unsere Instrumente, so zu sagen, nur unmerkliche Punkte sind? Unser Geist versinkt unter der Last dieser Unermeßlichkeit, die Einbildungskraft ermüdet, sie zu durchlaufen, und die menschliche Seele, durch so viele Wunder zermalmt, wird verwirrt und vernichtet in Gegenwart ihres Schöpfers.

Spaniens Allianzen.

Zweiter Artikel.

Allianz mit Frankreich.

Wir wollen unser Versprechen erfüllen, indem wir die Vortheile oder Uebelstände besprechen, welche die französische Allianz für uns haben kann. Damit man aber unseren Worten keinen Sinn beilege, den sie wirklich nicht haben, müssen wir vorher bemerken, daß, wenn wir über diese Allianz sprechen, wir keine Rücksicht auf die Männer nehmen, welche gegenwärtig in Frankreich und Spanien die Zügel des Staates in den Händen halten, und daß wir von den jetzigen Beziehungen zwischen dem Kabinet von Madrid und dem der Tuilerien ganz Umgang nehmen. Wir stellen die Fragen auf ein weiteres Gebiet. Die an und für sich großen Dinge müssen in einem ausgedehnten Rahmen, bei einem reinen und weiten Horizont betrachtet werden; man entstellt und verstümmelt sie, wenn man sich bemüht, sie in den engen Kreis der politischen Parteien und der persönlichen Interessen einzuzwängen.

Wir glauben die Frage in passenden Ausdrücken zu geben, wenn wir sie in folgender Weise auffassen: Welchen Vortheil kann uns die französische Allianz bringen? Welche Uebel kann sie uns verursachen? Der größeren Deutlichkeit wegen werden wir diese zwei Punkte trennen, und sie einen nach dem andern untersuchen, obwohl sie in Wahrheit gesprochen, so innig verwebt sind, daß es uns Mühe kosten wird, diese Scheidung strenge einzuhalten.

Welche Vortheile können für uns aus der französischen Allianz

entspringen? Wir werfen unsern Blick nach allen Seiten hin, wir betrachten die Gegenstände unter allen ihren Gesichtspunkten, dem religiösen, socialen, politischen, industriellen und kommerziellen; wir gehen alle Länder und alle Seiten der Geschichte durch, wir sammeln die Lehren der Erfahrung und sprechen unsere Vermuthungen über die Zukunft aus: unter keiner Bedingung, in keiner Beziehung können wir in der Allianz mit Frankreich einen Vortheil für uns sehen. Wir sehen keinen Nutzen, allzu vertrauliche Beziehungen anzuknüpfen, wir halten es für hinreichend, mit dieser Nation in Frieden zu leben, und mit ihr das gute Einverständniß zu bewahren, das zwischen Nachbarstaaten herrschen soll.

Unsere nationale Unabhängigkeit bedarf keiner Hilfe von Seiten Frankreichs; denn der Geist der Zeit, der gegenwärtige Standpunkt der Diplomatie, unsere geographische Lage als Halbinsel, und als der äußerste Theil des europäischen Kontinents schützen uns hinreichend gegen den fremden Ehrgeiz. Nicht einmal England denkt daran, oder kann daran denken, unsere Unabhängigkeit anzutasten, es müßte denn gerade auf indirekte und versteckte Weise geschehen, durch einen Einfluß, den man unter der Form von Rathschlägen zu verbergen sucht, und durch Eingriffe, die weniger ein Befehl als eine Bitte sein werden. Auf den ersten Anblick möchte es scheinen, als ob gerade dies zu einer Allianz mit Frankreich nöthigte, damit dieses gegen das Uebergewicht des Kabinetes von Saint-James ein Gegengewicht bilde. Aber Alles wohl beherzigt, dürfen wir diesen Schluß nicht daraus ziehen; denn man kann nicht annehmen, daß das englische Uebergewicht durch den steigenden Einfluß Frankreichs beseitigt und vernichtet wird, ohne daß man wenigstens dieser letztern Nation eine allzu große Macht einräumte, was so viel hieße, als uns in einen Zustand von Abhängigkeit zu setzen, der einer großen Nation ganz und gar unwürdig ist. Um ein Joch abzuschütteln, würden wir ein anderes auf uns nehmen, das weder weniger drückend, noch weniger schmachvoll wäre.

In dieser Beziehung hat die spanische Politik über ihr Verhalten sehr leicht eine Linie zu ziehen, die sie aber auch strenge

einhalten muß, ein vollständiges Gleichgewicht zwischen den beiden rivalisirenden Einflüssen zu handhaben. Und wenn wir von diesem Gleichgewichte reden, so meinen wir damit keine Politik, welche zwischen zwei entgegengesetzten Einflüssen hin und herschwankt, die sich bald auf diese, bald auf die andere Seite neigt, und so die Nation zu einem Schauplatz von Intriguen und die Regierung zu einem elenden Spielball des fremden Ehrgeizes macht. Wenn wir das Wort „Gleichgewicht" gebrauchen, so wollen wir damit jene unabhängige und stolze Stellung bezeichnen, welche der Monarchie der großen Isabella und Philipps II. zukommt, jene Stellung, die mit Besonnenheit und Höflichkeit die Rathschläge des Fremden anhört, die sie aber mit Entrüstung zurückweist, sobald sie den Ton der Unbescheidenheit und Ueberlegenheit annehmen, jene Stellung, welche den auf das Recht gegründeten Anforderungen Gehör schenkt, und mit edlem Unwillen auf unrechtliche Anmassungen antwortet, welche endlich über eine unabhängige Feder verfügt, und von einem scharfen und kräftigen Schwert Gebrauch zu machen weiß.

Und man glaube ja nicht, daß diese Politik ein goldener Traum sei; sie ist sogar leicht ausführbar, besonders wenn wir wirkliche Staatsmänner an der Spitze der Regierung haben, welche den wahren Stand der Dinge zu beurtheilen und sich von dem Einfluß einer Coterie und sogar von dem Druck frei zu halten versteht, den die Parteien ausüben können; Männer, welche vor Allem Spanier und für die Ehre und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes begeistert sind. Gerade diese zwischen England und Frankreich bestehende Rivalität ist ein Grund mehr, um uns in einer freien, festen und ganz spanischen Stellung zu erhalten. Hätten wir nur eine dieser Mächte in unserer Nähe, so wäre es Angesichts unserer unglücklichen Lage sehr schwer, ihr nicht gegen unsern Willen eine Art von Huldigung zu erweisen. Aber jede dieser Mächte findet sich jetzt durch die andere neutralisirt; und wenn in einem Systeme sich zwei ähnliche Kräfte begegnen, so muß man, um sie im Gleichgewicht zu erhalten, vor Allem darauf bedacht sein, sie stets und in allen Punkten einander entgegen zu

stellen. Glaubt ihr, daß England so leichthin in Spanien Schwierigkeiten bereiten würde, welche einen offenen Bruch herbeiführen könnten? Glaubt ihr, daß im Falle eines Zerwürfnisses mit Frankreich, die englische Regierung so ohne Weiteres zusehen würde, wie das Kabinet der Tuilerien eine drohende Stellung gegen uns einnimmt, ohne mehr oder weniger offen die Partei des Madrider Kabinetes zu ergreifen. Glaubt ihr, daß Frankreich nicht den nämlichen Weg einschlagen würde, wenn es sich in den nämlichen Umständen befände? Es ist einleuchtend, daß jede dieser zwei Mächte, die nun einmal dabei betheiligt sind, daß die rivalisirende Macht keinen entschiedenen Einfluß über Spanien gewinne, versuchen würde, es durch alle möglichen Mittel zu verhindern, ohne sogar vor der Waffengewalt zurückzuschrecken, wenn dieses Mittel für nothwendig erachtet würde.

Die beiden Nationen werden sich zweimal besinnen, ehe sie sich in einen Kampf mit uns einließen; denn abgesehen von der gegenseitigen Furcht, welche sie sich einflößen, so hat der Unabhängigkeitskrieg allzu lebhafte Erinnerungen zurückgelassen, als daß man nicht schon vor dem Gedanken an einen Einfall in die Halbinsel zurückschaudern sollte. Zwietracht zu stiften und Intriguen zu spielen, die uns keine Ruhe lassen, ist ziemlich leicht; man bedarf dazu nur der für die geheimen Agenten nöthigen Zeit, und höchstens einiger Geldopfer; aber sich mit uns in einen Krieg einzulassen, ist eine schwierige und ernste Sache, wozu man sicherlich weder von Wellington noch von Soult die Einwilligung erhalten könnte. Ein Unternehmen, aus dem der größte Feldherr dieses Jahrhunderts nicht mit Ehren hervorging, dürfte niemals leichtfertig behandelt werden.

Dieser unsterbliche Krieg erweckte bei den Spaniern eine Energie, eine Zähigkeit, die man bis jetzt bei keinem Volke Europa's gesehen hatte. Man wird vielleicht dagegen einwenden, daß die Nation von Heute nicht mehr die von 1808 sei, daß die konstituirenden Elemente unserer Kraft sich in auffallender Weise vermindert hätten, daß die Zwietracht im Innern, welche während so vieler Jahre unsere Nation in Aufregung erhält, dieselbe zu

ihren alten und großherzigen Anstrengungen unfähig macht; aber ohne zu bestreiten, was an diesen Behauptungen Wahres ist, möchten wir ihnen doch nicht so viel Gewicht einräumen, als andere glauben, thun zu müssen. Vorerst ist es gar nicht genau, zu sagen, daß die Elemente unserer Kraft sich wesentlich geändert hätten, daß sie gar zu Grunde gegangen seien; nein sie sind nur getheilt, zerstreut ohne Vereinigungs- und ohne einen wahren Anhaltspunkt; sie erwarten, um sich zu zeigen und zu handeln, nur das Auftreten einer großen, edelherzigen, nationalen Politik, kurz einer solchen, wie sie der Ehre und der Wohlfahrt unserer alten Monarchie zuständig ist. Und unter diesem Worte „nationale Politik" verstehen wir eine Politik, deren Initiative nur einer wahrhaft nationalen Regierung zukäme, welche mit mehr oder weniger sichtlicher Neigung für die Lehren dieser oder jener Partei sich niemals dazu verstände, sich als Werkzeug irgend einer von ihnen gebrauchen zu lassen, und niemals aus dem Auge verlöre, daß die Männer, die mit der Leitung der Staaten betraut sind, sich nur von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und den großen Interessen des Landes leiten lassen dürfen. Es ist offenbar, daß man bei einem solchen Zustand der Dinge ohne Unterlaß daran arbeiten würde, so viel als möglich alle Keime der Zwietracht zu ersticken und auszurotten, das Nationalgefühl zu wecken und den Patriotismus wieder zu beleben; und wenn man auch das Vorhandensein der Parteien nicht geradezu verhindern könnte, so würde man ihnen doch wenigstens die nöthige Uneigennützigkeit beibringen, damit sie ihrem Unwillen Stillschweigen gebieten, und ihre Interessen auf dem Altar des Gemeinwohles als Opfer niederlegen, sobald die Unabhängigkeit und die Ehre des Landes dieses Opfer verlangen würde. Nach diesem Ziele hin sind die Gedanken der ungeheuern Majorität der Nation gerichtet, wiewohl das politische Fieber, welches sie schüttelt und beunruhigt, das Gegentheil anzudeuten scheint. Wenn man diese Art von Fieber näher beobachtet, so wird man sehen, daß es in einem sehr engen Kreise eingeschlossen ist. Die Gesammtheit der Spanier hat niemals an der Revolutionswuth Antheil genommen, selbst nicht ein-

mal zu den Zeiten, da sie am weitesten verbreitet zu sein schien. Selbst diejenigen, die sich in kläglichen Illusionen gewiegt hatten, kehren allmälig zu vernünftigeren Ansichten zurück; die Erfahrung hat sie von ihrem Irrthum geheilt, und der gesunde Sinn kommt in dem Maße wieder, als die Illusionen schwinden; die Menschen und die Dinge werden gerade dadurch besser kennen gelernt, und auf ihren wahren Werth reduzirt.

Es ist sogar unrichtig, daß die Energie der Spanier seit 1808 abgenommen hat, wie man wohl behaupten möchte. Wenn wir unsern Blick auf den letzten Krieg werfen, der nicht weniger, als sieben Jahre dauerte, wenn wir jeden Parteigeist bei Seite lassen, und die Dinge nur mit den Augen eines Fremden betrachten, der den verschiedenen Phasen des Kampfes folgte, so werden wir genöthigt sein, zu bekennen, daß man in der Welt nicht leicht ein anderes Volk finden könnte, welches in dem Zeitraum so weniger Jahre so viele Proben von heroischer Tapferkeit, von unerschütterlichem Muth und von unbesieglicher Zähigkeit gegeben hätte, als wir unter uns gesehen haben. Lassen wir die Handlungen der Grausamkeit, welche der Durst nach Rache und die Leidenschaften der Parteien den Kämpfenden eingaben, in Vergessenheit; lassen wir jene furchtbaren Katastrophen bei Seite, deren Andenken nur allzu treu zur Ehre unserer Nation auf die Nachkommenschaft übergehen wird; trotz dieser einzeln dastehenden und barbarischen Handlungen, die in allen Bürgerkriegen vorkommen, sehen wir im Verlauf des entsetzlichen Kampfes eine Tapferkeit, einen Stolz und einen Heroismus, der wunderbar an die Sieger von Pavia und Saint-Quentin erinnert.

Diese Thaten blieben den Augen Europa's nicht unbemerkt. Wohl ist es wahr, daß es ein barbarisches Vergnügen daran zu haben schien, den blutigen Kampfplatz zu betrachten, da es kein Mittel ergriff, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, und daß es im Gegentheil das Feuer der Zwietracht anfachte; aber wir zweifeln nicht, daß sich nicht in diese kalte Gleichgültigkeit auch ein geheimes Gefühl von Schrecken einmischte. In Navarra, in Aragonien, in Katalonien konnte man die Söhne dieser unbesieglichen

Nation wieder erkennen, welche allein, ohne ein anderes Hilfsmittel, als ihre Tapferkeit, die Herrschaft des größten Feldherrn zurückwies, und die Waffen nicht eher niederlegte, als bis er vom Throne gestürzt war. So konnte Europa, wie sehr es uns auch mit Verachtung überhäufte, dennoch sehen, was das Resultat einer Invasion in Spanien wäre. Weder Frankreich, noch irgend eine andere Nation, möchte sich in diese Sackgasse begeben, wenn man, ich will nicht sagen, die Vereinigung aller Spanier, sondern nur eine imposante Majorität bereit sieht, das Territorium zu vertheidigen.

Diese Betrachtungen geben den deutlichen Beweis, daß unsere Unabhängigkeit nicht mit Waffen angegriffen werden dürfte; wir haben Nichts weder von Frankreich noch von England zu befürchten; und um unsere Nationalität zu schützen, wollen wir nicht um den Schutz der einen dieser zwei Nationen betteln. Und dies wird noch klarer, wenn man an die Bürgschaft denkt, welche uns die nordischen Mächte verheißen, daß wir niemals von den benachbarten Nationen angegriffen werden dürfen. Es ist gewiß, daß sie niemals zu einer Zerstückelung der Halbinsel noch zu einer Unterwerfung der spanischen Standarte unter die französische oder englische ihre Zustimmung geben könnten, ohne gerade damit das europäische Gleichgewicht gestört zu sehen, für welches man schon die beschwerlichsten Anstrengungen gemacht hat und noch macht.

Nachdem wir gezeigt haben, daß die französische Allianz für die Erhaltung unserer Unabhängigkeit, das einzige Motiv vielleicht, welches gewisse Opfer begründen konnte, für uns von keinem Nutzen sein kann, so wollen wir jetzt sehen, ob die Frage, unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet, uns einige Gründe bieten kann, die Politik Ludwigs XIV. fortzusetzen. Man hört beständig wiederholen, daß diese Politik den Geist eines großen Königes in seinem Glanze zeigte, und wenn wir nicht irren, will dieß so viel sagen, als: Frankreich fand große Vortheile dabei, die Pyrenäen verschwinden zu sehen. Aber da es offenbar ist, daß wir die Dinge nicht von dem Standpunkte des französischen, sondern des spanischen Interesses aus zu betrachten haben, so muß man, wenn

man uns zu dieser Allianz überreden will, uns die Vortheile zeigen, welche früher für uns daraus entsprungen sind, und folglich auch diejenigen, welche für uns noch daraus entspringen können. Man begreift recht wohl, daß Frankreich, — welches von England nur durch einen Meeresarm getrennt ist, und welches im Norden und Osten mächtige Nationen zu Nachbarn hat, das sich in Folge seiner geographischen Lage und seiner Beziehungen zu den europäischen Mächten, beständig schwierigen Verwickelungen und gefährlichen Konflikten ausgesetzt sieht, — ein großes Interesse daran hat, sich auf die Allianz einer großen Nation von loyalem und großherzigem Charakter zu stützen. Die Allianz kann ihm in keinem Falle einen Nachtheil verursachen, es in eine schwierige Lage versetzen; aber sie kann ihm im Gegentheil von dem größten Nutzen sein in dem Falle eines Bruches mit dem übrigen Europa. Nun muß man sich fragen, ob es sich ebenso verhält in Bezug auf Spanien. Wenn man die Geschichte durchgeht, seitdem die Familie Ludwigs XIV. den Thron des heil. Ferdinand einnimmt, so zweifeln wir sehr, daß man auch nur eine einzige Thatsache finden könnte, welche dieser Allianz günstig wäre; Spanien sah sich durch Frankreich häufig in große Verlegenheiten verwickelt; der Familien-Vertrag verursachte uns große Uebel, welche durch keinen Vortheil ersetzt wurden.

Friedrich der Große sagte, daß, wenn er König von Frankreich wäre, kein einziger Kanonenschuß in Europa ohne seine Erlaubniß geschehen dürfte. Dies beweist die Nothwendigkeit, daß sich diese Nation stets in die großen europäischen Fragen einmischen, sogar die Bewegungen und Ereignisse, welche bei den andern Nationen stattfinden, fühlen und theilen und ihrerseits bei diesen tiefe Erschütterungen oder förmliche Umwälzungen verursachen muß, so oft es eine Revolution oder nur einen bedeutenden Wechsel durchmacht. In Ermangelung anderer Umstände würden diese genügen, um den Beweis zu liefern, wie unklug es wäre, allzu vertrauliche Beziehungen mit dieser Nation einzugehen; denn in diesem Falle würden wir in unserem Benehmen jenen Menschen gleichen, welche, da sie ruhig im Schooße ihrer Familie

leben können, sich unberufen in die Angelegenheiten eines fremden Hauses mischen, um hier nur bittern Verdruß und Gefahren jeder Art zu finden.

Die bisher angeführten Gründe lassen sich auf alle Zeiten, selbst auf die anwenden, welche der Revolution von 1789 vorangegangen sind; aber seit diesem großen Ereigniß, und hauptsächlich seit der Revolution von 1830 sind die Erwägungen, welche uns eine weise Zurückhaltung auferlegen, so zahlreich und so wichtig, daß diejenigen, welche wir eben zusammengestellt haben, im Vergleich damit, von untergeordneter Natur erscheinen. Eine neue Dynastie und die neue Ordnung der Dinge, welche sie einführt, können so verschiedene und so unvorhergesehene Eventualitäten herbeiführen, daß man sich mit der größten Sorgfalt gegen solche Folgen schützen muß.

Ganz Europa erkannte die Thatsachen an, welche das Resultat der Juli-Revolution waren; aber diese Anerkennung hinderte es nicht, eine Stellung des Mißtrauens und der Vorsicht einzunehmen, wie wenn es befürchtete, daß von einem Augenblick zum anderen gefährliche Ereignisse für es eintreten könnten. Man glaube ja nicht, daß Europa eine solche Richtschnur für sein Verhalten in Folge der mehr oder weniger lebhaften Sympathien für die gestürzte Herrscherlinie vorgezeichnet habe, noch weil sie die friedlichen Absichten und das konservative Streben des herrschenden Zweiges in Zweifel zieht. Was den ersten Beweggrund anbelangt, so muß man gestehen, daß in der Wagschale der gegenwärtigen Politik das Interesse eines Individuums oder einer Familie von allzu schwachem Gewicht ist, als daß es in ernstliche Erwägung gezogen werden, und auf den Gang der Ereignisse auch nur einigen Einfluß ausüben könnte; was den zweiten Punkt betrifft, so sind die dreizehnjährigen Arbeiten und Anstrengungen, um die Revolution niederzudrücken, die Zugeständnisse und die Bereitwilligkeit für die Wünsche und Empfindlichkeit der fremden Regierungen ein ziemlich unzweideutiger Beweis von dem festen Willen, den Ausbruch revolutionärer Ideen so viel als möglich niederzudrücken, und das zu erhalten zu suchen, was man besitzt, die

Gegenwart an die Vergangenheit wieder anzuknüpfen, das Faktum immer ehrwürdiger zu machen, indem man sich bemüht, so viel als möglich dessen Ursprung in Vergessenheit zu bringen. Daraus folgt, daß das von Europa gefühlte Mißtrauen, das nicht ermangelt, sich bei jeder Gelegenheit zu zeigen, aus der Natur der Dinge selbst entspringt, so wie aus dem Umstand, daß Frankreich weit entfernt ist, gediegene Garantie der Ordnung und Festigkeit zu bieten.

Man spricht beständig von der außerordentlichen Geistesgröße Louis Philipps, von den ungeheuren Resultaten, welche seiner Gewandtheit und Vorsicht verdankt werden. Wir sind weit entfernt, dem Haupte der neuen Dynastie die vorzüglichen Eigenschaften, welche ihn auszeichnen, absprechen oder bestreiten zu wollen; wir wollen nicht in Zweifel ziehen, daß Frankreich es ihm vielleicht verdankt, nicht in die Tiefe des durch die Revolution von 1830 geöffneten Abgrundes gestürzt zu sein; aber gerade diese Lobsprüche, die man Louis Philipp spendet, sind unserer Meinung nach, ein sehr frappantes Zeichen von dem schlechten sozialen und politischen Zustand der von ihm regierten Nation. Denn wirklich, warum macht man so viel Aufsehen von seinem Talente? Weil er die Ordnung erhalten hat. O unglückliches Volk, bei dem die Ordnung nur durch die Hand eines außerordentlichen Mannes gehandhabt werden kann!

Wenn man über das von Louis Philipp eingehaltene Verfahren nachdenkt, so glauben wir das Geheimniß seiner Regierungskunst darin finden zu können, daß er es verstand, zur gehörigen Zeit eine kleine Zahl von Männern manövriren zu lassen. Um den Thron stehn ungefähr zwei Dutzend ziemlich befähigter Individualitäten, die mehr oder weniger charakteristische Grundsätze haben, die aber in der Anwendung ziemlich auseinander gehen, wie es natürlich sein muß, da diese Individualitäten nicht an dem nämlichen Ministerium Antheil nehmen können. Die eine neigt sich etwas nach der Rechten, die andere nach der Linken; darunter sind auch wieder solche, welche das Gleichgewicht halten und gerade in der Mitte stehen; andere wieder, welche wie arme Ausreißer

von einer Seite auf die andere übergehen; ja sogar solche, welche die widersprechendsten Meinungen zu vereinigen wissen mit der löblichen Absicht, ein Ministerium zu stürzen, und dem frommen Wunsche, eine der vakanten Stellen einzunehmen. Das sind die Männer, denen besondere Umstände das Geschick Frankreichs in die Hände gegeben haben; und der König, welcher sie kennt, der aber auch seine eigene Lage und die des Landes kennt, hält es für klug und nothwendig, die Zeit abzuwarten, zu dulden und zu ertragen, was nun einmal da ist, bis er selbst, seine Söhne oder seine Nachkommen die Gelegenheit finden, ein anderes Verfahren zu beobachten; so hält er sich geduldig in dieser peinlichen Lage, indem er die einen den ehrgeizigen Wünschen der andern opfert, bis er diese wieder dem Ehrgeiz der ersteren zum Opfer bringt. Möchtet ihr in Zweifel ziehen, daß das eben Gesagte wahr und gewissenhaft genau so sei? Ihr habt ein sehr leichtes Mittel bei der Hand, euch von der Wahrheit zu überzeugen: zählt die vielen, auf einander folgenden Ministerien, und bemerkt die geringe Anzahl von Personen, zwischen denen diese Wechsel stattfinden, und von denen hauptsächlich, denen der Einfluß zukommt.

Dadurch wird uns ein anderer Umstand klar, der freilich weit entfernt ist, schmeichelhaft zu sein. Diese Männer repräsentiren irgend eine Sache; wohl gibt es manche Gründe, weßhalb während des Zeitraums von so vielen Jahren das Schicksal Frankreichs ihnen anvertraut wurde: dieser Zustand hat allerdings eine Bedeutung. Wißt ihr, was es für Männer sind? prüfet und ihr werdet sehen, was sie repräsentiren können, was sie wirklich repräsentiren. Wenn wir uns auf einige Augenblicke mit ihnen beschäftigen, so geschieht es nicht um ihrer selbst willen, sondern um zu sehen, was sie repräsentiren; weil diese Kenntniß uns behilflich sein kann, um uns von ihrer Nation einen Begriff zu machen. Gleich im Anfange sagten wir, daß es nicht unsere Absicht sei, in ihrer Individualität, in ihrem Benehmen diejenigen zu studieren, welche gegenwärtig an der Spitze der Staatsangelegenheiten sich befinden; es kommt uns nicht zu, diese Frage auf einen so engen Kreis zu beschränken. Wenn wir außerdem von

einflußreichen Notabilitäten sprechen, so geben wir ehrbare Ausnahmen zu; wir handeln von den Männern im Allgemeinen und schenken der Umgebung, in der sie leben, mehr Aufmerksamkeit, als den Gefühlen und Neigungen der Individuen.

Welches sind nun diese Männer, welche seit 1830 die Geschicke Frankreichs lenken? Woher kommen sie? Wohin gehen sie? Welches sind ihre Grundsätze, welches die Richtschnur ihres Verhaltens, welches ihre Beziehungen zu der Vergangenheit, ihre Ansichten über die Gegenwart, ihre Absichten und Bemühungen für die künftigen Generationen? Repräsentiren sie ein dauerhaftes System; gehen sie auf ein bestimmtes Ziel los, die Augen fest auf das gerichtet, was nach ihnen kommen muß? Traurige Gedanken erfüllen die Seele, wenn man diese Fragen nur ausspricht; erschreckliche Gedanken bemächtigen sich des Geistes, wenn man sieht, wie deutlich sich jetzt für eine große Nation die verderblichen Folgen eines Jahrhunderts der Gottlosigkeit und eines halben Jahrhunderts der Revolution zeigen. Die Elemente jeder Gesellschaft sind die religiösen und moralischen Grundsätze, die vernünftigen Ansichten über die Natur der Gewalt und über das rechtmäßige Verhältniß des Gouvernements und der Unterthanen. Nun wohlan! was haben die Männer, welche die Geschicke Frankreichs leiten, in Betreff der Religion für Ansichten? Was sie anbelangt, so ist die religiöse Gleichgültigkeit ein sozialer Fortschritt; die Nationen haben einen ungeheuren Schritt auf der Bahn der Civilisation gemacht, wenn sie Gott aus der Gesellschaft verbannt und seine Existenz gesetzlich geläugnet haben. Was denken sie von der Gewalt? kommt sie von Gott, geht sie von den Menschen aus, ist sie einfach in der Natur der Dinge begründet? Welches sind die für ihre Rechtmäßigkeit erforderlichen Bedingungen? Wartet nur auf ihre Antwort, und sie werden euch von Allem, nur nicht von Gott reden: Der Wille des Volkes, der allgemeine Menschenverstand, der Ausdruck der gemeinschaftlichen Interessen, die soziale Nothwendigkeit, das sind mit etwas mehr oder weniger Variationen die Antworten, die man euch geben wird. Aber was

entdeckt ihr hinter allem Diesem? Nichts, außer etwa die Anerkennung einer vollendeten Thatsache. Diese Thatsache wollen sie nach ihrer Bequemlichkeit modifiziren, und hauptsächlich nach ihren Absichten und Interessen, nach dem Maaß ihrer Habsucht und ihres ebenso unersättlichen Ehrgeizes. Wo sind die Philosophie, die Geschichte, Humanität, die Ehre Frankreichs, der Nationalstolz, der Ruhm der Zukunft und so viele andere schönklingende Worte, mit welchen man während fünfzehn Jahren der Eitelkeit des Geistes und den politischen Leidenschaften schmeichelte, um ihnen eine tiefe Abneigung für die Gegenwart beizubringen, und den Ausbruch vorzubereiten, welcher die Macht aus dem höchst ehrbaren und allerdings triftigen Grunde stürzen sollte, weil gewisse gallsüchtige Schriftsteller, einige Professoren und eine ziemliche Anzahl von Kaufleuten und Banquiers keinen Theil daran nehmen konnten. Nachdem aber die Lage der Männer sich geändert hatte, so wurde nun auf einmal, was vorher ein Uebel war, ein Gut, und was zur Erhaltung der Gesellschaft ein absolut nothwendiges Gut ist, war vor Kurzem ein entsetzliches Verbrechen. Vorher war die Presse die Stimme des Volkes, das Echo aller Parteien der Nation, das Organ der öffentlichen Meinung, der Ausdruck der rechtmäßigsten Interessen, der Nothschrei der dringendsten Bedürfnisse; die Macht, welche sie angriff, machte sich des Hochverraths schuldig, und jeder Schmach und Züchtigung würdig; und jetzt ist die Presse nur mehr das gehässige Geschrei der verdorbenen Leidenschaften, das Luftloch der geheimen Gesellschaften, jener Gesellschaften, die nur nach dem sozialen Umsturz trachten; die Macht, die sie jetzt unterdrückt, begeht einen Akt des Muthes und des Heroismus, und die Männer, welche sich so hoch zu stellen wissen, um sie zu verachten, verdienen allein den Namen Staatsmänner. Die Nationalehre, die Unabhängigkeit des Landes, die auswärtigen Beziehungen sind lauter Gegenstände, welche das Publikum nicht versteht, und welche die an der Spitze der Regierung stehenden Männer und ihre treuen Agenten allein verstehen. Ihre Meinung muß immer vorgezogen werden, sogar wenn das Gegentheil so klar als das Tageslicht sein sollte. Wenn Frankreich

von dem Rang einer Nation ersten Ranges herabgestiegen ist, wenn es seine Flagge in Spanien und Syrien gedemüthigt sieht; wenn die europäischen Kabinete ohne Zuziehung, ja sogar zum Aerger Frankreichs die großen Fragen lösen; wenn die englischen Schiffskapitaine die Beschlüsse Europa's ausführen, während die französischen Flotten unbeweglich der Vernichtung einer durch Frankreich geschützten Macht zusieht; wenn in Europa Nichts ohne Erlaubniß Lord Aberdeens geschieht, wenn man die Reklamationen Frankreichs nicht besonders achtet, bis das Kabinet von Saint-James nach den nöthigen Verzögerungen es für geeignet findet, seine Zustimmung zu geben, so thut Nichts von allem Dem der Ehre, der Würde, dem gerechten Stolz Frankreichs einen Eintrag; eine schöne Rede Guizot's und einige Artikel des Journal des Debats genügen, das Uebel von Grund aus zu heilen; und wenn noch einige Ungläubige da sind, welche dessen ungeachtet fort und fort behaupten, daß Frankreich nicht mehr den hohen Rang einnehme, zu dem es Ludwig XIV. und Napoleon erhoben, so werden ihnen zur bündigen Antwort die uneigennützigen Lobsprüche vorgehalten, welche die englischen Minister im Angesichte Europa's der mäßigen Politik der französischen Regierung unablässig spenden.

Das sind die Männer, das sind die Hände, denen das Schicksal Frankreichs anvertraut ist; das ist die Lage, in der sich eine große Nation durch die Anstrengungen derer befindet, welche nach der Vernichtung der ganzen Vergangenheit, nichts Neues aufbauten, was hinreichende Garantien der Kraft und Dauerhaftigkeit bieten könnte; sie machten aus der Gesellschaft gleichsam ein in aller Eile und auf Sand aufgeführtes Haus, das durch den ersten Wind in einen Trümmerhaufen verwandelt wird.

Solche Leute regieren Frankreich, weil sie in gewissen Beziehungen Frankreich repräsentiren. Sie sind die Söhne der Revolution und die mehr oder weniger verkleideten Schüler der Philosophie des letzten Jahrhunderts, und Frankreich, wie es heute ist, ist ebenfalls die Tochter der Revolution, und zum großen Theil in der nämlichen Schule gebildet. Offen bekennen sie einen unversöhnlichen Haß gegen die ganze Vergangenheit, und Frankreich

selbst auch hat seine Anschauungsweise und seine Sitten gänzlich geändert, indem es sich von dem Wege entfernte, den ihm seine Vorfahren vorzeichneten; aus ihren Grundsätzen möchten sie nicht alle Folgen ziehen, die sich daran knüpfen, und Frankreich möchte es ebenfalls nicht; es weicht erschrocken zurück bei dem Anblick eines häßlichen Gespenstes, welches seinen materiellen Wohlstand zu vernichten droht, indem es die öffentliche Ordnung vernichtet; sie wünschen die Gegenwart an die Vergangenheit wieder anzuknüpfen, aber ohne auch nur eine ihrer falschen Lehren abzuschwören, und Frankreich sucht ebenfalls in der Literatur, in den Wissenschaften, in den Künsten zur Zerstreuung und zum Zeitvertreib die vergangenen Jahrhunderte wieder herzustellen, ohne jedoch diesen Erinnerungen etwas mehr als eine ziemlich sekundäre Wichtigkeit und Herrschaft über das Herz einzuräumen. Diese Männer sind schwankend, und Frankreich ist es gleichfalls; sie wogen im eigentlichen Sinn, und Frankreich wogt in gleicher Weise; sie denken nicht an den folgenden Tag, weil sie zu sehr mit dem heutigen Tage beschäftigt sind; sie vernachläßigen den Nationalruhm, und verlieren sich fast ganz in den materiellen Interessen; auch hierin sind sie ganz nach dem Bilde Frankreichs, welches, durch eine traurige Philosophie verarbeitet und verdorben, in seinem Innern den Egoismus herrschen sieht und kein anderes Mittel kennt, als Gold, kein anderes Geschäft, als das Vergnügen. Nein, nein, es ist dies nicht so ganz der Fehler der Regierenden, wenn diese Nation von der Höhe herabgesunken ist, zu welcher sie die Vorsehung erhoben hatte. Während dreizehn Friedensjahren mit einer Repräsentativ-Regierung auf so breiter Basis, mit einer freien Presse, einer Nationalgarde, einer zahlreichen Armee, mit einem Fürsten von so großen Geistesfähigkeiten ist es nicht möglich, daß eine Politik herrscht, wenn sie dem Charakter des Landes nicht angemessen ist; man kann nicht annehmen, daß gewisse Männer sich im Besitze der Gewalt behaupten, wenn es andere gibt, die ein besseres System haben, und wenn dieses System ausführbar ist. Wenn Frankreich diese Politik erträgt, so verdient es sie auch.

Nun aber, welche Vortheile kann uns eine innige Allianz mit einer Nation bieten, die sich in solchen Verhältnissen befindet? Welcher Nutzen kann uns durch das Verschwinden der Pyrenäen zu Theil werden? Es ist offenbar, daß das einzige wahrscheinliche Resultat wäre, uns Gefahren auszusetzen, die wir leicht vermeiden können, und immer mehr die Manie bei uns einzuschleppen, nach französischer Weise regiert zu werden. Diese zwei Resultate wären für uns gleich verderblich; das erste, indem es unsere nationalen Beziehungen ändert, und das zweite, indem es unserer sozialen und politischen Organisation entgegen ist.

In Betreff des ersten Punktes ist es leicht einzusehen, zu welchen schrecklichen Leiden uns der Umstand führen könnte, wenn wir unsere Zukunft mit der einer Nation verbinden wollten, welche nach ihrer geographischen Lage und ihren noch im frischen Angedenken lebenden Revolutionen ihre Zukunft auf die empfindlichste Weise kompromittirt sehen kann, was unfehlbar eintreten würde, wenn durch die natürliche Verkettung der Dinge, oder durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß, welches Frankreich direkt träfe, oder auch selbst das übrige Europa, der gegenwärtige Zustand sich änderte, und wenn in Folge dieser Veränderung es unmöglich würde, den Status quo zu verlängern, dessen Erhaltung so viele Mühen und Anstrengungen gekostet hat. Der Krieg der Vereinigten Staaten, die Schlacht von Trafalgar, die Expedition des Marquis de la Romana, sind Thatsachen, welche man nicht vergessen darf.

Trotz des außerordentlichen Scharfsinns und der ebenso großen Geduld des gegenwärtigen Monarchen sahen wir mehr als einmal die nahe Gefahr eines Bruches. Diese Gefahren können bald wieder kommen in Folge der schwierigen noch nicht gelösten Fragen, die sich auf eine durchaus nicht beruhigende Weise häufen. Nehmen wir an, daß der Kampf sich an den Ufern des Rheines entspinnt, sei es daß Frankreich die Grenzen überschreitet, sei es, daß die verbündeten Armeen von Neuem Lust haben, nach Paris zu marschiren, was wären für uns die Folgen von solchen Eventualitäten? Gewiß ist es, daß Alles von der Stellung

abhängen würde, welche wir dem Nachbarstaat gegenüber eingenommen hätten. Hätten wir mit ihm eine vertrauliche Allianz, einen Familien-Vertrag, oder sonst allzu enge Verbindungen, aus welchem Grunde es auch sein mag, so würde es für uns von außerordentlicher Schwierigkeit, um nicht zu sagen, absolut unmöglich sein, die Neutralität zu beobachten; wir befänden uns in der Nothwendigkeit, für Interessen zu kämpfen, welche nicht die unsrigen sind. Alle unsere Hilfsmittel zu Wasser und zu Lande würden wir ohne Gewinn mit jener Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit erschöpfen, welche die hervorspringenden Züge in dem Charakter der Spanier sind; und noch einmal wozu? Vielleicht um für den Preis unserer großherzigen Anstrengungen den schwärzesten Undank einzuärnten?

Wenn wir dagegen uns in der für uns passenden Stellung zu behaupten, wenn wir mit Frankreich die Beziehungen zu erhalten wissen, wie sie unter Nachbarstaaten bestehen sollen, ohne ihm jemals einen Einfluß in unsere Angelegenheiten einzuräumen, noch unsere Interessen mit den seinigen zu verknüpfen; dann wäre eine Neutralität für uns möglich, natürlich und in gewisser Beziehung nothwendig. In weiter Entfernung vom Schlachtfelde und hinter einer Nation, welche in diesem Falle entweder angreifen oder angegriffen würde, hätten wir triftige Gründe, um unser Zurückhalten zu erklären, und so auf die Aufmunterungen zu antworten, welche uns von Seiten der fremden Mächte zukommen würden. Unsere Lage als Halbinsel am äußersten Ende Europa's, die uns in gewissen Beziehungen nicht sonderlich günstig sein kann, könnte uns sehr förderlich sein, um diese Neutralität zu beobachten, welche uns so wesentlich angeht, und um uns gegen die Konflikte zu schützen, welche zu unsern langen Leiden der Zusammenstoß hinzufügen könnte, der auf dem Kontinent kommen kann und ohne Zweifel kommen wird.

Wenn es wahr ist, daß Spanien alle seine Kräfte aufbieten muß, um den unter den großen Nationen ihm gebührenden Rang wieder zu erlangen, so ist es nicht weniger gewiß, daß es mit der größten Sorgfalt es vermeiden muß, sich in Angelegenheiten zu

mischen, die es nichts angehen, selbst nicht, wenn die Hoffnung, seine alte Macht wieder zu erlangen, darin eine günstige Gelegenheit zu zeigen scheinen sollte. Es war gerecht und natürlich, daß eine Nation, welche große Provinzen in Italien und im Norden Europa's besaß, sich in alle große Kontinentalfragen mischte, und daß sie durch die Gewalt der Waffen die Unterhandlungen ihrer Diplomaten unterstützte; aber wie wir es jetzt sind, in unsere natürlichen Grenzen eingeengt, vielleicht zum größten Glück für unsere Ruhe und unsern Wohlstand, warum sollten wir uns in die europäischen Fragen mischen, welche unsere Interessen nicht im Mindesten berühren? England, Frankreich, Oestreich, Preussen, Rußland mögen kein Bedenken tragen, allen Eventualitäten die Stirne zu bieten, um ihrer Ansicht Geltung zu verschaffen, und ihren Willen in den durch die europäische Diplomatie behandelten Angelegenheiten durchzusetzen; das versteht sich. Man muß auch nicht darüber erstaunt sein, daß sich jeder in Fragen einmischt, die ihn nahe berühren, und in diesem Falle befinden sich die eben genannten Nationen. Wir aber, die wir Nichts weder mit Deutschland, noch mit Polen, noch mit Italien, mit Syrien, Aegypten noch mit Indien auszumachen haben, würden wir uns nicht die größte Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen lassen, wenn wir aus der strengsten Neutralität herausgingen, uns kompromittirenden Eventualitäten aussetzten, und folglich in Allianzen oder Freundschaften einließen, welche sie in ihrem Gefolge haben könnten?

Was nun die Wirkungen anbelangt, welche eine allzu innige Verbindung mit Frankreich auf unsere innern Zustände hervorbringen würde, so müssen wir sie gleichfalls als höchst gefährlich bezeichnen, weil sie darauf ausgingen, die beiden Nationen einander ähnlich zu machen. Zum Unglück trägt schon die Nachbarschaft, die Leichtigkeit der Kommunikation zwischen den zwei Ländern, die Herrschaft der französischen über die spanische Literatur, und andere Ursachen der Art im Verein mit den Traditionen und den durch die Familie Ludwigs XIV. bei uns eingeführten Gebräuchen, nur allzu viel dazu bei, daß wir blinde Nachahmer

Frankreichs werden, daß wir ohne Verstand und ohne Unterschied trotz der großen Verschiedenheit in dem Grad der beiderseitigen Bildung Alles in unser Land aufnehmen, was bei unsern Nachbarn geschieht.

Der Spanier, welcher Frankreich bereist, und seine administrative Organisation studirt, ist beim ersten Anblick angenehm überrascht, wenn er die bewunderungswürdige Regelmäßigkeit bemerkt, mit welcher diese ungeheure und so komplizirte Maschine sich bewegt, die sicher das Siegel des Genies an sich trägt und noch das Gepräge der eisernen Hand bewahrt, welche sie baute und in Bewegung setzte. Ueber die Centralisation, welche darin besteht, daß jeder Theil und Alles in demselben Punkt zusammenläuft, ist das Auge des Beobachters am meisten betroffen; und da die Ideen der Ordnung und Einheit einen großen Einfluß über die Geister ausüben, welche fähig sind, alle Theile desselben Ganzen zu umfassen, so bekommen die Staatsmänner gar leicht die Manie, Alles nach dem von ihnen bewunderten Urbild zu regeln. Und so kommt man ganz natürlich dazu, das Unmögliche zu träumen, und für gut zu halten, was in einem solchen gegebenen Falle nur verderblich sein kann.

Zwei Nationen zeichnen sich in Europa durch eine kräftige Centralisation und durch die Einheit der administrativen Organisation aus, nämlich Frankreich und Preußen. Sie alle beide werden als Muster aufgestellt, aber man beachtet es nicht, daß sie sich in exceptionellen Lagen befanden, in denen keine andere Nation, und Spanien weniger als jede andere sich befindet. Preußen ist in einem civilisirten Lande eine militärische Schöpfung, wie Rußland in einem barbarischen Lande, und dies macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den Charakteren Friedrichs II. und Peters I. Es ist wahr, daß Frankreich nicht in ähnlicher Weise konstituirt wurde; es ist eine vierzehnhundertjährige Monarchie, aber die Kette der Zeiten wurde unterbrochen und man sieht ganz deutlich die Stelle, wo die Gegenwart sich mit der Vergangenheit verbindet, das heutige Frankreich ist eine neue Nation. Mit der Einsetzung einer konstituirenden Nationalversammlung

wurden alle wesentlichen Elemente der alten Gesellschaft in ein schreckliches Chaos zusammengeworfen, und um die Verwirrung vollständig zu machen, mischte man die Elemente einer neuen Gesellschaft dazu. Entgegengesetzt, wie sie es waren, unversöhnliche Feinde, und außer Stand, unmittelbar sich mit einander zu vereinigen, gaben diese Elemente zu einem erbitterten und blutigen Kampfe die Veranlassung. Man mußte, wenn man sich so ausdrücken kann, sie in die Hand nehmen, und in den Schmelztiegel werfen, damit, wenn das Feuer sie aufgelöst hätte, sie sich amalgamiren und ein einziges Ganzes bilden konnten. Dies war das Werk des Konvents. Als Buonaparte es in seine Hände nahm, war es zwar noch ohne Form, aber schon geschmolzen; die Arbeit bestand also jetzt darin, es zu poliren und ciseliren. Napoleon konnte einführen, was er wollte, weil nichts Altes mehr da war und weil es nicht möglich war, Etwas in seiner ursprünglichen Form wieder herzustellen? Niemals erhebt sich ein Gebäude mit mehr Einheit und Regelmäßigkeit, als wenn das alte bis in seine unterste Fundamente demolirt worden ist.

In einer solchen Lage ist die Centralisation nicht allein möglich, sondern sogar nothwendig, oder man läuft Gefahr, die Gesellschaft zu Grunde gehen zu sehen. Wenn die gesellschaftlichen Bande geschwunden sind, so ist es ganz natürlich, daß man ein Ersatzmittel dafür sucht. Eine kräftige und einheitliche Verwaltung ist alsdann ein mächtiges Hilfsmittel. So ist die Strenge der Mannszucht in den Armeen um so nothwendiger, je zahlreicher, je mehr sie aus fremdartigen Theilen zusammen und dem Einfluß von zerstörenden Elementen ausgesetzt sind, in kritischen Verhältnissen sich befinden, und gerade deßhalb von allen Seiten dem Geist der Insubordination zugänglich sind.

Ein Hauptunterschied zwischen Spanien und Frankreich besteht darin, daß bei dem einen die Kraft im Staate, bei dem andern in der Gesellschaft liegt; bei dem einen erhält sich die Gesellschaft, so zu sagen nur durch die Kraft der Administration, und bei dem andern erhält und schützt sie sich selbst, während jedes Administrativsystem fehlt.

Wenn es möglich wäre, daß Frankreich nur auf einige Tage eine Minderjährigkeit, und alle Mißstände einer Regentschaft mit kreditlosen Ministern, mit der vollständigen Unordnung, in der sich Spanien befindet, zu ertragen hätte, so würde es sogleich eine neue Revolution durchmachen, deren Folgen man nicht voraussehen könnte.

Wir sprechen diese Gedanken aus, ohne einer der beiden Nationen eine Lobrede halten, noch einen Tadel gegen sie aussprechen zu wollen; unsere einzige Absicht ist, die große Verschiedenheit zu zeigen, welche unter ihnen besteht und sie trennt, und den Leuten, welche Denkvermögen haben und welche mit dem besten Glauben in der Welt als leicht ansehen möchten, was eigentlich an und für sich unausführbar wäre, einen Gegenstand zum Nachdenken zu geben. Indem man das, was bei unsern Nachbarn wirklich gut ist und sich auf unser Land anwenden läßt, benützt, so wünschte ich, daß man mit der gefährlichen Manie kurzen Prozeß macht, welche unter einander ganz entgegengesetzte Dinge gleich zu stellen sucht, und daß man keine Versuche mache, auf die man zurückkommen müßte, und man es so vermeide, unnützer Weise beträchtliche Mittel und eine kostbare Zeit zu verwenden.

Wäre es denn wirklich möglich, in unserem Lande eine ähnliche Centralisation wie in Frankreich einzuführen? Findet sich Spanien in der Lage, welche bei unseren Nachbarn die Einführung dieses Systemes vorbereitete und erleichterte? Es ist offenbar: Nein. Die bei ihnen ausgebrochene Revolution ging mit einer unwiderstehlichen Zerstörungswuth vorwärts, während sie bei uns voll Entkräftung war, und nur mit Hilfe der Zeit, mit dem traurigen und häufigen Beistand der Furcht, und nicht durch plötzliche und schreckliche Schläge zerstören konnte. In Frankreich konnte die Revolution durch ihre eigenen Kräfte handeln, ohne des Thrones zu bedürfen, weil sie damit angefangen hatte, ihn umzustürzen; in Spanien war die Revolution immer schwach, wenn sie sich nicht gegen den Thron selbst sicher stellte; sie erreichte schnell ihr Ziel, wenn sie nicht mit einem dynastischen Interesse verbunden war; kurz, sie konnte nur dann triumphiren, wenn sie unter

dem Scheine, als wolle sie den Thron der Tochter unserer Könige vertheidigen, ihre Manöver zu verbergen wußte. Was will aber eine Revolution heißen, welche einer königlichen Verordnung bedarf, um handeln zu können?

Man kann daraus leicht sehen, daß unser sozialer und politischer Zustand sehr verschieden ist von dem, in welchem sich Frankreich beim Beginn seiner entsetzlichen Revolution von 1789 befand, und daß es demnach ein sehr großer Fehler wäre, wollten wir uns nach dem richten, was bei dieser Nation geschah, wenn es sich darum handelt, bei uns das neue System zu schaffen, welches die allmälige Auflösung unserer Gesellschaft so zu sagen unerläßlich gemacht hat.

Wir haben gegen Frankreich kein ungerechtes Vorurtheil, und der Groll, den gewisse Leute gegen dasselbe in ihrem Herzen nähren, scheint uns ebenso der Vernunft als der Billigkeit entgegen zu sein. Keine andere Nation würden wir anders beurtheilen; denn es ist unsere Ueberzeugung, daß ein Volk, im Ganzen genommen, niemals der Abneigung und der Verachtung würdig ist. Nichtsdestoweniger ist es nothwendig, eine Menge Umstände zu berücksichtigen wegen der Resultate, zu welchen sie führen können, wenn man wissen will, ob man zu gewissen Allianzen mehr oder weniger sich hinneigen soll. Und da wir, gleichviel aus welchem Grunde, den politischen Zustand Frankreichs nur für wenig befriedigend, und seine soziale Lage noch für weniger befriedigend halten, so würden wir in Spanien den Akt eines Staatsmannes für höchst verderblich ansehen, der uns mit unsern Nachbarn in allzu vertrauliche Beziehungen brächte. Mögen diese Beziehungen durch eine Heirath der Königin mit einem Prinzen aus dem Hause Orleans herbeigeführt werden, oder mögen sie ganz einfach das Resultat eines politischen Systemes sein, so würden wir immer glauben, daß sie unserem Vaterlande schaden, und um so mehr, als sie auf ein unauflösbares Band gegründet wären. Dieser Fall würde eintreten durch die Vermählung Isabella's mit einem der Söhne des Königes der Franzosen.

Es fehlt offenbar nicht an Männern, welche dieser Ansicht

sich zuneigen, in der sichern Ueberzeugung, daß wir mit einer so mächtigen Stütze, und bei den vorzüglichen Eigenschaften, die man dem Bewerber beilegt, eine große Garantie für Besonnenheit und Stabilität hätten. Ohne dem jungen Prinzen eine seiner Eigenschaften abzustreiten, und indem wir uns nur das Recht vorbehalten, unser Urtheil zu suspendiren, bis der Probirstein der Erfahrung so günstige Voraussetzungen gerechtfertigt hat, glauben wir doch jetzt schon sagen zu müssen, daß die Parteigänger dieser ehelichen Verbindung die Folgen nicht gar sehr bedacht haben.

Vor Allem ist es höchst wahrscheinlich, daß England und die nordischen Mächte ihr Veto einlegen würden; und falls dieß Hinderniß durch unvorhergesehene Mittel beseitigt werden sollte, so hätten wir, anstatt ein Element der Dauerhaftigkeit zu erlangen, nur eine Vermehrung unseres schwankenden und ungewissen Zustandes erhalten; denn wir blieben dem Gegenstoß der Rivalität Englands ausgesetzt, so wie den Gefahren, welche für viele Jahre der Dynastie Orleans drohen und drohen werden.

Wollte man als Grund der Innigkeit dieser Verbindungen die gewisse Gleichförmigkeit annehmen, welche die beiden Regierungen in ihrem Verhalten zu beobachten haben, so möchten wir sie doch für ebenso gefährlich erklären, als das Prinzip, worauf man sie gegründet hätte. Wir wollen für unser Vaterland keine schwankende und furchtsame Regierung, die einerseits nicht wagt, sich revolutionär zu zeigen, und anderseits nicht die großen nationalen Traditionen zu vertheidigen; kein Gouvernement, welches sich auf eine kleine Anzahl Ehrgeiziger reduzirt, deren ganze Geschicklichkeit darin besteht, ihre Konkurrenten, welche sie aus dem Sattel gehoben haben, durch Intrigue zu stürzen, und deren ganzes Streben darauf gerichtet ist, eine Majorität zu bilden, dadurch, daß sie die Mittel der Cabale und Bestechung anwenden, die niemals ihren Zweck verfehlen, wenn man über die Hilfsmittel einer großen Nation verfügt; kein Gouvernement, welches mit der einen Hand der Religion des größeren Theiles der Unterthanen schmeichelt, und mit der andern ihre Todfeinde schützt; endlich kein Gouvernement, welches sich konservativ nennt, weil

es das konservirt, was es hat, indem es die allzu gefährlichen oder allzu ungelegenen Forderungen durch Anstellungen, Ehrenstellen, durch industrielle Concessionen zum Schweigen bringt, und vor Allem durch dieß grobe Benehmen aller jener Männer, welche mit der Nation Wappen oder Schrift spielen, um mich des kräftigen Ausdrucks Mirabeau's zu bedienen. Wir wünschen der Monarchie einer Isabella, eines Karl V. und Philipp II. ein anderes Loos; und wie groß auch die Schwierigkeiten sein mögen, von denen sie jetzt bestürmt ist; wir verzichten nicht auf eine große Zukunft, was unser einziger Trost bei dem gegenwärtigen Mißgeschick ist. Nein, wir glauben nicht, daß unser Wohlstand von irgend einer Allianz abhängt, noch von einem durch unsere Ehre zurückgewiesenen Diebstahl. In unserer Nation ist noch Lebenskraft, Stärke und Anlage zur Größe, welche von intelligenten und reinen Händen geleitet, uns wieder zu dem uns gebührenden Rang erheben können.

Bei anderen Gelegenheiten sprachen wir es bereits aus, und wir wiederholen es hier: die Elemente eines guten Gouvernements gehen unserem Volke nicht ab; es besitzt davon einen so großen Ueberfluß, als irgend ein Land in Europa; aber es fehlt ihm eine glückliche Kombination von Umständen, die es ihm ermöglichen, die zahlreichen Elemente von Gutem, die es besitzt, auf einem Punkte zu vereinigen und zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Schon oft mußten wir hören, daß in Spanien ein gutes Gouvernement unmöglich, und daß diese Unordnung, in der wir uns seit so vielen Jahren befinden, ein unheilbares Uebel sei; für diese Meinung können wir keinen Grund finden; sie scheint uns vielmehr aus jenem Kleinmuth entsprungen zu sein, welcher die Gegenstände unter einem viel düsterern Anblick darstellt, als sie in Wirklichkeit haben. Es ist von der größten Wichtigkeit, im Gegentheil in den Gemüthern die Hoffnung auf bessere Zeiten zu nähren und zu pflegen. Wir wollen das Segel nicht herablassen, welches uns nach diesem Ziele treibt, und kein Protectorat annehmen, welches im Stande ist, unsern Flug zu hemmen. Wir wollen in Frankreich und England nur in gleicher

Weise interessirte Fremden sehen, deren Freundschaft uns keinen Vortheil verschaffen, wohl aber viele Uebel zuziehen kann. Wir wollen nicht zugeben, daß unser Vaterland für diese zwei Nationen eine Art Tummelplatz sei, um hier ihre nebenbuhlerischen Intriguen und ihren hundertjährigen Streit auszumachen. Sie mögen ihren Kampfplatz anders wohin verlegen, und was uns direct angeht, so wissen wir ohne Zweifel unser Recht mit Klugheit zu wahren, aber ebenso mit Muth und Würde. Wir wollen aber nicht vergessen, daß bei den Streitigkeiten, die vorkommen können, die Drohungen der einen oder der andern die Grenzen einfacher Drohungen nicht überschreiten dürfen, und wird diese Grenze überschritten, daß das spanische Volk nie größer ist, als mit den Waffen in der Hand.

Lage des spanischen Clerus, Nothwendigkeit eines Concordates.

Erster Artikel.

Wir wollen nun eine Frage anregen, die ebenso ernst als heikelig ist, und wohl nicht leicht nach dem Sinn aller Parteien, und zur Befriedigung aller Interessen gelöst werden kann. Die Wichtigkeit des Gegenstandes ist so groß, daß sie uns nöthigt, jede Art von Erwägung bei Seite zu setzen, die Schwierigkeit ohne Umschweif aufzustellen und ihr von vorn zu nahen, indem wir unsere Ansicht mit ebenso viel Klarheit als Offenheit aussprechen.

Uebrigens ist für Schriften dieser Art Gelegenheit gegeben; die periodische Presse beginnt ihre Absicht zu zeigen, sich in die großen Fragen zu mischen, welche ein nationales Interesse in sich schließen, und welche dem gemäß von der ganzen Höhe dieses Interesses die Fragen beherrschen, die sich nicht über die Sphäre der Coterien erheben. Ohne über die neuliche Coalition der Madrider Journale, noch über die berüchtigte Erklärung, welche die Folge davon war, ein Urtheil sprechen zu wollen, wollen wir darauf hinweisen, daß, welche Ansicht man sich auch über diese Angelegenheit bilde, — ein Gegenstand, der zu gleicher Zeit so vielem Tadel und so vielen Lobsprüchen ausgesetzt ist, — man nicht läugnen kann, daß es ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit ist, und daß sich daraus ein lebhaftes Gefühl über die Bedeutung gewisser Probleme, deren Lösung in unserem Lande nicht lange auf sich warten lassen kann, kund gibt. Im Augenblick also, wo Männer

von so verschiedenen Meinungen sich vereinen, um auf dem Wege der Presse ihre Ansicht über die bedeutendsten Lebensfragen auszusprechen, scheint uns die Gelegenheit günstig, die Sache des Concordats zur Erörterung zu bringen, denn schwerlich möchte man eine andere nennen können, welche die Nation nach Innen oder nach Außen hin mehr interessirte. Die Dinge sind so sehr bis zum Aeußersten gekommen, daß die Vereinigung aller Gutgesinnten nöthig ist, um sie aus dem schlimmen Zustand, in den sie gerathen sind, wieder herauszuziehen. Das Wohl des Staates verlangt, daß man sich alles Parteigeistes, aller Antipathie, aller Vorliebe für die eine oder die andere Sache Angesichts der friedlichen Lösung der religiösen Angelegenheiten entschlage.

Die Lage des Kultus und Clerus in Spanien ist unerträglich, Jedermann weiß es, alle Parteien sind über das Faktum einig, nur über die Ursachen haben sie verschiedene Ansichten. Wir wollen hier nicht untersuchen, welches diese Ursachen sind, und welche von den entgegengesetzten Parteien bei unserem Mißgeschick der größte Theil trifft. Es würde uns dieses zu Erörterungen führen, die unserem Zwecke fremd sind, indem sie uns nöthigten, Angriffe und Beschuldigungen zu machen, welche, wiewohl sie gerecht wären, doch nicht gut aufgenommen würden. Jetzt handelt es sich nicht so sehr darum, die Ursache des Uebels zu entdecken, als vielmehr das Heilmittel dafür zu suchen. Ausführliche Diskussionen, in denen man die Lage der Parteien analysiren wollte, wären außer der Zeit, da das Uebel so arg geworden ist, daß man keinen Augenblick mehr zu verlieren hat, um ein Mittel aufzufinden, seinem Fortschreiten wenigstens Einhalt zu thun. Es sind das hier keine eitlen Schreckbilder, unnütze Deklamationen, Uebertreibungen eines unzeitigen Eifers; nein, es sind wirkliche, den Staat angehende notorische Thatsachen, die von den Leuten jeder Meinung bedauert werden, welche sich um die Zukunft ihres Vaterlandes bekümmern.

Fast in allen Diözesen fehlen die Bischöfe; die einen essen das Brod der Verbannung in einem fremden Lande; die andern unterliegen unter der Last der Jahre und der Verfolgung; und

wenn die Dinge in der nämlichen Weise so fortgehen, so wird es bald in Spanien keinen Bischof mehr geben. Es ist nicht nöthig, in Einzelnheiten einzugehen, um das eben Gesagte zu beweisen; man darf sich nur an die Zeit erinnern, seit unsere Verbindungen mit dem heiligen Stuhle abgebrochen sind, und dann an das Alter denken, in dem man gewöhnlich zum Episkopat berufen wird, um sich eine Vorstellung von der Lage der spanischen Kirche machen zu können. In den Diözesen, wo man aus irgend einem Grunde Zweifel über die Befugnisse der Kirchenverwalter erhob, wurden die Gewissen auf eine beweinenswerthe Weise verwirrt, und die Spaltung fing mit mehr oder weniger Aergerniß an. Die in den Journalen über eine so ernste Frage angeregte Polemik bewirkt, daß Jedermann die verhandelte Frage und die daraus entstehenden Folgen kennt; so ist man in eine äußerst mißliche Lage gekommen, deren baldiges Ende allerdings zu wünschen ist und wäre es auch nur, um einer großen Zahl von Gläubigen die Unruhe und Angst zu ersparen, denen sie preisgegeben sind. In Ländern, wo keine Preß- und Redefreiheit besteht, wo Niemand die Regierungsmaßregeln auf dem Wege der Oeffentlichkeit tadeln kann, da kann diese, ohne sich darum zu bekümmern, zu Mitteln greifen, die nicht gar sehr mit den herrschenden Ideen im Einklang sind, kann auf dem Wege der Reaction verharren, und dadurch einen schlimmen Zustand verlängern; denn indem sie die öffentliche Diskussion erstickt, und dem Gedanken keinen andern Ausdruck gestattet, als etwa das gesprochene Wort, so kann sie immer auf die Sorglosigkeit oder den Irrthum einer großen Anzahl von Gewissen zählen. Aber wie läßt sich das nämliche Resultat in einem Lande erwarten, wo die Presse den nämlichen Gedanken zu jeder Stunde, unter allen Formen, in allen Ton- und Stylarten anregt, indem sie sich bald einer von der Regierung ergriffenen Maßregel bemächtigt, bald des Benehmens einer untergeordneten Behörde, bald der Einleitung eines Prozesses. Und dieß Alles wird mit jenen lebhaften Farben dargestellt, welche der wirkliche Religionseifer so gut zu treffen weiß, und welche mit so großer Geschicklichkeit die politischen Parteien nachzuahmen

verstehen, die immer darauf ausgehen, aus jedem Ereigniß eine Angriffswaffe sich zu machen.

In den Diözesen, wo durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände, man keinen Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Jurisdiction erheben kann, hat man allerdings so große Mißstände nicht zu beklagen; aber, durch den Tod oder die Verbannung ihrer Hirten beraubt, sind die Kirchen weit entfernt sich in einer solchen Lage zu befinden, daß die Religion im Fortschritt begriffen wäre, daß sie sich sogar ohne Verlust behaupten kann, Angesichts der Schwierigkeiten und Feinde, gegen welche sie kämpfen muß. Die kirchliche Autorität kann, wie alle anderen, in den Händen desjenigen, der sie nur im Vorbeigehen ausübt, und der sie nicht als Eigenthum besitzt, weder die nämliche Achtung erhalten, noch die nämliche Wirksamkeit haben. Der bischöfliche Charakter drückt außerdem der Kirchenverwaltung das Siegel der Größe und Hoheit auf, welche die Verweser niemals haben können, was auch ihr Eifer und ihr Wissen sein mag. Ehre den Männern, welche von der Größe ihres Berufes und von der Gefahr der Umstände durchdrungen, Weisheit und Tugend genug gezeigt haben, um sich in Nichts von der geraden Linie der Pflicht zu entfernen, und um in solcher Weise durch die Besonnenheit ihres Regiments eine verwaiste Kirche zu trösten, die immer in Gefahr schwebt, verwüstet zu werden! Auf ihr eigenes Zeugniß berufen wir uns sogar; sie sollen uns sagen, ob sie nicht tausend Mal das ihnen aufgelegte Amt wie eine drückende Last auf ihren Schultern fühlten, und ob sie nicht in allen ihren Gebeten um die Ankunft der rechtmäßigen Oberhirten, derjenigen, welche der heilige Geist als Bischöfe eingesetzt hat, um die Kirche Gottes zu regieren, gefleht haben.

Die natürliche Folge der längeren Abwesenheit der Oberhirten war, daß der kirchliche Unterricht vernachlässigt wurde, daß die Bande der Disciplin sich lockerten, daß viele Uebel ohne Heilmittel, viele Verluste ohne Ersatz blieben; man denkt nur daran, die Schwierigkeiten des Augenblicks zu beseitigen; und dieses bewunderungswürdige und durch die heiligen Regeln für

die Verwaltung der Kirche abgegrenzte System bleibt zum großen Theil ohne Anwendung; die Maßregeln werden ohne Einklang und ohne Einheit gerade nach dem Bedürfniß der Zeit und Umstände ergriffen; fügt man nun dazu noch die Unmöglichkeit, in der man sich schon seit acht Jahren befindet, die Priesterweihe zu ertheilen, so wird man nicht ohne Schauder an den Zustand denken, in dem sich die spanische Kirche in ganz naher Zeit befinden muß.

Bei dem Anblick eines solchen Gemäldes, welches sicher Niemand der allzu grellen Farbenauftragung wird zeihen können, fragt man sich ängstlich, wie wird es möglich sein, aus einer so peinlichen und zugleich so verderblichen Lage herauszukommen. Es handelt sich hier, wie man sieht, nicht um die dem Clerus gegebenen Subsistenzmittel, noch um das Mehr oder Weniger Glanz, den man dem Kultus gelassen hat; nein, es handelt sich um die Existenz der Religion selbst, da man ohne Kirche keine Religion haben kann. Denn unsere spanische geht rasch, nicht ihrem Sturze, sondern einer vollständigen Vernichtung entgegen. Was auch die Uebel sein mögen, welche auf eine Kirche drücken, so sind sie doch viel weniger zu befürchten, wenn ihr ein Mittel übrig bleibt, ihre Verluste zu ersetzen; aber wenn diese Mittel ihr fehlen; wenn der Tod unablässig in den Reihen der Bischöfe und des niederen Clerus seine Opfer fordert, ohne daß die leeren Stellen wieder ersetzt werden, so kann man leicht sehen, daß der Tag nicht mehr gar fern sein wird, an dem der Gottesdienst vollständig aufhören muß.

Da wir diese ernste Frage über die Unmöglichkeit, die Priesterweihe zu verleihen, berührt haben, so wird es nicht ganz ungeeignet sein, Etwas über eine Angelegenheit zu sprechen, die schon mehrmals zu verderblichen Maßregeln Veranlassung gab. Das Gouvernement beklagt sich darüber, daß seine Anordnungen, wornach kein Spanier sich zu Rom zum Priester weihen lassen solle, nicht beachtet werden; und es hat deßhalb strenge Befehle gegeben, daß die Uebertreter dieser Verordnung ganz rücksichtslos behandelt werden. Wenn wir im Falle gewesen wären, dem

Gouvernement einen Rath zu ertheilen, so hätten wir dasselbe an eine Regel erinnert, von der keine Macht jemals abgehen soll. Diese Regel verpflichtet denjenigen, welcher befiehlt, und der die hartnäckige Ueberschreitung irgend eines seiner Befehle wahrnimmt, zu untersuchen, ob in den mißachteten Befehlen sich nicht Etwas findet, das den unabweislichen, öffentlichen oder Privatbedürfnissen entgegen ist. Eine solche Untersuchung führt ganz gewöhnlich zur Entdeckung der Ursachen, welche dem Ungehorsam zu Grunde liegen, und bewirkt, daß der Gesetzgeber Modifikationen annimmt, welche diesen Ursachen ihren natürlichen Lauf geben und den Personen peinliche Lagen ersparen. Es sollen uns nun einmal ehrliche, verständige und unparteiische Männer sagen, ob, in einem fremden Lande sich weihen zu lassen, nicht eine allzu schwer zu überwindende Versuchung für einen jungen Mann ist, der seine theologischen Studien beendigt hat, sich in dem vorschriftsmäßigen Alter befindet, und viele vakante Stellen sieht, in denen er sogleich nach seiner Weihe sich nützlich erweisen kann? Die Staatsmänner sollen die Sachen erwägen, aber nicht durch die dichte Wolke der Leidenschaften, sondern mit jenem kalten Verstand, mit jenem erhabenen Geist, und mit vollständiger Unparteilichkeit, die ihnen gestatten, sich an die Stelle derer zu denken, welche ihnen gehorchen sollen, und die Beweggründe genau abzuwägen, welche *sie* haben, sich nach dem Gesetze zu richten, und diejenigen, welche sie dazu drängen, dasselbe zu umgehen. Die Klugheit gibt der Behörde den Rath, sich nicht in einen offenen Kampf mit allzu hervortretenden Neigungen einzulassen, welche sie doch nicht, weder zerstören noch ersticken könnte. Ein solches Benehmen wird zur Pflicht, wenn es namentlich möglich ist, es einzuhalten, ohne der Gerechtigkeit Abtrag zu thun, und ohne den Staatsinteressen zu schaden. Aber wir wollen wieder zu unserem Gegenstande zurückkehren.

Es wird um so schwieriger, aus der gegenwärtigen Lage herauszukommen, je inniger die Verbindung zwischen der religiösen und politischen Frage ist. Es ist beinahe unmöglich, daß die eine vor der Lösung der andern entschieden werde. Das Vorhanden-

sein dieser Verbindung kann man nicht in Abrede stellen; und wahrlich, es liegt durchaus nicht in unserer Absicht, den Schleier über eine Wahrheit zu werfen, welche sich nur in allzu auffallender Weise vor aller Augen offenbart. Nur erlaube man uns zu sagen, daß die Zeit vielleicht nicht mehr so gar ferne sein wird, wo man ernstlich an die Möglichkeit denken muß, diese zwei Fragen zu trennen; will man wirklich sie mit aller Hartnäckigkeit als ganz unzertrennlich ansehen, so heißt dieß, sich der Gefahr aussetzen, die Nation in einen Zustand zu versetzen, den man nicht für möglich halten sollte. Bis jetzt wollte man in der religiösen Frage nur eine Art von Zugabe zu der politischen sehen; man stellte als Grundsatz auf, man dürfe sogar nicht einmal an ein Ordnen der kirchlichen Verhältnisse denken, bis man die Schwierigkeiten gänzlich beseitigt hätte, die sich der Lösung der innern Fragen und der Wiederherstellung unserer internationalen Beziehungen entgegensetzen. Man muß gestehen, daß in dieser Art, die Sachen zu betrachten, eine tiefe Klugheit und Wahrheit liegt; aber man darf nicht aus dem Gesicht verlieren, daß die Völker manchmal sich in so ganz abnormen Lagen befinden, daß derjenige, welcher glaubt, sie von den traurigen Folgen einer langen Revolution und einer großen Unordnung zu befreien, sich in der Nothwendigkeit befindet, außerordentliche Mittel anzuwenden, und sich von den Regeln zu entfernen, die er in jedem andern Falle achten würde.

Wer noch behaupten wollte, daß man diese zwei Fragen stets als ganz und gar unzertrennlich betrachten müsse, und daß man umsonst daran denke, daß die religiöse geregelt werde, bevor die politische eine passende und definitive Lösung erhalten habe, der wird bemerken müssen, daß diese Ansicht, so vernünftig sie auch auf den ersten Blick scheinen mag, den Mißstand mit sich zieht, daß dann die spanische Kirche auf unbestimmte Zeit in den gegenwärtigen Leiden versunken bleibt, und daß die Erfüllung der einzigen Hoffnung, welche ihr bei diesen Leiden Trost und Stärke gewähren kann, in eine höchst wahrscheinlich sehr ferne Zeit gerückt wird. Wer könnte denn auch in der That sagen, wann die

politische Frage in Spanien vollständig gelöst sein wird? Wer weiß, wann wir aus dieser Ungewißheit herauskommen werden, die den Menschen zur Qual ist, und die Institutionen vernichtet? Wer kann voraussehen, wann wir zu einer festen und regelmäßigen Ordnung gelangen, wann wir das Mißgeschick unserer Nation so beendigt sehen, daß man nicht mehr bei jedem Schritt das Geschrei der Parteien hören muß, die sich einander den Vorwurf machen, Intriguen zu spinnen und Verschwörungen anzuzetteln, um das politische Gesetz des Staates von Grund aus umzustürzen? Wann wird Spanien in den Kongreß der europäischen Nationen zugelassen werden, und die Kälte der einen, die Antipathie der andern, unser Zustand der Schwäche und Isolirung aufhören? Welche Wechsel auch unter uns statt finden mögen, ist es denn nöthig, daß die Männer, welche sich in der Ausübung der Gewalt folgen, unabänderlich diese herrschenden Ideen mitbringen, daß die religiöse und politische Frage nicht getrennt werden könne?

Das ist, wir wissen es wohl, die Ansicht vieler Leute; was nun aber uns anbelangt, so behalten wir, ohne das Gewicht der Gründe zu bestreiten, die man zur Unterstützung anführen kann, uns das Recht vor zu denken, daß sie auf die gegenwärtigen Verhältnisse durchaus nicht anwendbar ist. Die Folgen, die sie für die Religion in unserem Lande haben kann, sind nach unserem Urtheil der Art, daß unser Herz vor Schmerz sich schließt bei dem Gedanken, daß Alles diese Ansicht begünstigt, und daß nur allzu sehr zu befürchten ist, daß sie auf eine ganz entschiedene Art auf das Benehmen der Männer einwirkt, welche sich in der Ausübung der Gewalt folgen werden. Wie dem aber auch sein mag, und so fruchtlos auch unsere Worte sein sollen, wir werfen sie auf das Feld der Diskussion, indem wir uns jenem Ackersmann ähnlich denken, der seinen Samen auf ein unfruchtbares Erdreich wirft, aber seine Augen zum Himmel erhebt, und sich für den Erfolg seiner Arbeit der Vorsehung anvertraut. In den meisten menschlichen Angelegenheiten glauben wir, daß der Mensch viel weniger Einfluß habe, als er so gerne annimmt; Gott führt ihn auf unbekannten Wegen nach einem Ziele, wohin unsere

schwache Voraussicht niemals gelangt wäre. Ueberhaupt, wenn es sich darum handelt, die katholische Kirche oder irgend einen beträchtlichen Theil ihres Besitzes zu retten, wendet ihr göttlicher Stifter außergewöhnliche, unvorhergesehene Mittel an, und spricht dann zu uns die Worte: Modicae fidei, quare dubitasti? Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?

Aber um wieder zum Hauptpunkt der Diskussion zurückzukehren, so zittert man wirklich, wenn man die Dinge unter einem rein menschlichen Gesichtspunkt betrachtet, wegen der Zukunft der spanischen Kirche, wenn sie in der That nur nach der definitiven Lösung der vielen und großen auf dem Gebiete der Politik schwebenden Fragen ein Heilmittel für ihre Leiden hoffen kann. Und sogar wenn es möglich wäre, daß man durch unvorhergesehene Ereignisse, oder selbst durch den natürlichen Lauf der Dinge die vielen Schwierigkeiten lösen könnte, welche wirklich unsere Lage verwickelt machen, und die, welche unsere Zukunft bedrohen, so müßte man noch gestehen, daß unsere Angelegenheiten in einem solchen Zustande sind, der jede vernünftige Hoffnung unmöglich macht.

Nimmt man die Sachen sogar in dem Sinn der schmeichelhaftesten Illusionen, so dauert es immer noch zwei Jahre, bis die Königin zur Majorenität gelangt, das heißt also, noch zwei Jahre muß die spanische Kirche in diesem verhängnißvollen Zustand der Ungewißheit, der Erwartung, der Demüthigung und des Verfalles bleiben, der schon seit so lange über sie gekommen ist. Vor dem eben angegebenen Zeitpunkt ist es fast unmöglich, mit dem römischen Hofe Verbindungen anzuknüpfen. Hat man wohl begriffen, was ein solcher Verzug heißen will, so kurz er auch scheinen mag, wenn er zu den traurigen Jahren hinzukommt, die seit dem Jahre 1834 verflossen sind? Weiß man nicht, daß in solchen Fällen in gewisser Beziehung das Gesetz vom Falle der Körper eintritt; sie fallen nämlich mit um so größerer Schnelligkeit, je weiter sie von ihrem Abgangspunkt entfernt, und je näher sie dem Ziele ihres Falles sind?

Zwar hat sich in sehr tröstlicher Weise das religiöse Gefühl in den letztern Zeiten wieder belebt und zugenommen; der Geist

der Irreligiosität hat viel von seiner Kraft verloren, die Antipathie gegen den Clerus hat so abgenommen, daß zwischen den Jahren 1843 und 1834 mehr als ein halbes Jahrhundert zu liegen scheint, aber trotz dem nimmt das Elend des Clerus mit jedem Tage zu, die Zahl der Diener der Religion mindert sich immer mehr, die Bischöfe fehlen, der kirchliche Unterricht wird vernachläßigt, und die Zucht auf eine beklagenswerthe Weise untergraben, mit einem Worte, die spanische Kirche erleidet mit jedem Tage neue Verluste, welche wieder gut zu machen, viel schwieriger ist, als man glaubt.

In derartigen Angelegenheiten tritt immer der Fall ein, daß das Uebel, welches durch das Zusammentreffen einer Menge von Umständen verursacht wurde, in seiner ganzen Größe und Heftigkeit dann nur erst erkannt wird, wenn man, endlich einmal entschlossen, Heilmittel dagegen anzuwenden, die angerichteten Verheerungen, so wie die es noch verschlimmernde Reizbarkeit vollständig entdeckt.

Es wird einmal eine Zeit kommen, da die Vorsehung Mitleid und Erbarmen mit uns haben wird; dann wenn der Eifer und die hohe Einsicht unserer Bischöfe sich damit befaßt, den Zustand ihrer Diözese kennen zu lernen; wenn sie es unternehmen, die Uebel zu heilen, welche ihren Kirchen während so vieler Kriegs- und Revolutionsjahre, durch diesen Zustand der Ungewißheit und Angst, der kaum weniger unheilvoll ist, als die Verfolgung selbst, durch die lange Verwaisung mehrerer dieser Kirchen verursacht wurden, dann wird man in ihren Hirtenbriefen Seufzer vernehmen, welche uns zittern machen; dann wird man die unberechenbaren Nachtheile kennen lernen, welche durch die unbestimmte Verlängerung eines solchen Zustandes herbeigeführt wurden.

Selbst vorausgesetzt, — wir wiederholen es — man hätte die Ueberzeugung, daß zur Zeit der Volljährigkeit der Königin die politischen und religiösen Angelegenheiten mit ebenso großer Raschheit als Leichtigkeit geordnet werden könnten, so wäre es doch für die Männer, die sich wirklich dem Staatswohle zu widmen bereit sind, eine Pflicht, die öffentliche Meinung täglich darauf

so vorzubereiten, daß man die erste Gelegenheit ergreife, um die spanische Kirche aus ihrem verderblichen Zustande herauszureißen. Man darf nicht außer Acht lassen, daß das Ordnen der kirchlichen Angelegenheiten selbst unter den günstigsten Umständen auf drei bis vier Jahre verzögert werden kann; denn es ist gewiß, daß auch bei der Volljährigkeit der Königin eine beträchtliche Zeit verfließen wird zwischen dem Tag, an dem die Unterhandlungen beginnen, und dem, an welchem sie ihren Abschluß finden, ebenso wieder von diesem letztern, bis die angenommenen Maßregeln zur praktischen Anwendung gebracht sind. Diese Befürchtungen werden sich nur allzu sehr verwirklichen, selbst dann, wenn die Unterhandlungen ohne Verzug aufgenommen werden, ihren natürlichen Lauf verfolgen, und auf keines der bei derartigen Angelegenheiten so gewöhnlichen Hindernisse stoßen. Wenn die glücklichsten Voraussetzungen uns nicht erlauben, bessere Resultate zu erwarten, so mögen die aufgeklärten Männer beurtheilen, ob man ohne Schrecken an die Gegenwart und Zukunft der spanischen Kirche denken kann.

Werden wir überdieß die Verwirklichung so schmeichelhafter Voraussetzungen sehen? Als der Bürgerkrieg seinem Ende nahe war, dachten viele Leute, daß mit ihm auch alle Leiden der Nation ein Ende haben würden. Die häufigen und vielen Symptome eines nahen Umsturzes, die als Vorläufer der wichtigsten Ereignisse sich zeigenden Erscheinungen, Nichts war im Stande, ihnen ihre Illusion zu nehmen; Nichts öffnete ihnen die Augen; sie sahen kein anderes Uebel als den Krieg, und befürchteten nur seine Verlängerung; alles Uebrige waren nur unbedeutende, leicht zu beseitigende Schwierigkeiten, oder gar Befürchtungen, die von einem melancholischen oder zum Argwohn geneigten Gemüthe eingegeben sind, und die alsbald die ersten Strahlen der Sonne verscheuchen würden. Die Ereignisse gingen aber einen ganz andern Gang; nach Beendigung des Krieges traten, ohne daß der Geist nur einige Augenblicke Ruhe und Erholung gehabt hätte, solche Umstände und Veränderungen ein, daß die Nation wohl selten noch so verderbliche empfunden haben mag; so schwach und beschränkt ist die menschliche Voraussicht! —

Wir wollen Niemanden seine Glückshoffnungen streitig machen; wir überlassen es den Parteien, sich in süßen Illusionen zu wiegen, und nach ihrer Liebhaberei auf den Tag zu warten, der das goldene Zeitalter anfangen soll, auf den Tag, da sie endlich ihre Systeme anwenden, und ihre Regierungsmittel entfalten können. Was uns anbelangt, so bleiben wir noch mit Ueberzeugung den weniger schmeichelhaften Ansichten zugethan; und ohne den Glauben an die Zukunft Spaniens zu verlieren, wollen wir die Menschen nach ihren Werken, und die Systeme nach ihren Resultaten beurtheilen. Uebrigens glauben wir, daß die gegenwärtige Epoche eine Zeit des Uebergangs und somit der Unbehaglichkeit und der Ungewißheit ist; und die Männer dieser Epoche haben viel geleistet, wenn es ihnen gelingt, die Summe der gegenwärtigen Uebel zu vermindern, und für die künftigen Generationen bessere Zeiten vorzubereiten. Wir sagen dieß, um die nur allzu sehr verbreitete Meinung zu bekämpfen, als müsse man das Gutesthun immer auf den folgenden Tag sich vorbehalten, indem man so eine kostbare Zeit verliert. Während des Krieges wurde die Organisation der Finanzen, der Administration, alle Fragen auf die Zeit verschoben, wo der Frieden würde hergestellt sein; der Friede kam, aber kein Vorhaben wurde ausgeführt. Heute werden die wichtigsten Angelegenheiten ebenfalls auf ruhigere Zeiten vertagt, auf die Zeiten, wo wir keine interimistische Gewalten mehr haben werden, und man bedenkt nicht, daß bei der sozialen und politischen Lage Spaniens und Europa's diese Arten von Gewalten sich noch während eines halben Jahrhunderts hinausziehen können. Bei so aufgeregten Zeiten ist es eine Illusion, sich eine ruhige und sorglose Zeit zu versprechen; man muß sich entschließen, mitten in dieser Aufregung und den damit verbundenen Wechselfällen mit Anstrengung zu arbeiten; wenn das Schiff auf sturmbewegten Meeren fährt, kann die Arbeit der Matrosen natürlich nicht vermindert werden.

Daraus folgern wir, daß, da die Lösung der politischen Fragen vor zwei Jahren höchst unwahrscheinlich ist, und wenn die religiösen abhängig davon sind, ihre Lösungszeit möglicher Weise

noch sehr weit in die Zukunft gerückt wäre. Man mag, wie wir schon sagten, die glücklichsten Ereignisse und die günstigsten Conjuncturen annehmen, so sehen wir wenigstens nicht ein, wie unsere Ungewißheit und unsere politischen Gefahren so plötzlich bloß durch die Volljährigkeit und die Verheirathung der Königin aufhören sollen. Wohl ist es wahr, wie wir schon bei einer andern Gelegenheit die Bemerkung gemacht haben, daß sich alsdann eine günstige Gelegenheit zeigen wird, wo mehrere Umstände sich vereinigt finden werden, um eine neue Lage zu schaffen, um einen von den vorangegangenen sehr verschiedenen Zeitabschnitt zu beginnen; aber zum Unglück sind wir gewöhnt, solche Gelegenheiten durch unsere Schuld ganz vernachlässigt zu sehen; und wenn wir uns an die Vergangenheit halten müßten, um zu sagen, was aus der Zukunft wird, so hätten wir, man muß es gestehen, allerdings nur sehr schwache Hoffnungen. Wenn man sich der Jahre 1810, 1814, 1833, 1840 erinnert, so ist es schwer, einige Illusionen zu bewahren, die nicht durch so bittere Erfahrungen erschüttert worden wären. Wer kann uns die Versicherung geben, daß die Räthe der Königin im Stande sein werden, die Umstände zu beherrschen, daß sie die Lage wohl begreifen und es verstehen, ihr eine glückliche und ruhige Entwickelung zu geben? Aber es wird der Gemahl der Königin da sein, wird man uns vielleicht dagegen sagen; und wir antworten darauf, daß dieser Gemahl, wer er auch sein mag, jedenfalls nur ein junger Mann, vielleicht ein Ausländer sein wird, der demnach durch seine persönliche Dazwischenkunft nicht viel mehr wird durchsetzen können, als seine königliche Gemahlin, die alsdann nur ein junges Mädchen von vierzehn Jahren ist.

Denken wir uns indessen die vollständige Lösung der politischen Frage, nehmen wir an, daß durch ein oder das andere Mittel das Gouvernement in die Hände einer der religiösen Frage günstigen Partei gekommen ist, so haben wir noch immer die Versicherung nicht, daß ein Concordat mit Rom so schnell das Resultat einer neuen Lage ist. Die Vorgänge in Portugal sind uns ein Vorzeichen von dem, was in Spanien eintreten könnte. Unsere Nachbarn triumphirten über die Revolution auf dem Gebiete der

Politik, und dennoch bringen sie so großen Aufschub in die Regulirung der kirchlichen Angelegenheiten, daß man die Aufrichtigkeit der durch das Gouvernement ausgesprochenen Wünsche in Zweifel ziehen möchte. Wir wissen es wohl, daß man sagte, der Papst mache zu große Forderungen; zwar wissen wir nicht, wie weit diese Forderungen gehen, weil kein offizielles Dokument vorliegt, aber es ist nicht leicht möglich, daß der Nuntius in diesem Punkt über einen gewissen Beamten der Civilgewalt den Sieg davon trägt, dessen Memorandum wir durch Zufall auf einige Augenblicke unter den Händen hatten. Die Sprache und Handlungsweise der Parteien ändert sich gar sehr, je nachdem man sie auf der Opposition oder in der Ausübung der Gewalt sieht; im ersten Falle machen sie den Hilfeleistenden Zugeständnisse, deren sie zu bedürfen glauben, um zur Gewalt zu gelangen, und im zweiten kehren sie zu ihren Grundsätzen zurück, und folgen auf eine mehr oder weniger offene Weise ihren Neigungen. Diese Bemerkung muß man nicht außer Acht lassen, wenn man den wahren Werth der Betheuerungen und der Reden haben will.

Was sehr oft dem glücklichen Ausgang solcher Unterhandlungen hinderlich im Wege steht, ist nicht gerade der Mangel an gutem Willen von Seiten der Staatsmänner, welche sie leiten, sondern die Treulosigkeit derer, die sie um Rath fragen, indem sie dieselben in diesem Punkt für geschickter als sich halten. Die in der Politik hervorragendsten Männer können in Betreff der Kirchengeschichte und im kanonischen Recht sehr mittelmäßig sein: und sehr häufig haben sie das Unglück, sich Personen anzuvertrauen, die sie zwar für unparteiisch und aufgeklärt halten, die aber das in sie gesetzte außerordentliche Vertrauen zum Ruin der Religion und Gesellschaft mißbrauchen. Hätte Napoleon jemals das Concordat zu Stande gebracht, wenn er sich mit Leuten umgeben hätte, die eine vorgefaßte Meinung von den sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche hatten, und die im Grunde vielmehr gegen die Forderungen des römischen Hofes, als gegen die Lehren Luthers oder gegen die Philosophie Voltaire's waren? Gewiß nicht. Das Nämliche könnte unsern Staatsmännern be-

gegnen, was auch sonst ihre politische Farbe sein mag. Jede Hoffnung auf eine Vereinigung ist hin, wenn sie in ihren Rath diese Sorte von Männern zulassen, welche wie eine Lektion, die sie beständig wiederholen, alle Ursachen der gegen Rom von den spanischen Königen seit Pelayo bis auf Isabella II. erhobenen Klagen auswendig wissen. Werden die Unterhandlungen unter die Eingebungen zänkischer Theologen, eigensinniger Kanonisten gestellt, welche, wenn es sein muß, das Interesse ihres Grolles unter die großen Interessen der Nation werfen, und das Unrecht, welches sie glauben, erlitten zu haben, in die Wagschale legen wollen; tritt dieser Fall ein, so werden unsere Angelegenheiten mit Rom niemals geordnet; die Hindernisse häufen sich, und man wird kein anderes Resultat erhalten, als die Gemüther zu erbittern, und die nothwendige Lösung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben. Man muß fest überzeugt sein, daß es sich bei solchen Umständen nicht darum handelt, auf den Bänken einer Akademie zu glänzen, sondern eine Nation aus einem äußerst gefährlichen Zustand herauszuziehen, den Gewissen den Frieden zu geben, und den die bürgerliche Zwietracht förderndem Keim mit der Wurzel auszureißen.

Sieht man, wie es in Portugal gegangen ist, und bringt man noch manches Andere in Anschlag, was hier anzuführen nicht geeignet sein mag, so fürchten wir sehr, daß wir, sogar wenn man die politische Frage in dem von den Großmächten angegebenen Sinn gelöst hat, noch viel weiter, als man glauben will, von der Lösung der kirchlichen Angelegenheiten entfernt sind. Entweder täuschen wir uns sehr, oder die Intriguen Englands und die Empfindlichkeit eines nordischen Monarchen, die in der neulichen Allokution des Papstes verletzt wurde, lassen sich bei dieser Gelegenheit wahrnehmen, und wir beeilen uns, in dieser Hinsicht unsere Meinung auszusprechen, damit man nicht erstaunt ist, wenn neue Verwickelungen hinzukommen sollten. Wer kann es wissen, welches die verborgene Hand ist, welche die Aussöhnung Portugals mit dem apostolischen Stuhle zu hintertreiben weiß? Kann diese Hand nicht auch unseren Interessen Fesseln anlegen? Wäre es unmöglich, daß ein Plan bestände, um die ganze Halb-

insel dem Einflusse Roms zu entziehen, indem man bald offen die Glaubensspaltung einführt, bald die Gründung verschiedener Religionen befördert, vielleicht ohne bei der Allgemeinheit der Nation Wiederhall zu finden, was indessen doch dazu dienen könnte, diese bewundernswerthe Einheit zu erschüttern, welche unser kostbarster Schatz ist, indem man sie auf die rein soziale und politische Ordnung beschränkt.

Wir sagten und wiederholen es, die Wiederherstellung eines guten Einvernehmens mit Rom erscheint uns vor der Volljährigkeit der Königin fast unmöglich; aber es scheint uns in gleicher Weise nöthig, die Gemüther zeitig genug darauf vorzubereiten, daß der so eifrig gewünschte Vergleich alsdann so schnell als möglich zu Stand komme.

In einem andern Artikel werden wir auf diesen wichtigen Gegenstand zurückkommen, und unsere Gedanken näher und ausführlicher entwickeln.

Lage des spanischen Clerus, Nothwendigkeit eines Concordates.

Zweiter Artikel.

In dem vorhergehenden Artikel haben wir gezeigt, wie wichtig es sei, so viel als möglich die religiösen von den politischen Fragen zu trennen, und wie gefährlich es wäre, wollte man als Grundsatz aufstellen, daß die Lösung der ersten bis zur vollständigen Entscheidung der zweiten verschoben werden müsse. Die Gründe für unsere Ansicht sind schon bekannt; aber wir können sie in paar Worten zusammenfassen: Erstens besteht kein wesentlicher Zusammenhang zwischen diesen zwei Arten von Fragen; die politischen können sich in's Unendliche hinausziehen und sind weit entfernt, den Weg zu einer günstigen Entwickelung einzuschlagen; das Arrangement der politischen Angelegenheiten gibt uns in keiner Weise eine Bürgschaft für das der kirchlichen; diese werden endlich auf starke Opposition im Innern und auf gefährliche Einflüsse von Außen stoßen.

Der Verfall des Kultus und des Clerus ist der Art, die religiösen Angelegenheiten sind so verwickelt, und es gibt so viele schwierige Fragen zu lösen, daß man aus einer so verderblichen Lage nur durch die Dazwischenkunft der päpstlichen Autorität und die vollkommenste Harmonie mit dem heiligen Stuhl herauskommen kann. Man stelle sich einen Standpunkt auf, den man wolle, man lasse der Einbildungskraft freies Feld, man nehme die verwegensten Voraussetzungen zu Hilfe, und wenn man will, nehme man sogar von den Interessen der Religion Umgang, um

seine ganze Aufmerksamkeit denen des Staates zuzuwenden; man wird kein Mittel finden, die Gewissen zu beruhigen, den Frieden auf eine solide und dauerhafte Weise wieder herzustellen, wenn wir in kein freundschaftliches Verhältniß zu Rom treten. Es ist dieß aber nicht einfach der Ausdruck der Wünsche eines katholischen Gemüthes; es ist außerdem ein sozialer und politischer Gedanken, dessen Verwirklichung durch die wichtigsten und dringendsten Bedürfnisse unseres Vaterlandes gebieterisch begehrt wird; ein Gedanken, der jederzeit den katholischen Nationen als Führer diente, wenn sie lange Katastrophen wieder gut machen wollten, ein Gedanken, den Napoleon begriff und ausführte trotz des Murrens der Voltairianer und der andern Feinde des heiligen Stuhles. Wunderbar diente er ihm dazu, in Frankreich die Ordnung wieder herzustellen und zu befestigen, um die Aufregung der Gemüther zu beruhigen, und sie zur Eintracht zu leiten, endlich um für sich das großartige Fundamentalgebäude zu errichten, von dessen Höhe herab er der Revolution Schweigen gebot und den andern Nationen Europa's Achtung einflößte. Sobald er von dieser Linie abging, sah man die Zeit seines Falles beginnen. Wenn es so bei der französischen Nation gegangen ist, was würde nicht erst in Spanien eintreten, wo die katholische Religion noch so viel Energie bewahrt, wo die ungeheure Mehrheit der Geister den unseligen Ideen unseres Jahrhunderts noch verschlossen bleibt?

Es ist demnach von der größten Wichtigkeit, daß alle dem Vaterlande ergebenen Männer ihre Anstrengungen vereinigen, um die Aufregung, die sich in diesen Angelegenheiten kund gibt, zu beschwichtigen; es kommt sehr darauf an, daß hauptsächlich die Staatsmänner, von welcher politischen Gesinnung sie auch sein mögen, ganz genau den Geist kennen lernen, welcher in der Gesellschaft herrscht, und der unsere Aussöhnung mit dem römischen Hofe dringend verlangt; ein Verlangen, das übrigens von allen denjenigen getheilt wird, welche, wiewohl weniger vielleicht mit den religiösen Interessen beschäftigt, dennoch die Ruhe der Gewissen gesichert wissen, die politische Ordnung befestigen, und endlich einmal mit den Zänkereien zum Ziele kommen wollen, die

nur dazu geeignet sind, den Geist der Zwietracht zu nähren, die Feindschaften und Leidenschaften noch weiter zu unterhalten, mit denen unser guter Nationalsinn schon längst kurzen Prozeß hätte machen sollen.

Was diejenigen anbelangt, welche glauben möchten, daß das nur eitle Hoffnungen und Träumereien seien, die sich nicht ausführen lassen, und nur in der Phantasie des Schriftstellers ihre Verwirklichung finden, und in dem feurigen Verlangen, die Religion aus ihrem beklagenswerthen Zustande herauskommen zu sehen, so wollen wir sie nur an das Beispiel Amerika's erinnern, wo die politischen Fragen von den religiösen getrennt sind, wo die katholische Einheit und die Verbindung mit Rom täglich inniger wird, trotz der traurigen Wirkungen des Bürgerkrieges und der Antipathien gewisser europäischer Regierungen. Was wäre die Religion in Amerika, wenn die kirchlichen Angelegenheiten mit den Fragen der innern und äußern Politik so verbunden wären, daß dieß freundschaftliche Verhältniß zum römischen Stuhl nur erst dann hergestellt würde, nachdem man die Regierungsform festgesetzt hätte, welche den Vorzug haben sollte, unter welchen Einfluß käme er zu stehen, und welche Bedingungen würden ihm von den europäischen Regierungen gestellt, um die Unabhängigkeit zu bewahren? Diese Fragen sind noch nicht ganz gelöst; und wenn die religiöse Frage diesen Schritt hätte gehen müssen, so hätten die amerikanischen Republiken in diesem Augenblick noch keine Repräsentanten zu Rom, noch Missionärkolonien, welche von Neuem dieses nach Wahrheit hungernde Land befruchten, und das der Arbeiter im Weinberge des Herrn entbehrt, um ihm das Brod des Lebens zu reichen. Wir sehen wohl ein, daß die politische und soziale Lage Spaniens sowohl im Innern, als nach Außen ganz verschieden ist von der, worin sich die amerikanischen Republiken befanden; es könnte übrigens durch die außerordentliche Verwickelung unserer Angelegenheiten der Fall eintreten, daß man sich früher oder später genöthigt sähe, dem Beispiele der neuen Welt zu folgen, indem man das Ewige von dem Zeitlichen trennt.

Man darf nicht außer Acht lassen, daß die katholische Reli-

gion in Spanien stark genug ist, um sich selbst zu genügen, und daß sie nicht im Fall ist, die Ideen und Interessen einer Partei zum Bundesgenossen nehmen zu müssen. Die Vorsehung wollte es uns auf eine wunderbare Weise zeigen; Gott gefiel sich, uns so zu sagen, mit dem Finger fühlen zu lassen, daß er zur Erhaltung seines Werkes unseres schwachen Beistandes nicht bedarf, daß seine Allmacht ihm genügt. Wo ist seit langer Zeit schon der zeitliche Beistand, auf den die spanische Kirche zählen konnte? Man zeige uns den menschlichen Schild, womit sie geschützt wurde, um die furchtbaren Schläge abzuwehren, welche man ihr versetzte! Was konnten die Parteien, welche ihr ihren Beistand versprachen, für sie thun? Ihrer Güter beraubt, ihres politischen Einflusses entkleidet, unablässig und von allen Seiten angegriffen, stand sie allein, der ganzen Strenge ihres Looses preisgegeben ohne andere Hoffnung, als gerade den Gott, dessen Glaube sie verkündet, dessen Sache sie vertheidigt. Und doch, trotz dieser Verlassenheit, trotz der Bemühungen so vieler Feinde, unterlag sie nicht; sie erhält sich noch mitten in der Gesellschaft; und ihre Feinde selbst sind betroffen und erstaunt, da sie dieselbe mitten aus den Trübsalen und Heimsuchungen strahlend und rein hervorgehen sehen.

Daraus muß man schließen, daß die Kraft des Katholizismus in Spanien viel größer ist, als die aller Parteien; keine von ihnen kann sich rühmen, sie gegen einen gewissen Tod durch ihren Beistand gerettet zu haben. Was auch auf das Klarste beweist, daß unser Vorschlag, die religiösen und politischen Fragen zu trennen, nicht so seltsam ist, und daß die Dinge dahin kommen können, daß er unter einer oder der andern Form als die einzige vernünftige und mögliche Maßregel sich zeigt.

Diese Trennung ist übrigens gewiß viel leichter auszuführen, als manche wohl glauben möchten; sie macht sich, so zu sagen, ganz von selbst, ohne der Mitwirkung der Menschen zu bedürfen. Im Anfang der Revolution waren die kirchlichen Fragen das große Steckenpferd der Parteien; bei jeder Gelegenheit handelte es sich um den Clerus, kam man immer wieder auf seine Einkünfte, unsere Händel mit Rom zurück. Heute haben sich die

Sachen ganz geändert, und wiewohl diese Fragen immer wieder zum Vorschein kommen, wenn man das Ganze der Lage umfaßt, so sieht man doch wohl, daß sie nicht in erster Linie stehen, und daß sie sehr häufig nur einen scheinbaren und erkünstelten Werth haben, den ihnen die Interessen und die Ansichten der Parteien zu geben wissen. Und es ist dieß eine ganz natürliche Sache. Die Revolution, deren wesentlicher Zweck es ist, umzustürzen und zu zerstören, stürzte sich anfänglich auf Alles, was ihrem Gang im Wege stand, und den vernichtenden Leidenschaften Nahrung bot. Dazu fand sich natürlich der Clerus, und deßhalb ist er das erste Schlachtopfer der Revolutionswuth. Aber die Umstände haben sich geändert; die religiösen Genossenschaften sind verschwunden, ihre Güter sind großentheils in fremde Hände übergegangen, ihre zerstreuten Mitglieder haben sich in die Verbannung geflüchtet, oder leben unter uns in der Verborgenheit und in Armuth, die Weltgeistlichkeit selbst erlitt schmerzliche Beeinträchtigungen nicht allein durch die Wegnahme des Zehnten und die Confiskation ihrer Güter zum Vortheil des Staatsschatzes, sondern auch durch die unseligen Tendenzen der neuen Ideen und durch den Wechsel eines politischen Systems, durch den Mangel der Oberhirten und durch die zunehmende Abnahme des niederen Clerus, durch die Schwierigkeit, sich den nöthigen Unterricht zu verschaffen, und die Unmöglichkeit, durch die Priesterweihe seine gelichteten Reihen wieder auszufüllen, kurz, durch alle diese unzeitigen Unfälle und die vielen Demüthigungen, welche er während des Mißgeschicks der letzten Jahre über sich ergehen lassen mußte. Daher kommt es, daß die Revolution in der Geistlichkeit keinen Feind mehr sieht, den sie zu bekämpfen hat, noch eine reiche Körperschaft, die sie ausplündern kann; und seitdem hat sie ihre Absichten und ihre Anstrengungen nach einer andern Seite hingerichtet; sie versetzte neue Schläge oder ließ andere Drohungen hören, wenn ihr der Augenblick zum Handeln noch nicht günstig schien.

Es lohnt sich wirklich der Mühe, hierin dem Gang der Ideen und der Ereignisse zu folgen. Gleich nach dem Tode des Königs zu Anfang des Bürgerkrieges, als man befürchtete, die Allge-

meinheit des Clerus würde sich für die Sache des Don Carlos erklären, als die alte Ordnung der Dinge noch in ganz frischem Angedenken war, da verriethen alle Manöver der liberalen Partei einen tiefgewurzelten Haß gegen die Geistlichkeit. Gewiß hat es noch Niemand vergessen; wenn aber Jemand glauben sollte, unsern Satz tadeln zu müssen, so würden wir ihn auf die Journale jener Zeit verweisen, sowie auf die Handlungen des Gouvernements und seiner subalternen Agenten. Aber da die Revolution wuchs, der Krieg seine Verheerungen immer weiter ausbreitete, und die Lage viel gefährlicher wurde, als man vermuthete, da begann ein beträchtlicher Theil der liberalen Partei sich eines Bessern zu besinnen und zeigte bald Sympathien, die man an ihr noch nicht kannte. Diese Sympathien nahmen in dem Verhältniß zu, als die Spaltung unter den Liberalen größer wurde. Das Vorschreiten war um so rascher, je mehr Entwickelung und Energie das revolutionäre Element in umgekehrtem Sinn gewann. Wir wissen nicht, ob man dieser doppelten Bewegung die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt, die jedoch auf eine mehr oder weniger scharf hervortretende Weise bei allen Völkern statt finden muß, die in einer ähnlichen Lage sind; aber wenn Jemand die verschiedenen Umwandlungen, die vor sich gingen, nicht kennen sollte, so würde es ihm genügen, nur einen Blick auf die Cortessitzungen von 35, 38 und 40 zu werfen, auf drei Epochen, in welchen die nämliche Partei am Ruder war, und während welcher dieselbe durch ihre neuen oder alten Organe, ihre Ideen, ihre Absichten, ihre Regierungsmittel zeigen konnte. Im Jahr 1835 war der Abstand, welcher die beiden Parteien trennte, noch sehr unbedeutend; sie gaben nicht zu, daß eine Verschiedenheit in ihren Grundsätzen, eine Abweichung in ihren Ansichten statt finde; nur über die Mittel waren sie verschiedener Meinung. Im Jahre 1838 war der Abstand schon bedeutend größer, und im Jahr 1840 wäre es schwer gewesen, zwischen den zwei Parteien einen Vereinigungspunkt zu finden. Daher kam es, daß die Konservativen sich immer mehr von der Schule lossagten, in welcher nichtsdestoweniger ihre Hauptpersonen sich gebildet hatten; endlich kamen sie soweit,

daß sie sich als die eifrigen Vertheidiger des Clerus zeigten, und das Verlangen durchblicken ließen, mit ihm eine wirkliche Allianz zu schließen.

Was nun die entgegengesetzte Partei anbelangt, zu der wir selbst die dunkelsten Schattirungen des Liberalismus rechnen, so kann man in gleicher Weise die Wechsel in ihrer Gesinnung gegen den Clerus wahrnehmen. Im Jahr 1835 an der Spitze der revolutionären Regierung richtete sie ihre Kräfte gegen die Existenz der Ordensgeistlichkeit und gegen das Eigenthum und den Einfluß der Weltgeistlichen, da sie in allem diesem nur eine Erinnerung an die Vergangenheit und ein Hinderniß für ihre beabsichtigten Neuerungen erkannte. Im Jahre 1837, da die religiösen Genossenschaften bereits vernichtet und der Einfluß des Clerus stark erschüttert war, und da die triumphirende Revolution schon keinen Gegner mehr vor sich sah, den sie zu fürchten hatte, so begnügte man sich einfach damit, sich ihrer Güter zu bemächtigen und wendete nicht mehr die wüthende Sprache an, deren sie sich noch vor Kurzem bediente. Schon in den konstituirenden Cortes wurde durch eine der Coryphäen dieser Partei eine merkwürdige Rede zu Gunsten der religiösen Einheit gehalten, welche den neuen Gang ahnen ließ, welchen die Ideen nun einschlagen wollten. Später, wenn man etwa die Frage über die Güter des Clerus ausnimmt, die natürlich exceptionellen Einflüssen unterworfen war, konnte man der eigentlich sogenannten Revolution den Vorwurf nicht machen, daß sie das Verlangen gehabt habe, den Clerus zur Zielscheibe ihrer Angriffe gewählt zu haben. Alles, was man sehen konnte, hatte, da solches erkünstelt war, niemals den Charakter der Popularität, hatte in Nichts Antheil an der Ueberstürzung, welche in jenem Jahre 1835 zum Vorschein kam; man sieht wohl, daß die Revolution sich gesagt hatte: diejenigen, welche mich gegen den Clerus aufreizen wollen, suchen mich von meinem Ziele abzubringen; mein Ziel aber ist es, zu vernichten, was mächtig ist; der Clerus aber ist es nicht mehr.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man mit der größten Aufmerksamkeit beobachten, was zur Zeit des berüchtigten Vor-

schlags des Don Alonzo statt fand. Wir wollen nicht untersuchen, welches die Absichten dieses Ministers gewesen, als er diese Brandfackel unter uns schleuderte, wir wollen nicht fragen, ob er sich wirklich durch den eitlen Gedanken leiten ließ, sich populär zu machen, indem er der Revolution schmeichelte und glauben machen wollte, daß das Gouvernement sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und in Betreff so kitzeliger Fragen bis an die äußerste Grenze zu gehen geneigt sei. Wenn dieß wirklich die Absicht dieses Staatsmannes war, so erfuhr er gewiß eine grausame Verrechnung sowohl auf der Tribüne, als auch in den Journalen, da wo der unglückliche Plan keine Opposition erregte, wurde er mit einer auffallenden Kälte aufgenommen, das Schweigen war unter den Lehren, welche dem Urheber gegeben wurden, die am wenigsten herbe. Es ist dieß eine ebenso wichtige als bezeichnende Erscheinung; sie zeigt den Stand der Gesinnungen, und läßt erkennen, daß ein Spaltungsversuch selbst im Schooße der revolutionären Elemente keine so große Unterstützung finden würde, als manche sich überreden. Seit den Ereignissen des Jahres 1840 sieht man die Parteigänger einer Freiheit, die auf Nichts weniger ausgeht, als die Abschaffung der Monarchie und die Begründung der Republik zu bezwecken, auf das Feld der Politik kommen, und diese neuen Kämpfer, auf welche man gewiß den Namen Reactionär nicht anwenden könnte, haben in keiner Weise den Clerus angegriffen, noch auch im Mindesten die Absicht gezeigt, die religiösen Fragen zu verwickeln.

Dieß beweist, wie sehr wir zu der Behauptung berechtigt waren, daß ganz natürlich und selbst durch die Macht der Verhältnisse die religiöse Frage sich von der politischen zu trennen strebte, und daß die Parteien, welche zum Kampfe aufgefordert sind, alle geneigt sind, die erste als nicht zu ihrer Diskussion gehörig anzusehen. Und dieser Umstand verursacht uns die größte Freude, insofern keine Partei den Einfluß des Clerus ausbeuten wird, und die Diener der Religion sich in einer unabhängigen Stellung halten können, von der sie niemals weichen sollen. Der spanische Clerus soll diese Wahrheit niemals außer Acht lassen. Seine

Pflichten und sogar seine Interessen erheischen es, daß er, taub gegen alle Schmeicheleien und gegen alle Drohungen, sich niemals für die Wünsche einer Partei gewinnen lasse, daß man ihn niemals als ein Werkzeug eines Partei-Ehrgeizes darstellen kann. Man darf wirklich nicht vergessen, daß der Einfluß des Clerus, so sehr er auch geschwächt sein mag, immer noch groß und mächtig ist, und daß die Parteien, deren Klugheit und Scharfsinn man wohl kennt, dieses Kraftelement zu schätzen wissen, und sich stets mit der Hoffnung schmeicheln, sobald sie es für geeignet und nöthig halten, es zu ihrem Vortheil zu wenden.

Für den Clerus ist es um so wichtiger, ein solches Verfahren einzuhalten, als alle Parteien durch den Krieg und die Revolution zersplittert, kaum mehr als Faktionen und Coterien bilden, wovon keine sich rühmen kann, im Besitze eines wahrhaft nationalen Grundsatzes mit einigen Mitteln zu sein, die seine Anwendung wahrscheinlich machen. Die Zerfahrenheit der Parteien hatte indessen keineswegs den Tod der Nation zur Folge; noch bewahrt sie in ihrem Innern einen Fond energischen und mächtigen Lebens, und wenn man den Gang der Ideen und der Ereignisse in der Nähe betrachten will, wird man sehen, daß sie sich mitten in ihrem Mißgeschick und sogar bei dieser starken Schwindsucht, wovon sie gegenwärtig befallen ist, zu verjüngen scheint; man überzeugt sich von den Hoffnungen, welche sie noch hat, eines Tages wieder zu dem ihr in dem Kongreß der Nationen gebührenden Rang zu gelangen.

Die großen Ideen bedürfen zum Triumphiren, und um sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen, keiner heimlichen Kunstgriffe, noch gebrechlicher Stützen; sie müssen sich nur rein und unversehrt halten, fern von jeder Berührung der Leidenschaften, vertrauensvoll auf die Zukunft, und überzeugt sein, daß die Zeit kommen wird, wo die Vorsehung sie von Neuem in ihrer ganzen Größe und Schönheit wird leuchten lassen. Unterdessen bleiben sie nicht unfruchtbar, sie arbeiten im Verborgenen in dem Herzen der Mehrzahl der Menschen, und ihr Einfluß ist um so größer, als sie sich offenbar erhalten, ohne von den Regierungen Etwas

zu verlangen, ohne den materiellen Hilfsmitteln Etwas zu verdanken, da sie genöthigt sind, ihre Macht in dem Schooße der Armuth zu üben unter Mitwirkung der niedrigen Klasse, durch die sie heute repräsentirt werden.

Von diesen Wahrheiten sind wir so sehr überzeugt, und glauben so fest, daß keine politische Kombination über die religiösen Ideen triumphiren wird, daß, wenn die langsame Reaction, welche bestimmt zu ihren Gunsten vor sich geht, durch eine große Maßregel unterstützt würde, die da beabsichtigte, die Gewissen zu beruhigen, endlich einmal jede Furcht vor einem Schisma zu verscheuchen, die Kirchen mit Geistlichen zu versehen, das Loos des Clerus definitiv zu bestimmen, über alle Punkte die gute Harmonie mit dem römischen Hofe herzustellen, wir auch die Hoffnung hätten, daß die politische Aufregung allmälig sich legen, die Gemüther sich versöhnen und vereinigen, und das Drama unserer nationalen Lage gerade durch diese friedliche Reaction zu einer glücklichen Lösung kommen würde. Die Leiden eines Volkes werden nicht durch Staatsstreiche geheilt, der Abgrund der Revolutionen wird nicht durch stürmische Reactionen geschlossen; eine soziale Lage wird durch keine diplomatische Intrigue oder durch ein ausstudirtes Protokoll geändert, man beseitigt nicht wie durch einen Zauber alle Arten von Hindernissen, man vermeidet nicht alle Unannehmlichkeiten, man löst nicht alle Schwierigkeiten nur durch das Eintreten der Volljährigkeit eines Monarchen, oder durch den Vollzug seiner Vermählung. Ein Uebel, welches tief gewurzelte Ursachen hat, erheischt wirksame und bleibende Mittel; was in dem sozialen Zustand eines Landes seine Quelle hat, kann durch keinen Personenwechsel reformirt werden.

Gegen einander erbittert, liefern sich die Parteien auf dem Felde der Diskussion Schlachten, auf die Gefahr hin manchmal vielleicht unter mörderischere Waffen zu gerathen; ihre Grundsätze und Pläne sprechen sie gewöhnlich nicht mit Offenheit aus, weil sie befürchten, ihre Gegner möchten sich ihre Worte merken, und Folgerungen daraus ziehen, die später der Sache, welche sie vertheidigen, schaden könnten; aber wenn man die Häupter einer

jeden Partei dazu bringen könnte, daß sie ihr Programm bestimmt und klar aufstellten, das Mehr oder Weniger Vertrauen zeigten, das sie auf die Ausführbarkeit ihrer Ideen haben können, so würde man sicherlich bei ihnen diesen entschiedenen Ton nicht finden, welcher die unerschütterlichste Gewißheit in Betreff ihrer Grundsätze, und die vollkommenste Sicherheit in Hinsicht auf ihre Resultate auszusprechen scheint. Wir würden sie verlegen und schwankend sehen, durchaus nicht fremd jener Unsicherheit, jener Aengstlichkeit, welche heute Jedermann beunruhigt, ohne daß die Mehrzahl den Grund davon sich zu erklären suchte.

Nicht der Politik muß die Religion ihre Rettung verdanken, sondern vielmehr die Politik der Religion; das ist der Grundsatz, von dem alle ehrlichen und gewissenhaften Männer ausgehen müssen, welche auf die Geschicke der Nation irgend einen Einfluß ausüben können. Wenn die Völker in eine so traurige Lage gekommen sind, als die unsrige ist, so muß man bei ihnen ganz anders wirkende Mittel anwenden, als die Politik liefern kann. Man sehe nur darauf, ob dieß nicht der Weg ist, den der unverdorbenste, am Wenigsten von Vorurtheilen eingenommene Theil unserer Nation, das heißt, die Jugend geht; ihre Liebe zum Studium, ihr Sichfernhalten von den politischen Agitationen, ihre frühreife Weisheit geben eine ernste und nur zu wenig verstandene Lehre den Männern, welche in einem vorgerückteren Alter ihr nichtsdestoweniger ein Aergerniß geben durch ihre zerstörenden Doktrinen, durch ihre anarchischen Grundsätze, durch ihren Haß, ihre Zänkereien und ihre Rachsucht. Seht, wie diese Jugend sich im Stillen auf eine neue Zeit vorbereitet, welche sie mehr ahnt als voraussieht; seht, wie sie sich von allen Parteien fern hält, ihre Tendenzen zurückstößt, ihrem Ungestüm sich widersetzt, indem sie es sich vorbehält, sie in großartiger Weise Lügen zu strafen, wann einmal für sie die Zeit zum Reden und Handeln gekommen ist.

Die gold- und herrschgierigen Männer sollen nur so fortfahren, sich ihre Beute streitig zu machen, unter dieser oder jener Fahne; die politischen Leidenschaften mögen nur ihren Kampf der

Erbitterung auf dem schon mit so vielem Unflath und Blut besudelten Tummelplatz der Parteien fortsetzen; aber man sollte doch wenigstens diesen Gedanken unter uns allgemein verbreiten, daß es eine dringende Nothwendigkeit ist, die religiöse von der politischen Frage zu trennen, nicht mehr jene als eine Zugabe zu dieser anzusehen, weil die religiöse Frage, weit entfernt durch irgend eine Frage beherrscht zu werden, vielmehr alle anderen beherrscht, und weil sie, einmal auf eine gebührende Weise gelöst, alle ohne Gewaltthätigkeit und ohne Anstrengungen zu der glücklichsten Lösung führen kann.

Wir haben wenig Hoffnung, zum zweiten Male wollen wir es sagen, daß unsere Worte unmittelbar ihre Frucht tragen; der Zustand ist der Art, daß es unserer Meinung nach fast unmöglich ist, daß die Angelegenheiten einen verschiedenen Gang gehen. Aber in dem Strudel, welcher uns fortreißt, unter so vielen unvorhergesehenen Zwischenfällen können wir in so verschiedene Situationen kommen, daß vielleicht einmal eine sich darunter finden wird, wo unsere Bemerkungen zur Anwendung gelangen, und ihren Nutzen haben können. Gerade deßhalb, weil sie etwas Seltsames haben, fürchten wir sehr, daß man diese eben nicht für ausführbar halten wird; so abnorm erscheint uns die Lage, und düster die Zukunft. Wir fürchten wirklich außerordentliche Ereignisse, und wir wären sehr angenehm überrascht, wenn alle unsere Leiden nach den aufrichtigen Hoffnungen gewisser Männer auf einmal durch ein sehr nahe liegendes Ereigniß geheilt werden sollten. Eine solche Hoffnung können wir nun einmal nicht theilen, und vergeblich wünschten wir uns unsererseits in diesem angenehmen Traume zu wiegen.

Wir werden diese Diskussion nicht beschließen, ohne mit unserem Verlangen auf dem in der Ueberschrift ausgesprochenen Gegenstande zu beharren. Nein, es ist unmöglich, die Uebelstände der spanischen Kirche zu heilen, ohne Wiederherstellung unserer freundschaftlichen Beziehungen zu dem heiligen Stuhl, oder mit einem Worte, ohne Concordat. Die Größe der Interessen, die unerwarteten Ereignisse machen dieses Concordat zu einer absoluten

Nothwendigkeit. Wenn Jemand sich bereden will, daß es einen andern Weg gebe, um aus diesem unglücklichen Zustand, in dem wir uns befinden, herauszukommen, so ist er in einem beklagenswerthen Irrthum, und jeder Plan, der auf diese Ueberzeugung basirt ist, muß unser Land in einen Abgrund stürzen. Wir kennen recht wohl die langen Diskussionen, welche über die in der Kirchendisciplin eingeführten Modifikationen in Betreff der Bestätigung der Bischöfe statt fanden, und die wichtigen, zwischen den Canonisten in dieser Hinsicht abgehandelten Fragen sind uns nicht unbekannt; aber was auch an allem dem sein mag, man wird uns niemals überzeugen, daß der Fall eintreten könnte, daß diese Einsetzung ohne die Mithilfe der päpstlichen Autorität gerechtfertigt sei. Wir würden dieß als ungesetzlich, jedem Rechte entgegen, in Widerspruch mit jeder Disciplin in der Kirche, als einen Eingriff in die Hoheitsrechte und die Suprematie des apostolischen Stuhles und als das sicherste Mittel ansehen, ein Schisma hervorzurufen und aus der spanischen eine Art von anglikanischer Kirche zu machen. Und in der That, wenn alle katholischen Nationen dem Papste dieses Recht der Bestätigung einräumen, wenn dieses Recht sogar in den Ländern, wo andersgläubige Regierungen sind, ausgeübt wird, wenn trotz der Streitigkeiten, welche zwischen den Fürsten und Päpsten entstanden, man dieses Recht zuletzt anerkannt hat, und man ihm eine freie Ausübung überließ, unter welchem Titel würde eine besondere Kirche sich Bischöfe geben, welche mit Verachtung der allgemeinen Disciplin unter dem nichtigen Vorwande einer äußersten Nothwendigkeit durch den Metropolitanen oder durch jeden andern bestätigt wären? Welches Land könnte demnach auch diese Kirche mit dem apostolischen Stuhle zusammenhalten? Wo wäre die Einheit? Eine solche Maßregel hätte, statt die Gewissen zu beruhigen und die der Kirche geschlagenen Wunden zu heilen, nur die einzige Folge, die ersteren immer mehr zu beunruhigen und die zweiten zu verschlimmern, indem sie uns vollends in einen Abgrund stürzte, aus dem uns die Vorsehung nur durch ein Wunder ziehen könnte; wir wären ganz eigentlich in das Schisma ver-

sunken, ja in das Schisma, und um die Natur des Faktums zu ändern, sei es an und für sich, sei es vor den Augen der Allgemeinheit der Spanier, würde es nicht viel nützen, wollte man sich auf die alte Disciplin berufen, und eine Verschwendung von Gelehrsamkeit entfalten, die in solchem Falle so leicht ist.

In der Behandlung der Frage über das Arrangement der kirchlichen Angelegenheiten und unserer Zerwürfnisse mit Rom, scheuten sich einige nicht, wirklich von der äußersten Noth, von der Wiederherstellung der alten Disciplin, von der Bestätigung der Bischöfe durch den Metropolitan zu sprechen, indem sie so unzeitige Thatsachen und verderbliche Ideen quer dazwischen warfen. Wir haben es schon gesagt, und wiederholen es; es handelt sich nicht darum, aufzusuchen, welches die etwaigen Modifikationen sind, welche hierin die kirchliche Disciplin zulassen könnte, sondern zu wissen, welches in diesem Augenblick die Richtschnur des Verhaltens ist, von der man sich nicht entfernen kann; es handelt sich nicht um nichtige Streitigkeiten, sondern um Unterhandlungen; es handelt sich noch weniger darum, eine Gelegenheit zu ergreifen, um seinem persönlichen Groll oder den angehäuften Empfindungen des Unwillens Genugthuung zu verschaffen, woran doch das Publikum auch nicht im Mindesten betheiligt ist; darum handelt es sich, die Mittel aufzufinden, den Gemüthern Ruhe zu verschaffen und den Frieden der Nation auf soliden Grundlagen zu befestigen. Die Männer, welche in dieser wichtigen Angelegenheit handeln sollen, dürfen es nunmehr nicht vergessen; wenn sie sich nicht über eine Sphäre erheben, deren geringster Fehler es ist, äußerst kleinlich und eng begrenzt zu sein, so kann man zu Nichts gelangen; man kommt keinen Schritt zur gewünschten Aussöhnung vorwärts.

Aber wir wollen, wenn es möglich ist, von den Grundsätzen des Dogma und der Disciplin ganz Umgang nehmen, an kein Schisma denken, an ein offenbares Schisma, in welches sich die spanische Kirche stürzen würde, wenn man zur Verletzung der allgemeinen Disciplin in Bezug auf die Bestätigung der Bischöfe seine Zustimmung gäbe, wir wollen sogar für einen Augenblick

den Schmerz vergessen, wovon jede katholische Seele niedergedrückt wird bei dem einzigen Gedanken an einen so verderblichen Schritt; es scheint uns auch unmöglich, daß man ihn im Ernste für ausführbar hält, man braucht ja unser Land nur wenig zu kennen. Nun nehmt aber wirklich an, daß diese Maßregel angenommen werde, und man zur Bestätigung der Bischöfe durch den Metropolitan weiter schritte. Vor allen Dingen, welches werden die Metropolitane sein, die in der Kühnheit und in dem Vergessen aller ihrer Pflichten so weit gehen werden, daß sie eine solche Verantwortlichkeit vor den Augen Gottes, der Kirche und Nation auf sich nehmen wollten? Kennt ihr viele Metropolitane, selbst unter denen, die man Anhänger des Alterthums nennt, die sich zu so gefährlichen Neuerungen hergeben würden? Es ist schwer, in das Herz des Menschen zu sehen; Gott allein kann wissen, was die Versprechungen und die Drohungen durchsetzen könnten; aber wir haben die feste Ueberzeugung, daß die Zahl der Pflichtvergessenen sehr gering wäre, wir wagen sogar zu hoffen, daß auch nicht ein Einziger sich finden würde. Nein, es würde sich auch nicht ein Einziger finden; denn was auch die besondern Lehren sein mögen, zu denen sich dieses oder jenes Individuum bekennt, wenn es sie zur Anwendung bringen sollte, dann würde, wenn die Stimme des Stellvertreters Jesu Christi sich erheben sollte, um ein solches Attentat zu verdammen sammt denen, die sich desselben mitschuldig machen würden; wenn von allen Punkten einer ganz besonders katholischen Nation ein Schrei der Verdammung und des Abscheues ausginge; wenn der gesammte Clerus, seinen Pflichten treu bleibend, sich geneigt zeigte, lieber die Entbehrungen des Exils zu erleiden, als an seinem Gewissen einen Verrath zu begehen; dann würde, wir zweifeln nicht daran, die Hand, die bereit ist, das Sakrilegium auszuführen, sich selbst zurückgehalten fühlen, und der Mann, der im Stande gewesen wäre, sich auf den Weg des Verderbens ziehen zu lassen, würde ihn ungesäumt verlassen, um in den Schooß der Kirche zurückzukehren.

Gehen wir weiter und nehmen wir an, daß unsere Hoff-

nungen sich nicht verwirklichen, und außerdem noch, daß es wirklich Männer geben würde, die verblendet genug wären, um von einer schismatischen Hand die bischöfliche Weihe zu empfangen; was würde geschehen? Sobald sie in die verschiedenen Diözesen kämen, um eine Heerde zu weiden, die ihnen der heilige Geist nicht anvertraut hätte; mit welchen Augen würden sie von den Leuten angesehen werden? Wie würden ihre Verordnungen aufgenommen werden? Weder die Priester noch die Gläubigen würden einem Eingedrungenen den Gehorsam leisten, welcher ohne anderes Verdienst, als seinen Ehrgeiz, ohne anderen Titel, als womit ihn eine unbefugte Macht bekleidet hätte, den bischöflichen Sitz einnehmen würde, gleichsam um Zwietracht zu stiften und Aergerniß zu geben. Und da solche Fälle nicht allein in einigen isolirten Diözesen, sondern in fast ganz Spanien vorkämen, da es in diesem unglücklichen Lande nur sehr wenige Kirchen gibt, deren Bischof nicht gestorben oder in der Verbannung wäre, wer sieht da nicht die Unordnung, die Verwirrung, das Chaos, das überall herrschen würde? Welche Zerrüttung in den Gemüthern! Was für gewaltsame Anstrengungen, um diese unselige Maßregel durchzusetzen! Was für Ohrenbläsereien, Händel, Verfolgungen, Verwüstungen! Umsonst würde man noch von äußerster Noth sprechen; umsonst würde man an die alte Disciplin erinnern; umsonst würde man hochtrabende Einleitungen an den Anfang der Dekrete setzen, welche gegen die Eingedrungenen Gehorsam vorschreiben sollen; umsonst würden diese Letzteren die beredtesten Predigten, die überzeugendsten Hirtenbriefe an ihre Gläubigen richten; tausend Stimmen würden sich in der Presse und in dem vertraulichen Verkehr des Lebens erheben, um gegen die Uebertretung der kanonischen Bestimmungen, den Umsturz der Disciplin, die Störung der Einheit zu protestiren. Das spanische Volk, katholisch durch seinen Glauben, durch seine Sitten, durch seine Gewohnheiten, dieses Volk, welches die Vorsehung mit einem so wunderbaren Instinkt begabt hat, um den Wolf zu erkennen, dann sogar, wenn er sich ganz geschickt in einen Schafpelz einhüllt; dieses Volk würde zu den falschen Oberhirten sagen: Wir

können uns zwar nicht, das ist wahr, mit euch über so erhabene Fragen in einen Wortstreit einlassen, aber das wissen wir, daß wir euch nicht durch die Thüre eintreten sahen, und wer nicht durch die Thüre eintritt, ist kein Hirte, sondern ein Dieb, nach dem Worte des göttlichen Meisters.

Das wären die Folgen, welche die Idee, die kirchlichen Angelegenheiten ohne den Papst zu beendigen, nach sich ziehen würde. Es würde da eine allgemeine, tiefgreifende permanente Gemüthsunruhe beginnen, deren Ende man nicht absehen könnte, es sei denn, daß die Dinge wieder in ihren ersten Zustand zurückgebracht würden. Umsonst gäbe man sich der Hoffnung hin, bei uns eine schismatische Kirche, sowie etwa die in England, gründen zu können; die Zeiten haben sich geändert; heute ist es nicht mehr so leicht, den Gewissen Gewalt anzuthun; die Umstände, worin wir uns befinden, haben in keinem Punkte eine Aehnlichkeit mit denen, welche die Empörung Heinrichs VIII. begünstigten. Fügen wir nun noch dazu, daß, um derartige Aenderungen auszuführen, man auf die Pflichtvergessenheit eines beträchtlichen Theiles des Clerus muß rechnen können. Das ist das einzige Mittel, zahlreiche Anhänger zu gewinnen und ein Volk zu verleiten, welches in verrätherischer Weise durch seine Führer irre geführt, so unter dem Namen Reform die Zerstörung, und unter dem Namen Freiheit Zügellosigkeit annehmen würde. Das wäre aber, Dank der göttlichen Güte, nicht möglich, in Spanien durchzuführen, und wenn wir so sprechen, haben wir gewiß nicht die Absicht, der Geistlichkeit zu schmeicheln; unser Zweck ist es vielmehr, sie auf den Kampf vorzubereiten, den sie vielleicht zu bestehen haben wird. Wir beweisen eine allgemein anerkannte Thatsache, welche das Mißgeschick der Zeit bis zum höchsten Grad der Evidenz gebracht hat, eine Thatsache, welche, während sie die Kirche des heiligen Leander und des heiligen Isidorus mit Ruhm bedeckt, das Herz aller Katholiken des Weltalls mit Freuden erfüllt, und uns die gerechteste Hoffnung gewährt, daß alle Versuchungen, welche über diesen Theil der Heerde Jesu Christi kamen, nur dazu beitragen werden, ihm den Triumph

über alle seine Feinde zu verschaffen, und ihn auf eine wunderbare Weise zur Ausführung der großen ihm anvertrauten Mission befähigen sollen.

Möchten diese Wahrheiten tief in das Herz aller Staatsmänner eingegraben sein, welche für die Zukunft berufen werden, die Nation zu regieren, was auch sonst ihre politischen Ansichten, und sogar ihre religiösen Meinungen sein mögen; sie mögen wohl wissen, daß dieses so komplizirte Problem, dessen ungeheure Last jetzt auf der spanischen Nation lastet, durch nichts Anderes gelöst werden kann, als durch ein Concordat. Und da man schon seit langer Zeit das Ziel kennt, welches man nothwendig erreichen muß, so bleibt nichts Anderes übrig, als mit ebenso viel Entschlossenheit, als Ehrlichkeit nach dieser Seite hin seine Richtung einzuschlagen; für die Leiden unseres Landes ist dieß das einzige Heilmittel.

Und für's Erste wäre es von der größten Wichtigkeit, wenn alle Organe der öffentlichen Meinung, wie verschieden auch ihre Farben sein mögen, sich über diesen Punkt offen miteinander in Einvernehmen setzten, und das Concordat als wesentliches Ziel ihrer Bemühungen aufstellten, als einen der Hauptpunkte in ihren Programmen, welche zu bilden sie sich bemühen. Die Dinge sind bereits zu einer solchen Extremität gekommen, man hat so viele Erfahrungen und so viele Verrechnungen gemacht, man ist der gegenwärtigen Lage so überdrüssig, alle denkenden Männer sind so vollkommen überzeugt, daß die religiösen Fragen nicht mehr in dieser Unbestimmtheit bleiben können, ohne unberechenbares Unglück nach sich zu ziehen, die Bewegung der Geister nach der religiösen Seite hin ist von jetzt an so deutlich ausgesprochen, schreitet vor unsern Augen mit solcher Gewalt und Selbstthätigkeit voran, daß der ungeheuren Mehrheit, oder sagen wir lieber, der Gesammtheit der spanischen Nation Nichts angenehmer sein würde, als wenn endlich einmal durch offene, ausführliche, entschiedene Erklärungen der feste Willen gezeigt würde, unsere Beziehungen mit Rom wieder herzustellen, und so jedem Versuch zu einem Schisma zuvorzukommen. Welches Interesse

kann man daran haben, sich dieser Aussöhnung zu widersetzen? Könnte man die Verkehrtheit eines Mannes begreifen, der sein Vergnügen daran fände, den Gewissen Gewalt anzuthun, eine machtlose und ausgeplünderte Geistlichkeit zu unterdrücken, die Verlassenheit und bald vielleicht den Einsturz der prachtvollen Tempel zu sehen, welche der fromme Sinn unserer Voreltern uns vermacht hat, gegen die Ideen eines ganzen Volkes anzukämpfen, die Freiheit zu verdrehen, dem Gang der Ereignisse Zwang anzulegen, alle Fragen zu verschlimmern, und nach allen Seiten hin den Stoff einer unfruchtbaren Aufregung und einer traurigen Zwietracht zu verbreiten?

Unsere Worte zeigen zur Genüge die Uneigennützigkeit, die uns beseelt, und wie sehr wir entfernt sind, die Absichten irgend einer Partei zu fördern. Die Liebe zur katholischen Religion, das brennende Verlangen, sie unter uns erhalten und in blühendem Zustande zu sehen, der Wunsch, für die Wiederherstellung des Friedens und der Eintracht unter den Spaniern zu arbeiten, — das sind die Beweggründe, welche uns zu diesen Artikeln begeisterten, das ist die Triebfeder, welche unsere Hand bei ihrer Abfassung leitete. Wenn die von uns gegebenen Andeutungen zu irgend Etwas dienen können, so beschwören wir die hervorragenden Schriftsteller, welche für die Presse arbeiten, ihnen den Grad der Entwickelung und Klarheit zu geben, welcher ihnen einen günstigen Erfolg sichern soll. Wir laden sie ein, mit uns an diesem großen Werke der Aussöhnung zu arbeiten, und da sie zum Vaterlande Rekaredo's gehören, laut und furchtlos auszurufen, daß die spanische Nation noch nicht das großartige Schauspiel vergessen hat, welches sie unter dem Pontifikat des heiligen Gregor gab, und daß sie wünscht, ein ähnliches unter der Regierung Gregors XVI. zu geben!

Die Bevölkerung.

Erster Artikel.

Die Bevölkerung; es ist dies wohl einer der schwierigsten Gegenstände, welchen die Wissenschaft zu untersuchen hat. Welches sind die Gesetze, welche sie in ihrer Zu- oder Abnahme befolgt? Welches sind die aus der Art und Weise, nach welcher sie zunimmt, sich ergebenden Wirkungen? Das sind unserer Meinung nach über diesen Gegenstand die zwei wichtigsten Fragen, die aber bis jetzt noch lange keine vollständige Lösung gefunden haben. Die modernen Staatsökonomen sind über diesen Punkt, wie über so viele andere getheilt, indem jeder seinerseits gewisse Grundsätze aufstellt, denen seiner Ansicht nach, die Natur und die Gesellschaft untergeordnet wären. Bevor wir unsere eigene Meinung aussprechen, wird es gut sein, auf einige dieser Systeme einen Blick zu werfen, damit, wenn wir die Irrthümer, in welche die andern gerathen sind, kennen, es uns leichter wird, auf eine Bahn einzulenken, auf der wir endlich die gesuchte Wahrheit finden möchten.

Ein sehr bekannter spanischer Staatsökonom, Namens Ramon de la Sagra, macht ganz richtig die Bemerkung, daß es über diesen Gegenstand zwei gerade entgegengesetzte Ansichten gibt. Die erste Ansicht, zu welcher sich Montesquieu, Necker, Mirabeau, Adam Smith, Evereste, Maurel de Vindé bekennen, behauptet, daß die Macht und der Reichthum der Staaten in geradem Verhältniß zu der Zunahme der Bevölkerung stehe, die man demnach als ein produktives Element ansieht. Die zweite Ansicht, welche

durch Ortés, Ricci, Franclin, Stewart, Arthur Yound, Malthus, Say, Droz, Blanqui, Sismondi, Godwin vertreten wird, sieht die Zunahme der Bevölkerung als ein wirkliches Unglück an; statt also die Mittel aufzusuchen, sie immer mehr zu vermehren, hat diese Ansicht sich zur Aufgabe gemacht, der übermäßigen Entwickelung Einhalt zu thun. Es ist möglich, daß man auf der einen wie auf der andern Seite in den Irrthum verfällt, wie es denn fast immer der Fall ist, wenn es sich um extreme Meinungen handelt. Vor Allem ist es wichtig, die Frage genau festzuhalten, und je nachdem man sie darstellt, ist sie so einfach, daß sie keine Schwierigkeiten mehr zuläßt.

Ist die Zunahme der Bevölkerung nützlich und heilsam? Wir glauben nicht, daß man die so gestellte Frage geradezu beantworten kann, ohne einige Unterscheidungen zu machen. Wenn die neue Bevölkerung der Nahrungs- und der andern zu ihrer vollständigen Erziehung nothwendigen Mittel entbehren muß; wenn gerade dadurch das Elend und die Immoralität mit der Bevölkerung zunehmen, das heißt, wenn die Leiden des Leibes und der Seele sich vervielfältigen sollen, dann ist es allerdings besser, diese Zunahme findet nicht statt; es ist wirklich besser, wenn verkümmerte und schlechte Menschen nicht zur Welt kommen, sei es im Interesse der Gesellschaft, sei es im Interesse dieser Unglücklichen selbst. Das wird durch die Vernunft und durch die Religion bestätigt; beide sagen uns, daß einem Dasein, welches für den Besitzer ebenso wie für die andern nur Ungemach nach sich zieht, das Nichtdasein vorzuziehen ist.

Es ist nicht nothwendig, sich zu hohen philosophischen Betrachtungen zu erheben, um die Wahrheit dieser Bemerkungen einzusehen; dazu reicht der gewöhnliche Menschenverstand aus. Was sagt ein verständiger Mann, wenn er von der Heirath eines armen hoffnungslosen Individuums sprechen hört? Er sagt, daß das nichts weiter heißt, als die Zahl der Unglücklichen und die Masse der Uebel vermehren, die bereits in der Gesellschaft herrschen. Er fragt sich, welcher Vortheil kann aus dem Zustandekommen einer neuen Familie entspringen, welcher der Vater nur

diese zwei schrecklichen Rathgeber, das Aergerniß und den Hunger geben kann? Daraus muß man schließen, daß man nicht absolut behaupten kann, daß die Zunahme der Bevölkerung ein Vortheil sei; denn unabhängig von jeder anderen Erwägung, genügt das bereits von uns Gesagte, um zu beweisen, daß in gewissen Fällen diese Zunahme geradezu ein Uebel, und zwar ein sehr großes Uebel sei.

Es wird zwar nicht immer der Fall eintreten, daß das wahrscheinliche Resultat von der Zunahme der Bevölkerung sich mit solcher Klarheit und Deutlichkeit, als in der vorangehenden Hypothese herausstellt; aber wir haben absichtlich einen extremen Fall gewählt, damit er uns als Ausgangspunkt diene; wir haben so das Mittel, in Betreff dieses Punktes das Mehr oder Weniger von Vortheil oder Uebelstand in Grade abzutheilen, das bei der Zunahme der Bevölkerung sich finden kann, je nachdem sie die von uns eben angedeutete Wirkung mehr oder weniger hervorbringt. Es gibt Fälle, wo die traurigen Resultate nicht unmittelbar gefühlt werden; dann kommt es der Klugheit des Gesetzgebers oder aller derer zu, welche, unter welchem Titel es auch sein mag, einen Einfluß auf die Gesellschaft ausüben, zur rechten Zeit dem Uebel zuvorzukommen, von dem sie bedroht wird; statt eine progressive und gefährliche Vermehrung zu fördern, müssen sie vielmehr dieselbe durch entsprechende, gesetzliche und vor Allem durch moralische Mittel zu verhindern suchen.

Wenn zum Beispiel ein Land, das vom Ackerbau lebt, von Bevölkerung gleichsam gesättigt und es nicht möglich ist, die Erzeugnisse des Bodens zu vermehren, räth da nicht die Klugheit, seine Bevölkerung womöglich in dem Status quo zu erhalten; wäre es nicht unsinnig, ihre Zunahme zu fördern, da man in dem nämlichen Verhältniß die Zahl der Unglücklichen vermehren würde? Die Gesellschaft wäre dann in dem nämlichen Falle, wie eine Familie, welche zwar alle Hilfsmittel besäße, um mit Anstand und Bequemlichkeit leben zu können, aber eine unverhältnißmäßige Vervielfältigung ihrer Glieder sähe, so daß die Hilfsmittel, worüber sie verfügt, dadurch unzureichend würden. So einfache und so

klare Wahrheiten lassen unserer Meinung nach keinen haltbaren oder wenigstens vernünftigen Einwurf zu. Die Natur bietet der Menschheit ein großartiges Gastmahl, aber dieses Gastmahl hat Grenzen, ist Bedingungen unterworfen. Häufen wir unbedachtsamer Weise auf einem oder dem andern Punkte zu sehr die Anzahl der Gäste, so haben wir uns die Folgen zuzuschreiben, die aus einer solchen Unvorsichtigkeit entstehen müssen.

Aus dem Vorangehenden wollen wir den Schluß ziehen, daß, — da man es nicht als allgemeinen Satz aufstellen kann, ob die Zunahme der Bevölkerung ein glücklicher oder trauriger Umstand ist, weil diese Frage dem wahrscheinlichen Loose derer, welche die Gesellschaft rekrutiren werden, und den Wirkungen untergeordnet ist, welche ihr Dasein auf die Gesellschaft hervorbringen muß, — man vorerst untersuchen, das heißt, wissen soll, welches dieses Loos und diese Wirkungen sein können. Ist diese zweite Frage einmal gelöst, so wird es die erste von selbst. Die Staatsökonomen, welche, wie wir eben gesagt haben, sich nicht einigen konnten, ob die Zunahme der Bevölkerung etwas Gutes oder einen Nachtheil nach sich ziehe, waren nicht geschickter, uns einen Grundsatz aufzustellen, der uns zur Kenntniß des Gesetzes, nach welchem die Bevölkerung zu oder abnimmt, als Grundlage dienen könnte. Man hat sehr oft gesagt, daß die Bevölkerung stets im geraden Verhältniß zu den Subsistenzmitteln stehe; so zwar, daß da, wo diese Mittel im Ueberfluß vorhanden sind, sie zunehmen muß, bis sie die Grenzen erreicht hat, die ihr durch dieses Verhältniß vorgezeichnet sind; und daß da, wo diese Mittel fehlen, sie abnehmen muß, bis das Verhältniß gleichmäßig hergestellt ist.

Auf den ersten Blick gibts nichts Einfacheres, nichts Einleuchtenderes, als ein solcher Grundsatz; aber in Wirklichkeit scheint es nicht, daß er aufrecht erhalten werden kann, wenigstens nicht ohne einige Einschränkungen. Es ist gewiß, daß in den Vereinigten Staaten, wo man seit langer Zeit die Subsistenzmittel im Ueberfluß hatte, die Bevölkerung mit einer erstaunlichen Raschheit zunahm, aber es ist nicht weniger gewiß, daß in Irland, wo der Hunger alljährlich Tausende von Schlachtopfern verschlingt,

die nämliche Zunahme in einer merkwürdigen Weise ihren Fortgang hatte, und daß sie nicht wenig dazu beitrug, die schreckliche Lage dieses unglücklichen Landes zu verschlimmern. Wie kommt es nun, daß hier die Bevölkerung nicht abnahm, bis sie im gehörigen Verhältniß zu den Subsistenzmitteln stand? Es ist damit Nichts gesagt, wenn man antwortet, daß diese Mittel, wiewohl dürftig und beschränkt vorhanden sind; denn außerdem, daß dies falsch ist, wie die Zahl der Opfer es nur allzu deutlich beweist, ließe sich eine solche Antwort auch auf alle Länder der Erde anwenden, wo die Bevölkerung sich wie in Irland vermehren müßte, da es kein bewohntes Land gibt, welches nicht wenigstens ebenso viele Hilfsquellen hätte.

Außerdem muß man bemerken, daß, wenn es sich um Subsistenzmittel handelt, man nicht einzig nur von der zur Erhaltung nöthigen Nahrung sprechen will, sondern daß man darunter Alles verstehen muß, was ein Individuum braucht, um mit einiger Bequemlichkeit und Leichtigkeit zu leben, und nicht gerade nur so viel, um nicht Hungers zu sterben. Kleidung, Wohnung, die Mittel, sich bei Krankheiten zu pflegen, sind ebenso nothwendig zur Erhaltung des Menschen. Und wenn diese ihm gänzlich oder zum großen Theil fehlen, so kann man nicht mit Recht sagen, daß er das zum Leben Nothwendige hat. Zwischen Hungers sterben oder Nacktheit und leben, wie es sich gehört, um seine Gesundheit, seine Kräfte und seinen Muth zu erhalten, ist eine ganz große Leiter, auf deren Sprossen das Elend in seinen verschiedenen Gestalten aufgestellt ist. Niemand vermöchte den unbeweglichen Punkt anzugeben, bis zu welchem die Entbehrungen gehen können, und den sie nicht überschreiten dürften; aber es gibt Grenzen, welche die Klugheit in ziemlich annähernder Weise angeben kann, und über welchen ein Individuum zur Klasse derer gehört, von denen man ohne Scheu behaupten kann, daß sie die Subsistenzmittel nicht haben.

Der Grundsatz, den wir besprechen, leidet an dem Uebelstand aller zu allgemein gefaßten Grundsätze, die fast alle als wahr erscheinen, wenn man sie, abgesehen von der Wirklichkeit, nur in der

Theorie betrachtet, wo aber die Erfahrung uns einen vollkommenen Irrthum oder große Ungenauigkeiten erkennen läßt. Es ist gewiß, wenn wir, um das durch die Veränderungen der Bevölkerungen befolgte Gesetz zu bestimmen, nur auf die zur Erhaltung nothwendigen Mittel Rücksicht nehmen, so wird der angeregte Grundsatz sich als unangreifbar zeigen; wenn wir aber bedenken, daß es nicht genügt, nur der Erhaltung Rechnung zu tragen und daß man sich auch mit den neuen Generationen beschäftigen muß, welche bestimmt sind, die Gesellschaft zu rekrutiren, und im Grunde von dem Mehr oder Weniger der zum Leben nöthigen Hilfsmittel wenig abhängig sind, so werden wir leicht einsehen, daß die Zunahme der Bevölkerung nicht immer das Verhältniß erreichen darf, welches seine Hilfsmittel ihm vorzuzeichnen scheinen, und daß beim Mangel dieser Hilfsmittel andere Umstände verhindern können, daß die Bevölkerung abnimmt, und so bis zu jener Grenze zurückkehrt, welche eben dieses Verhältniß vorgezeichnet hat.

Die Wahrheit dieser Behauptungen läßt sich auf mehrere Arten beweisen; wir wählen die einfachsten und darum zu unserm Zwecke passendsten Beweise. Wir begegnen mit jedem Schritte äußerst armen Familien, die eine große Zahl Kinder zählen, während andere dagegen, die sich eines schönen Vermögens erfreuen, keine oder nur sehr wenige Kinder haben. Dies ist ein schlagender Beweis, wie ungenau es ist, wenn man sagt, daß die Zunahme der Bevölkerung zu den Subsistenzmitteln im Verhältniß stehe. In diesem Falle wäre es kein gerades, sondern ein umgekehrtes Verhältniß. Will man uns dagegen einwenden, daß dieses Beispiel nicht allgemein sei, und daß die Ausnahmen den gewöhnlichen und regelmäßigen Lauf der Dinge nicht stören können, so haben wir darauf zwei Antworten. Erstens zweifeln wir sehr, daß dies nur eine seltene Ausnahme sei; im Gegentheil halten wir sie für sehr häufig und zwar für so häufig, daß die Ausnahme sich vielleicht auf der anderen Seite finden würde. Zweitens, so allgemein auch eine Regel sein mag, so selten auch die Ausnahmen sein mögen, so muß man doch jedenfalls immer

darauf sehen, welches die Fälle sind, bei denen der aufgestellte Grundsatz sich nicht bewährt; denn nehmet eine Gesellschaft an, in welcher die Umstände so zusammen treffen, daß in einer Familie die Zahl der Kinder und die Größe der Hilfsmittel in umgekehrten Verhältniß steht, so muß sich in der Gesellschaft die nämliche Erscheinung zeigen.

Die Gewohnheit, in einem solchen Falle alle Dinge im Großen zu betrachten, und nur die Resultate zu berechnen, welche durch eine große Anzahl von Angaben geliefert werden, Angaben, die immer der Ungenauigkeit verdächtig sind, hatte zur Folge, daß man es ganz vernachlässigte, im Einzelnen zu betrachten, was in jeder Familie vorgeht. Dieses Verfahren, wiewohl einfacher und isolirter, hat nichtsdestoweniger den Vortheil, daß es besser bewiesen werden kann, und wenn man die Synthese mit der Analyse verbindet, zu den allgemeinsten Resultaten führt. Gleichwie man, um die Natur der Körper genau kennen zu lernen, sie in ihre Theile und in ihre Elemente zerlegen muß, ebenso sollte man, wenn man die Gesellschaft gründlich studiren will, sich wohl hüten, das Studium der Individuen und der Familie zu verschmähen. Die Gesetze der Natur sind in der Regel sehr einfach; sie entgehen uns aber meistens, weil wir allzusehr grübeln wollen, und die Thatsachen vergessen.

Dieses Vergessen zeigt sich nicht allein in der Aufsuchung der Gesetze, welche die Zu- und Abnahme der Bevölkerung bestimmen, sondern auch in der Prüfung, welche zu wissen beabsichtigt, ob diese Zunahme vortheilhaft oder schädlich sei. Um die Vortheile einer zahlreichen Bevölkerung zu beweisen, sagte man: „Seht auf Frankreich, seht auf England, jedes dieser Länder kann kaum seine Einwohner fassen, und doch wie groß sind nicht ihre Reichthümer und ihre Macht! Alle Werkstätten sind überfüllt mit Handwerkern und die Felder mit Arbeitern; ist das kein Beweis, daß das Glück und der Wohlstand eines Landes von der Größe seiner Bevölkerung abhängt? Setzet für einen Augenblick voraus, daß ein Theil dieser Bevölkerung diesen zwei großen Völkern, oder anderen, welche im nämlichen Fall sind, abgehe, und

ihr werdet sogleich diese Felder brach liegen und die Werkstätten verlassen, und die Mehrzahl der Gewerbe ohne Konkurrenz und ohne Leben sehen, die Gesellschaft wird ihre Anregung, das Gouvernement seine Stärke verlieren, und ebendieselben Völker, welche vor Kurzem noch so groß und mächtig waren, werden rasch von dieser Höhe des Glanzes herabfallen und sich unter die Zahl derer reihen, bei welchen der Mangel an Einwohnern schon lange diese beklagenswerthen Resultate hervorgebracht hat."

In solchem Falle ist es leicht, aber sehr gefährlich, die Ursachen mit den Wirkungen und umgekehrt zu vermischen, innige Beziehungen zwischen Erscheinungen anzunehmen, welche wirklich keine haben, die Begriffe so zu verwirren, daß die augenscheinlich gewissenhaftesten und genauesten Diskussionen nichts mehr sind, als ein Gewebe von sinnlosen Worten. Dies zeigt sich deutlich in den Schlußfolgerungen, welche wir glaubten den Anhängern der unbeschränkten Zunahme der Bevölkerung in den Mund legen zu müssen, denjenigen, welche behaupten, daß die Stärke und das Glück der Nation immer mit der Zahl der Einwohner im Verhältniß stehe.

Dieser Satz enthält wirklich eine Zweideutigkeit, von der man sogleich überrascht wird und welche darin besteht, daß er die Gesellschaft mit dem Staat verwechselt, zwei an und für sich sehr verschiedene Dinge. Unter dem Wort Gesellschaft verstehen wir die Gesammtheit der Individuen, welche eine Nation ausmachen, indem man sie in Bezug auf alle ihre Bedürfnisse betrachtet. Das Wort Staat bezeichnet etwas ganz Anderes; es abstrahirt von dem intellektuellen, moralischen und physischen Zustand der Individuen, und drückt, eigentlich gesprochen, nur die politische und administrative Organisation eines Landes aus, das heißt, das System, nach welchem das Land regiert und verwaltet wird; mit andern Worten Staat bedeutet eine Gesellschaft, nicht an und für sich selbst, sondern als ein moralisches Wesen betrachtet, sowohl in den Beziehungen der einzelnen Glieder unter einander, als in seinen Beziehungen zu andern Gesellschaften.

Ist dieser Unterschied, den man nicht außer Acht lassen darf, einmal festgestellt, so ist es einleuchtend, daß der Fall leicht ein=

treten kann, daß eine Gesellschaft, einfach als solche betrachtet, auf dem Wege der Kümmerlichkeit und des Verfalles sei, während sie als Staat genommen, sich im Wohlstand und Glück befindet. Wenn die öffentliche Gewalt kräftig, wenn der Schatz wohl gefüllt, die Armee zahlreich, disciplinirt, geübt ist, wenn die Gesetze geachtet werden, wenn der Einfluß nach Außen erweitert, stark und tiefgreifend ist, dann ist der Staat ohne allen Zweifel glücklich und in günstigen Verhältnissen. Aber folgt daraus, daß es die Gesellschaft im nämlichen Verhältniß sein wird? Gewiß nicht; und diese Antwort wird uns durch die Geschichte und die Erfahrung gegeben.

In den alten Civilisationen gab es Staaten, die sich in der vortheilhaften ebenbezeichneten Lage befanden. Ohne von Aegypten und den Reichen des Morgenlandes zu sprechen, wollen wir nur Griechenland, Karthago und Rom anführen. Welches ist unter diesen Nationen, wenn wir sogar in ihre schönsten und blühendsten Zeiten zurückgehen, diejenige, bei welcher wir die Gesellschaft im Glück und Wohlstand sehen könnten? Man weiß, daß die Grundlage der alten Gesellschaften die Sklaverei, und daß die Zahl der Sklaven unvergleichlich größer war, als die der freien Menschen. Diese Thatsache allein beweist, daß die Mehrzahl der menschlichen Wesen, welche diese Staaten ausmachten, sich nicht der Vortheile erfreute, welche der Staat selbst haben konnte. Die Mehrzahl war wirklich, da sie nicht als Personen, sondern als Dinge angesehen wurden, von den einfachsten, dem Menschen zustehenden Rechten ausgeschlossen, weit entfernt an den nur für eine kleine Zahl aufbewahrten Annehmlichkeiten und Genüssen Theil zu haben. Man wird vielleicht sagen, daß die Sklaven als der Gesellschaft nicht angehörend, betrachtet wurden, und daß es von der eigentlichen Frage abgehen hieße, wollte man nach ihren Leiden über das Unglück der Gesellschaft ein Urtheil fällen. Aber es ist leicht einzusehen, daß diese Antwort, anstatt unsere eben ausgesprochene Behauptung zu entkräften, nur sie noch mehr bestätigt. Denn gerade deßwegen, weil diese Unglücklichen nicht als Glieder der Gesellschaft betrachtet wurden, gerade weil sie unablässig für dieselbe arbeiteten, aber keinen Antheil an den Früchten ihrer

eigenen Arbeiten hatten, und nur empfingen, was nöthig war, um leben und sich im Stande erhalten zu können, die Reichthümer ihrer Herrn zu vermehren; gerade weil sie, wiewohl Menschen wie diese und ihnen durch die Rechte der Natur gleich, dennoch wie Thiere angesehen und behandelt wurden; gerade deßwegen, sagen wir, war die Gesellschaft wirklich unglücklich, wie glücklich und mächtig auch der Staat zu sein scheinen mochte. Wenn man unter Gesellschaft die Gesammtheit der zusammenlebenden Menschen verstehen muß, wie ist es dann möglich, sie glücklich zu nennen, so lange der größte Theil dieser Menschen ein Dasein dahinschleppt, das von jeder Art von Leiden getränkt ist? Würde es, um das Schreckliche dieser Thatsache zu mildern, schon genügen, wenn man sagte, daß man sie nicht als Glieder der Gesellschaft betrachtete? Können die Namen die Natur der Dinge ändern?

Aber nicht die Sklaverei allein war die Ursache, daß in den alten Civilisationen die Gesellschaften, trotz des augenscheinlichen Glückes des Staates, unglücklich waren. Kennt man nicht die Verachtung, in welcher diejenigen lebten, welche, ohne gerade Sklaven zu sein, sich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, ein Handwerk zu treiben? Aristoteles, das Orakel der heidnischen Philosophie, derjenige Schriftsteller, dessen Werke die Gefühle, welche die alten Civilisationen belebten, am Besten erkennen lassen, sieht alle mechanischen Handwerke als gemein und verächtlich an; den Titel Bürger räumt er nur demjenigen ein, welcher sich jeder Handarbeit überheben, und sich ganz den Sorgen der Staatsangelegenheiten ergeben kann. So war jedes Individuum, welches ohne Subsistenzmittel war, in die Nothwendigkeit versetzt, entweder auf seinen Titel Bürger zu verzichten, wenn er sich entschließen konnte, seinen Lebensunterhalt durch seine Arbeit sich zu verdienen, oder sein Brod zu betteln, oder auch auf dem öffentlichen Platze den Samen der Unordnung auszustreuen, sein Votum und seine Stimme an jede Art von Ehrgeiz zu verkaufen.

Man prüfe diese so viel gerühmten Civilisationen nur näher, und man wird so zu sagen es mit der Hand greifen, daß diese Völker, deren Namen den Erdkreis erfüllte, in der That nur aus

einer geringen Zahl von Individuen bestanden, welche eine ungeheure Masse theils Sklaven, theils Plebejer zu ihren Befehlen hatten; der Name macht Nichts zur Sache; Thatsache ist, daß die kleine Anzahl von den Anstrengungen und Arbeiten der Menge den Nutzen zog, den Schweiß und das Blut so vieler Unglücklicher zu ihrem Vortheil ausbeutete; humanum paucis vivit genus — das Menschengeschlecht lebt für Wenige, sagte ein tiefer Menschenkenner, Julius Cäsar.

Mit der neuen sozialen Organisation, welche durch das Christenthum zwar auf eine langsame, aber kräftige und sanfte Weise eingeführt ward, wurden die Uebelstände, die wir bezeichnet haben, zum Theil verbessert; und wiewohl in gewissen Beziehungen der Ausspruch des römischen Feldherrn noch wahr ist, so könnte man doch nicht in Abrede stellen, daß das Loos der Menschheit gründlich gebessert wurde, und daß die sozialen Güter jetzt unter eine solche Anzahl von Menschen vertheilt sind, daß die Heiden es für fabelhaft gehalten hätten. Nachdem die Sklaverei abgeschafft, das Eigenthum besser vertheilt, die Arbeit auf andern Grundlagen organisirt, der Schandfleck, womit man die Handwerke bezeichnete, verwischt, die öffentliche Wohlthätigkeit befestigt und allgemein geworden ist, so sind dadurch ebenso viel bemerkenswerthe Verbesserungen eingetreten, die dem Stande der zahlreichsten Klassen Vortheil brachten. Wie groß auch die Uebelstände sein oder man sie darstellen möge, unter denen sie noch leiden, und welche wir selbst so oft beklagt haben, so ist doch so viel gewiß, daß sie bei einem Looswechsel mit den Sklaven des Alterthums oder mit den Negern der Kolonien Alles zu verlieren hätten.

Trotzdem können wir auch noch durch Beispiele, die aus unserer Zeit entlehnt sind, den weiter oben angegebenen Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft beweisen. Es gibt Nationen, bei denen sich auf den ersten Blick dieser Unterschied in so auffallender Weise zeigt, daß es fast unnütz ist, ihn zu bezeichnen. Welche Nation ist als Staat betrachtet größer, mächtiger, reicher, glücklicher, als England? Seine stolzen Flotten durchlaufen das Mittelmeer, den atlantischen Ozean, die nördlichen

Meere, das stille Weltmeer, die Meere des Ostens; seine Flagge ist gefürchtet und geachtet in allen Theilen der Erde; seine Besitzungen sind ausgedehnter, als es jemals die der alten Beherrscherin der Welt waren; kurz weder die alten noch die modernen Nationen boten uns das Beispiel einer Macht, welche sich so lange und auf solcher Höhe hielt. Da es als Königin der Meere ungeheure Ländermassen in seiner Gewalt hat, übt es über den größten Theil der Angelegenheiten, welche in den verschiedenen Erdtheilen verhandelt werden, einen überwiegenden Einfluß aus. Aber wiewohl dieser Anblick so schön, so großartig, so beneidenswerth ist, welchen England, wenn wir es als Staat betrachten, uns darbietet, gewährt es ihn uns auch, wenn wir es als Gesellschaft ansehen? Wir brauchen uns nicht auf das zu berufen, was wir schon so oft in Betreff der Lage seiner armen Klassen gesagt haben, einer Lage, welche mit jedem Tage drückender wird, und welche ihm früher oder später, — man darf es wohl befürchten — einen gewaltigen und vielleicht tödtlichen Schlag wird versetzen müssen.

Was wir von England aussprechen, könnten wir ebenso auch, nur mit einigen Modifikationen von Frankreich sagen. Aber wir wollen diese letztere Nation lassen und unsere Blicke auf Rußland werfen. Welches Schauspiel bietet uns von diesem Standpunkte aus dieser Koloß, welcher für die Zukunft die Unabhängigkeit Europa's bedroht? Bildet die alte, kraftlose, zum großen Theil sklavische Gesellschaft nicht einen auffallenden Kontrast zu dem Reichthum, der Macht und dem Wohlstand des Staates? Und als Gegenstück der nämlichen Theorie betrachte man die spanische Gesellschaft; möchte man sie vielleicht auch so unglücklich, so schwach halten als den Staat? Es wäre dies ein sonderbarer Irrthum. Es ist der Irrthum, in welchen diejenigen verfallen, welche, um die Wirkungen von der Zunahme der Bevölkerung zu schätzen, sich darauf beschränken, ein einziges Land, ein einziges Volk zu betrachten.

Wir werden wieder auf einen so wichtigen Gegenstand zurück kommen müssen, als der von uns angefangene ist; denn wir können für jetzt die Grenzen dieses Artikels nicht überschreiten.

Ein seltsames Christenthum.

In Europa gibt es eine Philosophenschule, abgeschmackt in ihren Grundsätzen, in ihren Lehren irrig, trügerisch und verlockend in ihrer Form, welche sich zur Aufgabe gemacht hat, das Christenthum durch Vertheidigungen zu bekämpfen, durch unablässige Reformen es zu zerstören, und es durch Umwandlungen zu vernichten. Sprecht mit ihr von Jesus Christus, indem ihr ihn den Wohlthäter der Menschheit nennt, den Wiedererzeuger der Völker, den Zerstörer der alten Irrthümer, den Vertheidiger der menschlichen Würde, den Begründer einer neuen Ordnung des Glaubens und Handelns, welche auf eine erstaunliche Weise dem Universum eine ganz andere und bessere Gestalt gegeben hat; und diese sonderbare Schule wird euch mit Zeichen der Anhänglichkeit und Achtung zuhören, sie wird sogar so weit gehen, eure Begeisterung zu theilen, und wenn es nöthig ist, wird sie zur Ehre des Gottmenschen den beredten Paragraphen des Genfer Philosophen wiederholen. Sprecht mit ihr von den Wohlthaten, welche durch das Christenthum über die Menschheit verbreitet wurden, und ihr werdet sie sagen hören, daß sie unermeßlich, unbegreiflich sind, und daß die Erkenntlichkeit der Generationen, schon seit einer großen Zahl von Jahrhunderten, ein gerechter Tribut ist, den sie ihm nicht versagen können. Sie wird es euch sogar, wenn ihr es allenfalls wollt, erlauben, mit Lob von der katholischen Kirche zu sprechen, wobei sie euch jedoch auf gewisse bestimmte Epochen beschränkt; und wenn sie euch nicht mit Vergnügen anhören kann,

so wird sie euch wenigstens den Gefallen erweisen, sich tolerant zu zeigen.

Werfet einen Blick auf die künftigen Schicksale des Christenthums, auf den Einfluß, den es in der Zukunft über die Menschheit ausüben muß, und man wird euch eure Hoffnungen nicht bestreiten, ihr werdet im Gegentheil sehen, daß sie mit Lebhaftigkeit getheilt werden, und diese neuen Zeiten werden mit Freudengeschrei und Triumphgesängen begrüßt werden. Eine Zeit wird kommen, es wird kommen jene glückliche Zeit, da Brüderlichkeit und die durch den Menschensohn gepredigte Liebe unumschränkt in der Welt regieren werden; da zur Wirklichkeit wird die erhabene Idee, welche Jesus Christus auf die Erde brachte, welche die Apostel der Gesellschaft mittheilten, und die Beispiele der ersten Christen fortpflanzten, die aber seitdem unfruchtbar, hört es wohl, ja, durch den Aberglauben und Fanatismus unfruchtbar geblieben ist, welche zum Vortheil des Ehrgeizes, der Verderbniß und der Trägheit ausgebeutet wurde. Begreift ihr die ganze Tragweite dieser Worte? Wißt ihr, was diese Philosophen, welche nach ihrer Weise ebenfalls Christen sind, damit sagen wollen? Hier folgt's:

Nach dieser Schule schreitet die Menschheit immer vorwärts und geht, ohne jemals von der vorgezeichneten Richtung abzuweichen, auf eine Vervollkommnung los, die man ihr, in mysteriöse Verhängnisse verhüllt, in weiter Ferne zeigt; Verhängnisse, die Niemand kennt, außer einige privilegirte große Geister, denen es auf wunderbare Weise verstattet ist, in Augenblicken erhabener Begeisterung im Voraus Zeugen des Schauspieles zu sein, das die Menschheit darbieten soll, wann das glückliche Zeitalter gekommen ist, wo es der Vorsehung gefällt, diese Erde des Schmerzes und Mißgeschickes in ein entzückendes Paradies umzuzaubern. Ihr seht es vielleicht noch nicht ein, welcher Antheil bei diesem seltsamen Symbol dem Christenthum zukommen kann; ihr errathet besonders die Stelle nicht, welche ihm in dieser geheimnißvollen Zukunft aufbewahrt ist, welche uns das Räthsel der Menschheit lösen wird? Höret und ihr werdet es lernen.

Das Menschengeschlecht, welches auf unbekannten Wegen seiner Bestimmung entgegen geht, hat gleichsam eine Grundlage zur Civilisation, welche die Generationen, die in das Leben eintreten, getreulich einander mittheilen. Diese Civilisation, dieses kostbare Kleinod, schließt eine Idee in sich, die es belebt und beseelt, wie die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen, das unbegrenzte Vorwärtsschreiten, das dunkle Vorgefühl seiner Bestimmung. Wenn ihr diese weissagenden und der alten Orakel würdigen Worte nicht recht versteht, so begnügt euch, sie gehört, den Philosophen gesehen zu haben, welcher der alten Sibylle gleicht, die mit ungeordneten Haaren, feurigen Augen, die Hand nach dem Dunkel des furchtbaren Heiligthumes ausgestreckt, mit zitternder Stimme schrie: Der Gott, seht, der Gott, Deus, ecce Deus.

Vor der Ankunft Jesu Christi war das Menschengeschlecht mit dem Erforschen einer großen Idee, eines erhabenen Gedankens beschäftigt, der die ganze Vergangenheit einschloß und umfaßte, die Gegenwart erklärte und verbesserte, die Zukunft bestimmte und fixirte. Sonderbare Sache! Seltsames Zusammentreffen! Moses und Homer, Salomon und Sokrates, alle sind in gleicher Weise mit dem Problem der Menschheit beschäftigt; es gährt in ihrem Hirne wie ein noch gestaltloser Embryo; er hatte den Lebenskeim, aber es fehlte ihm die nöthige Entwickelung, weil der Zustand der Welt es noch nicht zuließ. Die Begriffe waren damals so roh, die Sitten so rauh und wild, die Völker lebten in einer solchen Absonderung, die soziale Organisation war so unvollständig, die öffentliche Gewalt so willkürlich, die häusliche in ihren Befugnissen so wenig eingeschränkt, kurz die wahre Civilisation war so wenig gekannt, daß die erhabene Idee, wäre sie damals in die Welt gekommen, von Niemanden verstanden worden wäre; sie wäre von Allen verachtet und mit Füßen getreten worden, wie die kostbaren Steine, welche vor die unreinen Thiere geworfen werden.

Trotz ihrer Irrthümer, trotz ihrer Abschweifungen, trotz ihrer Abgeschmacktheiten, und was noch beklagenswerther ist, trotz ihrer

schändlichen, jedem Begriff von Moral widerstreitenden Lehren, arbeitete die alte Philosophie nichts destoweniger daran, wenn man der neuen Schule Glauben schenken darf, die großen Interessen der Menschheit zu schützen, die Rechte des Menschen zu rächen, indem sie so die glückliche Zeit vorbereitete, wo die bisher in der Finsterniß verborgene, nur von einer kleinen Anzahl Eingeweihter gekannte, dem Volke nur in das Dunkel eines unlösbaren Räthsels gehüllte Wahrheit endlich an das Tageslicht treten, sich mit ihrem wahren Namen nennen und triumphirend über die ganze Oberfläche der Erde schreiten könnte.

Um dieses große Werk zu vollenden, bedurfte es eines ausserordentlichen Mannes, der die Idee mit ebenso viel Kraft als Tiefe erfaßte, der ihr den wahren Ausdruck gab, der sich selbst gleichsam als seine lebende Personifikation aufstellte, und der, bevor er in's Grab stieg, sie in einen mysteriösen Schleier zu hüllen wußte, der so beschaffen ist, daß er zugleich ihre hellstrahlende Schönheit durchschimmern läßt, sie aber auch gegen unreine Hände schützt. Seht, das ist der Inhalt des Räthsels, das Geheimniß dieser verderblichen Schule. Nach ihr ist die Religion nichts anders als die Philosophie, Jesus Christus nur ein Mensch, und die Glaubenslehren, welche er gegeben hat, sind nur verschiedene Formen, in welche sich die Wahrheit verhüllt, bis der vollendete Fortschritt der Menschheit erlauben wird, sie frei zu betrachten, wie das Auge des Adlers die Sonne ansieht.

Sobald sich im Schooße des Christenthums eine Autorität erhebt, macht diese Autorität, wiewohl sie ganz bestimmt und klar durch den Stifter des Christenthums selbst eingesetzt ist, die größte der Usurpationen; und die Ketzereien, welche unter verschiedenen Namen und in entgegengesetzten Richtungen sich gegen die Rechte der Kirche auflehnen, sind nach ihr eine Protestation der Vernunft gegen den Glauben, der Philosophie gegen die Religion, des Rechtes gegen das Unrecht, der Freiheit gegen die Gewaltherrschaft. Als nach fünfzehn Jahrhunderten ein abtrünniger Mönch im Herzen Deutschlands mit einem von den skandalösesten Gotteslästerungen besudelten Munde seine Stimme erhebt, sich Apostel

des Herrn nennt, der von ihm gesandt sei, um die Nationen zu bekehren, die Hure Babylon zu vertilgen, eine Autorität zu stürzen, welche seit fünfzehnhundert Jahren besteht, da nennt die neue Schule diesen Abtrünnigen, diesen Verführer, trotz seiner schändlichen Ausschweifungen einen großen Mann. Sein wahnsinniger Zorn ist nur der edle Ton eines gerechten großherzigen und heiligen Unwillens; seine Bemühungen, die zeitliche und geistliche Macht des römischen Oberpriesters von Grund aus zu vernichten, entsprechen dem brennendsten Verlangen, welches sich überall in ganz Europa regt: die Abläugnung aller Glaubenslehren, die Untergrabung jeder Disciplin, die durch seine Worte und sein Beispiel eingeführte Lockerung der Sitten, dieser verderbliche über alle religiösen, sozialen und politischen Fragen in Europa angeregte Schwindel, alles dieses ist der Gegenstand der nachdrücklichsten Lobeserhebungen; alles Dieses wird für eine unermeßliche, der Menschheit erwiesene Wohlthat angesehen.

Was liegt an den Glaubenssätzen, an der Disciplin, an der Hierarchie? Es waren das entstellte Formen, in welchen die alte, ursprüngliche Idee verhüllt war; diese Formen hatten vielleicht zu einer andern Zeit ihren Nutzen, aber in diesem Zeitabschnitt war es nöthig, sie mit kühner Hand zu zerbrechen, damit der Fanatismus und die Ignoranz unter ihren Trümmern verschüttet bliebe. Zwei Jahrhunderte gehen unterdessen vorüber, die aufgestellten Grundsätze entwickeln sich, man treibt die verderblichen Folgen auf's Aeußerste, die Gottlosigkeit wird als Dogma aufgestellt, sie wirft die Maske ab, womit sie bisher ihre Stirne bedeckt hatte, sie läugnet offen die Göttlichkeit der christlichen Religion, erklärt ihre erhabensten Lehren für abgeschmackt, zieht ihre Gebräuche und Ceremonien in's Lächerliche, und macht die Heiligkeit des Priesterthums zum Gegenstand der Verachtung und des Gespöttes. Aber alles Dieses bringt die hochtrabenden Deduktionen der neuen Schule in keine Verlegenheit; die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren Irrthümern, ihren Verleumdungen, ihrem Vergessen der Geschichte, ihrem Haß gegen die Vergangenheit, ihrem kalten Spott für die Gegenwart; diese Philosophie, in den

Strömen des Blutes gebadet, welches sie auf allen Punkten Europa's vergießen ließ, und deren Hände noch von demjenigen triefen, welches sie unter dem Dolche und auf dem Schaffot vergießt; diese Philosophie, welche sich dafür ausgab, daß sie die Leiden des Menschengeschlechtes vermittelt, so lange sie in ihrer dunkeln Werkstätte eingeschlossen war, und welche eine blutdürstende Medea wurde, sobald sie den Gipfel der Macht ersteigen konnte; selbst diese Philosophie ist nichts destoweniger eine unermeßliche Wohlthat für den Menschen und die Gesellschaft. Sie zerbrach die Fessel, welche den menschlichen Geist gefangen hielt, sie zerstörte die Schlagbäume, die zwischen den Klassen der Gesellschaft errichtet waren, indem sie die Usurpation der einen und die Sklaverei der andern begünstigten, die Schlagbäume, welche dazu dienten, in den Händen einer kleinen Anzahl die Frucht der Arbeit Aller zum Monopol zu machen, den Schweiß und das Elend der Schwachen zum Vortheil der Starken ausbeuten zu lassen. Die auffallendsten Verirrungen, die größten Ausschweifungen, die schrecklichsten Verbrechen, Alles wird erklärt, Alles wird mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit in Anbetracht des Vortheils und der Größe der Resultate entschuldigt. Wenn die Philosophen des 18. Jahrhunderts nicht allein die Wahrheit, sondern sogar die Wohlthaten des Christenthums verkannten, wenn sie in Abrede stellten, daß es der Gesellschaft, der Familie, dem Individuum irgend einen Vortheil gebracht habe, wenn sie es auf die abscheulichste Weise verleumdeten, wenn sie es mit einer empörenden Unverschämtheit zum Gegenstand des Gespöttes machten, so ist das für die philosophisch christliche Schule kein Grund, sie nicht als ihre rechtmäßigen Vorgänger gelten zu lassen, ihnen keine offene Anerkennung zu zollen, ihnen endlich nicht jene Verehrung, jene Achtung und jene Erkenntlichkeit zu bezeugen, welche gute Söhne stets gegen ihre Eltern beweisen müssen.

In raschen Zügen haben wir das Bild dieser traurigen Schule entworfen, dieser Schule, welche darauf besteht, sich den Schein des Christenthums zu geben, obgleich sie stolz ist, Erbe aller Ketzereien, aller antireligiösen Philosophien zu sein, mit denen das

Christenthum seit achtzehn Jahrhunderten gekämpft hat. Wollt ihr sie gründlich kennen lernen, ein sicheres Zeichen ihrer eigentlichen Absichten haben, das Ziel aller ihrer Bestrebungen entdecken? Diese nämliche Schule, welche Alles entschuldigt, Alles duldet, zeigt sich nur in einem Punkt, nämlich in Betreff der katholischen Kirche intolerant. Dieser Kirche gönnt man weder Friede noch Waffenstillstand; wenn man sich herabläßt zu erkennen, daß sie trotz ihres Aberglaubens, ihrer Verderbtheit und ihres Fanatismus in früheren Zeiten, besonders in den barbarischen Jahrhunderten manches Gute gestiftet hat; wenn es sich um die neuern Zeiten, um die Gegenwart handelt, wann von der Zukunft die Rede ist, so sprecht nicht mehr von dem Christenthume, nicht mehr von der Kirche, wenigstens nicht im Sinne der wahren Christen; diese Namen haben eine andere Bedeutung erhalten, sie drücken Nichts aus, sie bezeichnen Nichts, oder wenn sie Etwas bezeichnen, so ist es gegen die Civilisation und die Interessen der Menschheit. Das Christenthum, das einzige Christenthum, welches zu Etwas dienen kann, um das goldene Zeitalter herbeizuführen, auf welches das Menschengeschlecht losgeht, ist das unbestimmte, unangreifbare, schwankende und dunstige Christenthum, sowie es uns sowohl die protestantische Prüfung als auch die philosophische Analyse gemacht hat; es ist jene unerklärbare Religion, welche keine Dogmen, das heißt, keine Glaubenssätze hat, welche keine äußere Formen, das heißt, keinen Kultus zuläßt; welche keine Diener nöthig hat, um durch Wort und Beispiel sie zu lehren, da sie jede Lehre verwirft und keine Uebung vorschreibt.

Unter dieser unverdauten Masse von Worten, unter diesem dichten Gewebe von Abgeschmacktheiten und Ungereimtheiten verbirgt sich die tiefste Heuchelei: die Gottvergessenheit, der Indifferentismus, im Geheimen durch einen egoistischen Instinkt getrieben, hüllen sich in diesen Trugschleier, um ihre natürliche Häßlichkeit zu verbergen und dadurch die unvorsichtigen Nationen zu verführen; der christliche Glauben lebt noch in dem Herzen der Völker Europa's und aller derer, welche an dem Glanz unserer Civilisation Theil nahmen. Selbst die Völker, welche in das Schisma und

in die Ketzerei hinein gezogen wurden, wiewohl seitdem in ein Chaos von Irrthümern, von Zweifeln und Ungewißheiten gefallen, bewahren noch im Grunde der Seele den christlichen Sinn. Sie haben die Wahrheit, deren Fahne sie einst verließen, noch nicht ganz verloren; sie durchlaufen mit einem fieberhaften Eifer die göttlichen Seiten des großen Buches, welches sie noch in der Hand haben, das aber ihren durch die Binde des Irrthums geschlossenen Augen nur ein unvollständiges Licht gibt. Alles Dies weiß auch die Schule, welche wir bekämpfen, recht gut; denn sie sagte zu sich selbst: „Wir wollen mit dem Christenthum nicht von vorn kämpfen, im Gegentheil uns als seine eifrigen Vertheidiger zeigen; die schreckliche Erfahrung, welche die Philosophie des letzten Jahrhunderts machte, müssen wir zu benützen wissen; da sich ihre antichristliche Wuth auf eine unbesonnene und übereilte Weise kund gab, zog sie bald nach einigen Augenblicken des Ruhmes und des Triumphes, und zieht noch mit jedem Tag den allgemeinen Fluch auf sich; wir wollen sagen, daß im Innern des Christenthums die Wahrheit liege, aber wir wollen einen scharfen Unterschied machen zwischen ihr und der Form, in welche sie gekleidet ist; wir wollen ebenso viel Ehrfurcht für die eine, als Verachtung gegen die andere zeigen; laßt uns ohne Unterlaß die Nothwendigkeit anbefehlen, diese Form nach den Zeiten und Umständen zu verändern, und nicht aufhören, von Symbolen, Sinnbildern, Räthseln, Umwandlungen zu sprechen; bei jeder Gelegenheit wollen wir auf die Geheimnisse der Zukunft hinweisen; wenn wir so die alten Zeiten mit der Gegenwart und den künftigen Jahrhunderten in ein unentwirrbares Labyrinth vermengen und vermischen, werden wir die Völker nach unserer Weise lehren; und wenn sie glauben werden, dieses neue Christenthum zu haben, welches, dem Phönix gleich, aus seiner Asche wieder geboren werden muß auf dem Scheiterhaufen, den wir mit unsern Händen errichtet haben, dann werden sie hinlänglich vorbereitet sein, ohne Umschweife und Umwege unsere eigene Lehre anzunehmen, welche in dem unbedingten Ablassen von jeder Art des Glaubens, in einem vollständigen Skeptizismus über den Ursprung und die Be-

stimmung des Menschen, in der Pflege der materiellen Interessen, in der Vergötterung des Vergnügens, in der unbestrittenen Herrschaft des Grundsatzes des Eigennutzes, kurz in der Vernichtung jeder Religion und jeder Moral besteht."

Es bedurfte keines großen Scharfsinnes, um zu entdecken, was unter dem so durchsichtigen Schleier verborgen war; und die Heuchelei, einmal ihrer Maske beraubt, hört gerade deßhalb auf, für die wahrhaft geraden und aufrichtigen Seelen gefährlich zu sein. Es genügt, die neue Schule kennen zu lernen, um ihre Irrthümer und ihre Unredlichkeit klar einzusehen, auf daß sie vor dem Richterstuhle einer gesunden Philosophie gerade durch ihr Auftreten verurtheilt werden muß. Diese Beobachtung allein würde uns der Mühe überheben, sie zu bekämpfen; wir thun es aber nichts destoweniger, indem wir ihre zwei Grundideen auf ihren wahren Werth zurückführen. Die erste ist die allmälige Umgestaltung, welche das Christenthum durchgemacht hätte; und die zweite ist die Nothwendigkeit, das Christenthum auszurotten, wegen seiner vermeintlichen Unfähigkeit, die Bedürfnisse der gegenwärtigen und der künftigen Generationen zu befriedigen.

Damit Etwas sich umgestalte, ist zuerst nöthig, daß es vorhanden ist; indem die Aristoteliker die substantiellen Formen zuließen, setzten sie immer eine erste Materie voraus, welche jene annahm und sie verlor, und an welcher so die stattgefundenen Veränderungen vor sich gingen. Wenn es also in dem Christenthum Etwas gibt, welches Jahrhunderte hindurch währt, und das sich dennoch umgestaltet, das heißt, die Form verändert, so werden wir diesen vermeintlichen Philosophen einige Fragen stellen mit der Aufforderung, uns eine kategorische Antwort zu geben. Worin besteht das, was so unveränderlich ist, und eine solche Veränderung in den Formen erleidet? Was versteht ihr unter diesen Formen? Sich selbst konsequent und ihren Grundsätzen treu, welche im vollkommenen Widerspruch mit den Dogmen des Evangeliums stehen, werden sie uns sagen, daß diese Dogmen selbst nichts Anderes sind, als reine Formen, daß sie es heute sind, wie sie es stets waren, und daß die kirchlichen Traditionen

nur die Verpflanzung der räthselhaften Sinnbilder ist, unter welchen die Wahrheit verborgen ist. Demnach werden sie gestehen müssen, daß die Christen aller Zeiten, welche diese Dogmen nicht als räthselhafte Formen, sondern als den positiven Ausdruck des Wirklichen betrachteten, entweder betrogen oder Betrüger waren. Im ersten Falle kannten die Christen niemals das Christenthum; im zweiten waren sie eine Schaar elender Aufschneider, denen ihr auf ehrlose Weise Lob spendet, das sie nicht verdient haben. Man lese alle alten und neuern Schriften, welche den Zweck haben, den Glauben der Christen auszulegen, man schlage in den Geschichtsbüchern dieser nämlichen Zeiten nach, denen man den ausschließlichen Besitz der Wahrheit einzuräumen so sehr sich affektirt; mit jedem Schritte wird man in schlagender Weise erkennen, daß die Männer, welche über die christlichen Dogmen sprechen und schreiben, daß die Generationen, welche sie bekennen, daß die Helden, welche für ihre Vertheidigung sterben, kurz daß alle diese Dogmen gerade für den Ausdruck der Wahrheit galten, daß alle die Abläugnung und den Zweifel als eine schreckliche Sünde ansehen, daß alle schaudern, wenn sie sagen hören, daß nur Dinge, welche umgestaltet und verändert werden können, der Gegenstand ihres Glaubens wären.

Was sind sonst die Dogmen einer Religion, wenn nicht der Gegenstand ihrer Lehren? Wer sie als falsch ansieht, der bezüchtigt die lehrende Autorität der Unwahrheit, und deßhalb verdient sie so wenig den Namen Religion, daß man ihr sogar nicht einmal ganz leicht den Namen einer Schule geben könnte. Eine Schule stützt sich doch wenigstens auf Vernunftschlüsse und erdichtet keine Offenbarungen; sie gibt sich für eine Tochter der Vernunft, nicht aber des Himmels aus; wenn sie irrt, täuscht sie sich, aber sie täuscht nicht; während eine falsche Religion ein Gewebe von Irrthümern und Betrügereien, eine Beleidigung gegen Gott und zugleich gegen die Menschen ist, weil sie diese täuscht, indem sie den Namen jenes mißbraucht und entheiligt. Vergeblich würde man zur Entschuldigung dieses Betruges sagen, daß es nur eine Allegorie sei, und daß man bei einer Allegorie auf den Sinn

und nicht auf die Worte sehen muß. Was ist denn auch eine Allegorie, die Niemand versteht, die Niemand ahnt, wo Jeder die offene und deutliche Wirklichkeit der Dinge sieht? Kann man Allegorie nennen, was weder von den Unkundigen noch von den Gelehrten als solche angesehen wird, weder von denen, welche unterrichtet werden, noch von denen, welche unterrichten?

Wenn sie sich mit weniger wichtigen Gegenständen befaßte, wenn der Irrthum der Lehrer und Schüler nur schwache Verhältnisse erreichte, und ohne Folgen für das Leben wäre, dann möchte es vielleicht weniger abgeschmackt sein, die Hypothese zuzugeben, welche wir zurückweisen; aber es handelt sich um Nichts weniger, als um Gott selbst, und seine erhabenen Geheimnisse, welche nach dem Grade der vorhandenen Anlagen dem menschlichen Geiste die Natur Gottes, die göttlichen Personen und ihr Verhältniß zu einander zeigen. Es handelt sich um Nichts weniger, als um den Menschen, seine Natur, seinen Ursprung, seine Bestimmung und seine Beziehungen zu Gott, um die Mittel, welche ihm gegeben wurden, um zum Ziele zu gelangen; es handelt sich darum, zu wissen, ob es eine erste Sünde gab, ob das ganze Menschengeschlecht daran Antheil hat, ob wir wirklich die Strafe einer ersten Sünde tragen, ob wir aus dem Zustand, in welchem uns Gott erschaffen hat, herausgefallen sind oder nicht, ob die Erlösung eine Wahrheit ist, ob der Sohn Gottes wirklich für uns auf die Erde herabkam, um uns von unsern Makeln zu reinigen, mit dem Preis seines Blutes uns wieder zu erkaufen, und uns die Pforten des Himmels zu öffnen; es handelt sich darum, zu wissen, ob es von Gott angeordnete Mittel gibt, um uns der Frucht der Erlösung theilhaftig zu machen; kurz, die Dogmen enthalten das, was sich der Mensch als das Größte und Wichtigste denken kann, was ihn am Nächsten angeht, was mit seinem Loos, mit seiner Bestimmung auf's Innigste verbunden ist, was man wissen muß, um gerade dadurch zu erfahren, was wir sind, woher wir kommen, wohin wir gehen. Wenn es in allem Diesem Allegorien geben kann, wenn dies Alles, was auf den Glauben in Betreff so wesentlicher Punkte Bezug hat, als Sinnbild

und Symbol bezeichnet werden kann, wenn wir denken müssen, daß es da nur erhabene Dichtungen gäbe, die bestimmt seien, uns eine menschliche Wahrheit anzuzeigen, welche die Welt bis auf den heutigen Tag nicht erkannt hat, und welche nur gewisse Philosophen durchscheinen sehen; dann sage man aber ohne Umschweif heraus, daß in dem Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten ein beträchtlicher Theil der Menschheit das Spiel eines groben Irrthums gewesen und noch ist; man überhebe sich ebenso der Mühe, gleißnerisches Lob dem Christenthum zu spenden, das unter dieser Voraussetzung, nur eine Menge von närrischen, gegenstandslosen Hirngespinnsten, von Nichts sagenden Worten, von unauflöslichen und unfruchtbaren, ja für das Menschengeschlecht und die Wahrheit ganz unfruchtbaren Räthseln ist. Füget doch zum Irrthum nicht auch noch die Schmeichelei, zur Lüge die Verschmitztheit und die Verlockung. Wenn ihr nicht an das Christenthum glaubt, wenn ihr darauf verharrt, es zu bekämpfen, die durch die Schule Voltaire's begonnene Zerstörungsarbeit planmäßig fortzusetzen, so sagt doch wenigstens nicht, daß ihr die Absicht habt, das zu beweisen, was ihr auf die perfideste Art läugnet, daß ihr gesonnen seid, das zu vervollkommnen, was ihr im Grunde zerstören wollt. Wenn ihr Schüler bekommt, so werden sie dann wenigstens wissen, woran sie sich halten sollen; und sobald sie sich euren Lehren ergeben, kann es ihnen nicht unklar sein, daß sie ihren Glauben verloren haben.

„Die christliche Moral, sagen ferner diese Philosophen, ist das Einzige, was in der Religion wahr ist; diese reine, heilige und erhabene Moral ist das Einzige, was man von ihren Trümmern retten muß; der Menschheit soll man keinen Vorwurf darüber machen, daß sie in frommen Irrthümern gelebt, weil sie mit diesen Irrthümern diesen unschätzbaren Schatz erhalten konnte. Diese Moral paßt für jeden Glauben, für alle soziale Organisationen, für alle politischen Formen; sie ist großartig, aufgeklärt, tolerant, weit wie die Welt, und würdig sie zu beherrschen, würdig in der Familie und Gesellschaft zu regieren, würdig bei der Lösung der großen Probleme der Gegenwart den Vorsitz zu führen,

und an der Spitze der künftigen Geschlechter zu marschiren, um sie ihrer Bestimmung entgegenzuführen, welche die Vorsehung ihnen vorbehält."

Mit jedem Augenblick hört man diese Lobsprüche, welche gerade von den erklärtesten Feinden des Christenthums der christlichen Moral gespendet werden. Aber sind diese Lobsprüche aufrichtig gemeint? kommen sie aus der Tiefe des Herzens? kann man sie nicht mit Recht als einen Kunstgriff ansehen, der nur bezwecken soll, das Schlachtopfer, welches man treffen will, durch das Geräusch der Lobsprüche einzuschläfern? Ist es wahr, daß euer Enthusiasmus für die Moral des Evangeliums so weit geht, als ihr es zu verstehen gebet? Wenn dem so ist, wie kommt es, daß eure Lehren so wenig mit dieser Moral im Einklang stehen? Ihr vergöttlicht die Materie, und das Evangelium tritt sie mit Füßen; unablässig preist ihr das Vergnügen, und das Evangelium predigt Verläugnung und Buße; ihr findet für alle Verirrungen eine Entschuldigung, und das Evangelium befiehlt sie mit einem unerschütterlichen Muth zu unterdrücken; ihr erhebt das Gefühl des Stolzes, und das Evangelium schreibt Demuth vor; ihr stellt als Grundlage eurer Moral die Selbstliebe auf, den Egoismus unter allen Formen, den Grundsatz des Eigennutzes, und das Evangelium lehrt die Entsagung, das Losreißen von den materiellen Interessen, die Liebe zu Gott und dem Nächsten, sich selbst für das Wohl der anderen zum Opfer zu bringen; ihr macht die erhabene Lehre, welche uns das Leben der Engel leben läßt, lächerlich, zieht sie in Zweifel, oder haltet sie wenigstens für übertriebene Strenge, und das Evangelium empfiehlt sie als die vor den Augen des Herrn willkommenste Opfergabe, als den reinsten Weihrauch, welcher aus der Tiefe unserer Seele zum Throne des Ewigen aufsteigen kann.

Was gibt es also Gemeinschaftliches zwischen eurer Moral und der des Evangeliums? Die Moral des Evangeliums bildete Einsiedler, und die eurige Sibariten; jene verbesserte die Sitten der heidnischen Welt, und die eurige verdirbt die Sitten der gegenwärtigen; jene verdrängte den Egoismus, um an seiner Stelle den

Thron der christlichen Nächstenliebe aufzurichten, und die eure, wiewohl sie eine unfruchtbare Brüderlichkeit proklamirt, erzeugt unter den Menschen eine schreckliche Spaltung, nährt in den Herzen die beklagenswerthen Triebe des persönlichen Interesses; die Moral des Evangeliums organisirte die Familie, heiligte die Ehe, und die eure bringt Störung in den häuslichen Herd, zerreißt oder lockert das eheliche Band. Ueberall, wo die Moral des Evangeliums Eingang gefunden, sah man eine wunderbare Veränderung eintreten; diejenigen, welche sie angenommen hatten, entsagten dem Laster; überall wo eure Philosophie Eingang fand, verschlimmerten sich die Sitten auf eine beweinenswerthe Weise, und die Verderbniß nahm in dem Maaß zu, als eure Lehren sich mehr verbreiteten.

Oeffnet die Augen, betrachtet euer Werk; wir wollen euch keinen obskuren Ort bezeichnen, wo ihr zur Entschuldigung anführen könntet, daß das Licht der philosophischen Fackel nicht in seiner ganzen Fülle eindringen konnte; wir wollen euch nicht zu einem rohen Volke versetzen, von dem ihr sagen könntet, daß die Plumpheit den Sinn eurer Lehren nicht verstehen konnte: werfet eure Blicke auf eine wohlhabende, volkreiche und blühende Stadt, den Sitz der Künste und Wissenschaften, den Stolz einer großen Nation, die Hauptstadt der civilisirten Welt. Seit einem Jahrhundert ungefähr herrscht unumschränkt dort eure Philosophie, dort lebten und starben, dort leben noch eure größten Männer, dort hallt täglich eure hochtrabende Beredsamkeit, dort fanden eure Ideen mehr Sympathie, als an irgend einem andern Orte der Welt; dort machtet ihr auch den Versuch mit euren Theorien, und suchtet ihr durch die Gewalt der Waffen zu gewinnen, was ihr nicht durch Ueberzeugung erlangen konntet; dort kam die Guillotine eurer Logik zu Hilfe, und der Donner der Kanonen verdoppelte den der Journale; dort feiertet ihr einen vollständigen Triumph; ich kann euch also ohne Zweifel fragen: Was machtet ihr aus dieser Gesellschaft? Was aus diesem großen Volke? Wollt ihr, daß wir den Schleier lüften, welcher die Schmach eurer Werke bedeckt? Nein, wir wollen es nicht thun. Es wird genügen,

an eine Thatsache zu erinnern, die ihr nicht bestreiten könnt, eine allgemein bekannte Thatsache, welche auf das Schlagendste gegen den Einfluß eurer Lehren Zeugniß gibt: Zu Paris gibt es unter der ganzen Summe von Geburten ein Drittel unehelicher.

Geht nun hin und prediget die Vortrefflichkeit eurer Moral, sagt, wenn's euch beliebt, daß sie mit der des Evangeliums im Einklang steht. Glaubt ihr vielleicht gar, daß Morallehren sich in polizeilichen Anschlagzetteln abfassen lassen? Glaubt ihr, daß keine bessere Ueberwachung über die Sitten ausgeübt werden könnte, als durch die Correctionsgerichte? Wollt ihr euch glauben machen, daß die Civilisation sich irgendwie von Amtswegen dekretiren lasse; daß die Vollkommenheit der Gesetze mit dem Vorwärtsschreiten der Künste gleichen Schritt geht, daß der gute Sinn und die Geradheit des Urtheils das Nämliche ist, als die Ausbildung der Wissenschaften, daß die Reinheit des Lebens in der Feinheit der Formen besteht? Glaubt ihr endlich, daß das Sittenverderbniß vernichtet wird, weil ihr es mit einem glänzenden Schleier bedecket?

Das lehrt nicht die Vernunft, das offenbart nicht die christliche Religion; die eine und die andere sagen uns klar und deutlich, daß, um das Herz des Menschen zu bessern, und ihm seine Tugenden zu bewahren, es nicht mit einigen Verordnungen schon abgethan ist, daß nicht schon einige Bücher, und mehr oder weniger wohlklingende Deklamationen hinreichen; es bedarf kräftiger, wirksamer Mittel, die bis zum Heiligthum des Gewissens eindringen, Mittel, welche unmittelbar auf den Verstand und den Willen wirken, welche das Uebergewicht der Leidenschaften vernichten, ihrem Ungestüm einen Zügel anlegen, die Binde zerreißen, womit sie unsere Augen bedecken! Um sich solcher Erfolge zu vergewissern, ist es unumgänglich nothwendig, ganz andere und stärkere Triebfedern mit in das Spiel zu bringen, als sich in der Natur finden; alle Kombinationen, welche auf das Privatinteresse losstürmen, sind unmächtig; denn sobald das Interesse als Grundsatz aufgestellt wird, werden allen Leidenschaften die Zügel nachgelassen. Die Vernunft und die Religion stimmen mit einander

gewiß darin überein, daß die vernünftige Moral nnd die Ausübung der Tugend, dem wohlverstandenen Privatinteresse durchaus nicht entgegengesetzt sind; aber sie sprechen sich zur nämlichen Zeit auch dahin aus, daß die Uebung der Tugend empfiehlt, ja in tausend Umständen das Opfer der Vergnügen des Augenblicks, des gegenwärtigen Nutzens, und manchmal sogar ein Opfer fordert, welches das ganze Leben hindurch dauert; sie verkünden, daß die Moral, um fest, gediegen, dauerhaft zu sein, und um die Probe der Leidenschaften und der menschlichen Schwäche zu bestehen, vom Himmel kommen und zu ihrer Quelle zurückkehren, daß sie folglich ihre Blicke über das Grab hinaus richten, aus der Zeit weggehen und sich bis in die Ewigkeit erstrecken, den engen Kreis der Geschöpfe überschreiten muß, um sich in die erhabene Sphäre aufzuschwingen, welche der Schöpfer bewohnt. Seht nun, ob so die in euren Büchern enthaltene Lehre ist, ob dieß die durch eure Doctrinen vorgezeichnete Richtung ist; befaßt euch mit einer gründlichen, in's Einzelne eingehenden Prüfung eurer Grundsätze, denket an ihre Folgen, studiret ihre Anwendung. Ihr redet immer nur von der Erde, oder, wenn ihr von der Bestimmung des Menschen sprecht, so schließt ihr sie nur in den Grenzen dieses Lebens ein; ihr redet ohne Unterlaß von dem Menschengeschlecht, und niemals von Gott, welcher es erschaffen hat, und welcher sein letztes Ziel sein will. Wenn ihr ein oder das andere Mal den Namen des höchsten Wesens aussprecht, wenn eure Lippen oder eure Feder das Wort Vorsehung entwischen lassen, so sieht man wohl, daß ihr einer Gottheit, welche nicht sieht, noch hört, und welche, einsam in den Tiefen der Himmel sich Nichts um die Dinge der Erde bekümmert, eine Nichtssagende Huldigung darbringt. Redet ihr ein oder das andere Mal von dieser Bestimmung des Menschen, welche sich über das Grab hinaus erstreckt, von dieser Unsterblichkeit, welche unsrer in unbekannten Regionen wartet, so geschieht es immer nur im Vorbeigehen, um euren glänzenden Paragraphen mehr Glanz zu verleihen, um eurem Worte mehr Ansehen zu verschaffen, kurz, weil ihr nur zu wohl wißt, daß das Grab, die Unsterblichkeit, die Ewigkeit eine erha-

bene Poesie in sich einschließen, und diese großen und feierlichen Gedanken Alles, was sie berühren, erhöhen und erheben.

Die antichristliche Philosophie verirrt und verliert sich in den weiten Regionen des Zweifels, macht sich an finstere Erdichtungen, die zwar von Ferne schön scheinen, aber näher betrachtet, sehr abschreckend und bitter sind. Sie macht sich von der einen los, nur um sogleich auf eine andere zu verfallen, welche sie beim ersten Anblicke verführt, um sie ebenfalls zu täuschen. Sie wechselt unablässig, und verändert sich mit jedem Augenblick, und deßhalb will sie auch, daß Alles mit ihr wechsle und sich verändere. Da sie ihre eigene Schwäche, ihre Unfähigkeit, die Wahrheit zu finden, nicht kennt, so erhebt sie sich in ihrem thörichten Hochmuth, und wirft sich zur Richterin über alle Religionen auf, zeichnet ihnen den Weg vor, den sie einzuschlagen, deutet auf die Klippen hin, die sie zu vermeiden haben, bestimmt die Grade der Kraft und des Lebens, die ihnen noch übrig sind, sagt mit einem Schulmeisterton die Zeit ihrer Dauer voraus, entscheidet in letzter Instanz, daß jene bereits gestorben, und diese im Todeskampf liegt, daß die eine der Umwandlungen bedarf, daß die andere ganz unnütz ist, und daß es nur mehr gilt, sie aus dem Wege zu schaffen, damit sie den Gang der Völker nicht aufhält. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, sagte mit tiefer Philosophie die heilige Schrift; und wir müssen hinzufügen, daß dieser unerträgliche Hochmuth und diese unbegreifliche Eitelkeit des menschlichen Geistes ebenso wenig neu sei. Schon zu andern, von uns ziemlich entfernten Zeiten, wurde das Christenthum als abgeschmackt, als verbrecherisch, als den Gesetzen des Reiches entgegen, mit der öffentlichen Ordnung, und sogar mit der Existenz der Gesellschaft unverträglich, als eine verächtliche, erniedrigende Religion, welcher nur Unglückliche und Sklaven anhingen, in gleicher Weise verurtheilt; und doch sah das Christenthum die philosophischen Schulen bei seinem Erscheinen verschwinden, wie eine leichte Wolke von den Strahlen der Sonne zertheilt vergeht; es befestigte sich, pflanzte sich fort, setzte sich auf den Thron der Cäsaren, es glänzte mit dem Labarum der Herrn der Welt, es unterwarf und civili-

sirte die Barbaren, triumphirte über die Muselmänner, und gründete das neuere Europa.

Später verkündete der nämliche Hochmuth des Menschen mit der Bibel in der Hand, den Sturz der ewigen Stadt, das Ende des Stuhles Petri mit der nämlichen Sicherheit und derselben Bestimmtheit, als Astronomen den Moment einer Finsterniß angeben; und siehe da, der Stuhl steht noch aufrecht, und gibt noch seine unsterblichen Aussprüche; er wird noch von unzähligen Völkern gehört, und stets bewährt sich das Wort des Heilandes. Im letzten Jahrhunderte endlich, als der Patriarch von Ferney in vollem Glanze seiner philosophischen Macht regierte, sagte man, daß bald die letzte Stunde des Aberglaubens und des Fanatismus schlagen werde; und wirklich, bald hatte eine schreckliche Stunde geschlagen; aber es war die Stunde der Verfolgung, eine Stunde, gleich jenen, welche die Zeit unter Nero, Dezius und Diokletian bezeichnet hat. Es war die Stunde, wo Gott seine Kirche prüfen wollte, wie das Gold in dem Schmelztiegel geläutert und geprüft wird, um sie desto schöner und glorreicher vor den Augen der Nationen hinzustellen, und ihr einen Sieg, einen Triumph mehr über ihre erbittertsten Feinde zu verleihen. Sie sollte mit einem neuen Ruhme wieder erscheinen und sich eine um so größere Liebe erwerben, je größer und tiefer die in dem Kampfe empfangenen Wunden waren.

Die Bevölkerung.

Zweiter Artikel.

Wir haben bereits gesagt, daß bei Stoffen, wie derjenige, den wir nun zum zweiten Male behandeln, die Manie, die Dinge nur im Großen zu sehen, und die Resultate nur nach einer großen Zahl von thatsächlichen Angaben zu berechnen, zur Folge hatte, daß man die Untersuchung dessen verschmähte, was in jeder Familie vorgeht. Wir haben auch bemerkt, daß dieses letztere Mittel, obgleich einfacher und vereinzelt, den Vortheil gewährt, sich für eine genaue und in's Einzelne gehende Beobachtung mehr zu eignen; es kann sogar unter den erforderlichen Modifikationen zu allgemeinen Resultaten führen. Wir haben die Ueberzeugung, daß die durch einen allzu großen wissenschaftlichen Troß hervorgebrachten Illusionen mehr als einmal den Rath der Klugheit in Vergessenheit brachten und verwarfen, jener gemeinen und gewöhnlichen Klugheit, die sehr häufig den Eingebungen des Geistes vorzuziehen sind.

Will man die Dinge sogar sorgfältig beobachten, so wird man sehen, daß die Räsonnement und die Rechnungen der Staatsökonomen fast immer auf die Anzeigen, die zu allen Zeiten durch den gemeinen Menschenverstand gegeben sind, zurückkamen. Fraget den einfachsten Menschen, ob es gut ist, daß die Bevölkerung sich vermehre, und er wird auch sogleich zur Antwort geben, daß das von den Ländern und den Umständen abhänge. Seid ihr in einem Lande, wo es weite Länderstrecken urbar zu machen und

Kapitalien anzulegen gibt? Dann wird er euch eine bejahende Antwort geben; er wird euch sagen, daß es an Händen fehlt, und daß, wenn man sie im Lande nicht finden kann, man sie sogar von Außen herbeiziehen muß, und ihr sehet, daß er euch zur Einwanderung den Rath gibt. Findet ihr euch in einem unfruchtbaren, erschöpften und von Einwohnern überfüllten Lande? ohne sich lange zu bedenken, wird er euch antworten: Wir haben nur zu viele Hände; was sollen wir mit einer neuen Bevölkerung machen, wenn schon die vorhandene nur mit Mühe und kümmerlich ihr Leben durchbringt? Geht weiter, richtet andere Fragen an ihn in Betreff des großen Problems der Bevölkerung, und ihr werdet sehen, daß er sie euch so gut beantwortet, als der gelehrteste Staatsökonom. — Wohnen viele Menschen in dieser Gegend? — Viele; sehen Sie, da hier ein unerschöpflicher Boden ist.... — Kann es nicht in jener andern ebenso großen Gegend ebenso viele Menschen geben? — Gewiß nicht; und es gibt schon nur allzu viel da; indem der Boden fast Nichts hervorbringt .... Das wird euch Alles ein ganz schlichter Bauersmann sagen, und alle Fragen über die Vor- und Nachtheile der Bevölkerungszunahme lösen; in Berücksichtigung des Elends und der Noth, welche die Folge einer übermäßigen Bevölkerung sind, stellte er als Grundsatz das Verhältniß auf, welches zwischen dieser Zunahme und den Subsistenzmitteln statt finden muß. Dieß überhebt uns der Mühe, mit einem großen Aufwand von Beweisgründen zu zeigen, wie wichtig es sei, daß die Wissenschaft, hauptsächlich bei solchen Materien, sich nicht von dem gemeinen Menschenverstand entferne, der um so mehr verdient, mit einer gewissen Ehrerbietung gehört zu werden, als er seine Ueberzeugung nicht in den trügerischen Regionen der Philosophie sich bildete, sondern auf dem Felde der Praxis, mit den Thatsachen vor den Augen, ohne Eigenliebe, mit Redlichkeit und einzig von dem Wunsche geleitet, das Richtige zu treffen; ein Wunsch, den jeder Mensch in dem, was ihn zunächst angeht, in sich trägt.

Benützen wir diese Andeutungen und versuchen wir von diesem Standpunkt aus, die Untersuchung der uns vorliegenden

Frage, ohne jedoch die Aufklärungen zu verschmähen, welche uns die wissenschaftliche Beobachtung bieten kann.

Vor Allem wollen wir uns zur Aufgabe machen, das Problem zu lösen, welches sich zuerst darbietet, dasjenige nämlich, welches darin besteht, die Vor- oder Nachtheile der Bevölkerungszunahme zu bestimmen. Um mit mehr Ordnung und Klarheit zu verfahren, wollen wir verschiedene Voraussetzungen machen. Denken wir uns in das Innere einer äußerst armen Familie, welche nur mit Mühe dazu gelangt, sich die unentbehrlichsten Subsistenzmittel zu verschaffen. Kann es ihr wohl angenehm sein, wenn sie die Anzahl ihrer Glieder vermehrt sieht? Statt jeder Antwort wollen wir sehen, was in diesem Falle nothwendiger Weise eintreten muß. Für's Erste ist es einleuchtend, daß die Zahl der Consumenten einerseits zunimmt, während andererseits die Production dieselbe bleibt, wenn sie sich nicht gar vermindert. Ein Kind verlangt mehrere Jahre hindurch eine besondere Pflege und anhaltende Sorgfalt, was einen Theil der Zeit derjenigen Personen verschlingt, welche zum Kapital beitragen konnten, und dadurch wird eine negative Größe bewirkt, und folglich statt der Familie einen materiellen Vortheil zu bringen, verursacht diese Zunahme einen wirklichen Schaden. Es ist nicht leicht, selbst nur auf eine annähernde Weise zu bestimmen, wie hoch die verlorene Zeit steigt, mit andern Worten, welche Arbeit dem Ganzen entzogen wird; aber es ist gewiß, daß dieser Verlust statt findet, und daß er sehr in Betracht gezogen werden muß.

Dazu muß man noch die Kosten der Unterhaltung und Erziehung fügen, alle nothwendigen Ausgaben, bis das Kind im Stande ist zu arbeiten, was sich viel höher belauft, als man glauben sollte. Die zarte Liebe der Eltern zu ihren Kindern gestattet ihnen nicht, die beständigen Opfer, welche sie für dieselben darbringen, zu berechnen; aber nichtsdestoweniger ist die Wirklichkeit da mit allen ihren Folgen. In den Hospizien des Königreichs der Niederlande hat man berechnet, daß sich die Kosten eines Kindes von seiner Geburt bis zu dem Alter von zwölf oder sechzehn Jahren auf 1110 Gulden belaufen konnten.

Um eine runde Zahl zu erhalten, nehmen wir die Kosten zu 1000 Gulden an; daraus folgt, daß eine Familie, welche zum Beispiel vier Kinder groß gezogen hat, ein Kapital von 4000 Gulden aufgewendet haben muß, ein Kapital, welches für eine arme Familie sehr beträchtlich ist, und welches bei dieser Klasse der Gesellschaft ein ganzes Vermögen ausmacht.

Nehmen wir nun zwei solcher Familien an, die eine mit zwei und die andere mit sechs Kindern; so ist es einleuchtend, daß für die Kinder und Eltern selbst das Loos der ersteren vortheilhafter ist, als das der zweiten, da die 4000 Gulden, welche durch die Erziehung der vier Kinder verschlungen werden, zum Vortheil der zwei erspart werden, und zugleich zum Wohlstand der Eltern beitragen.

Diese Betrachtungen, welche sich auf ebenso einfache und ebenso klare Verhältnisse gründen, zeigen deutlich, daß in dem Fall, wenn die Subsistenzmittel äußerst beschränkt sind, die Zunahme der Bevölkerung, anstatt irgend einen Vortheil zu bieten, wirklich ein Nachtheil ist, welcher den zwei folgenden Generationen zugefügt wird.

Vielleicht wird man dagegen einwenden, daß, wenn diese Zunahme für eine Zeit eine wirkliche Last ist, später die Verluste durch reichlichere Hilfsmittel aufgewogen werden, zu denen das Kind beiträgt, sobald es arbeitsfähig ist; denn alsdann verdient es nicht allein, was es selbst braucht, sondern bringt auch wieder zum gemeinschaftlichen Kapital, was auf seine Erziehung verwendet wurde.

Man darf nicht außer Acht lassen, daß, sobald ein Kind zu dem Alter gelangt, seinen Lebensunterhalt verdienen zu können, es auch viel größere Bedürfnisse fühlt, als vor dieser Zeit, und daß seine Bedürfnisse Alles verschlingen, was von dem Ertrag seiner Arbeit, nachdem man die unumgänglichen Ausgaben gemacht hat, noch übrig bleiben kann. Ohne uns auf große Rechnungen einzulassen, brauchen wir nur einen Blick auf das zu werfen, was um uns herum vorgeht, um uns die Gewißheit zu verschaffen, wie illusorisch diese Ausgleichung ist. Wollt ihr wissen,

was an allem Diesem wirklich ist? dann verlaßt euch nicht auf das Zeugniß der Staatsökonomen, sondern auf das der Familienväter.

Will man übrigens nichtsdestoweniger, daß diese Frage auf dem Wege der Berechnung gelöst werde, so weisen wir es nicht zurück, sie in dieser Hinsicht noch einmal in Betracht zu ziehen. Und damit man uns nicht der Uebertreibung beschuldigen kann, werden wir zur Basis unserer Berechnung die Voraussetzungen annehmen, welche uns am Wenigsten günstig sind. Theilen wir das Alter eines Kindes von zwölf Jahren in drei Perioden, jedesmal von vier Jahren. Nehmen wir nun an, daß während der ersten Periode die jährlichen Kosten sich nicht höher als zweihundert Realen belaufen, was auf den Tag kaum ein wenig mehr als einen halben Real ausmacht. Niemand wird sagen, daß diese Ziffer allzu hoch gegriffen sei, da es im Gegentheil gewiß ist, daß, wenn man die Nahrung, die Kleidung, die Kosten für Krankheiten, den Verlust der Zeit und folglich der Arbeit, in Anschlag bringt, die angenommene Größe nicht genügend ist, wenn man sogar nur die in den ärmlichsten Familien der Kindheit gewidmete Sorgfalt annimmt. Unter dieser Voraussetzung kostet das Kind bis zum Alter von vier Jahren achthundert Reale.

Nun aber ist es klar, daß in den folgenden vier Jahren die Kosten sich beträchtlich vermehren werden, und wenn es nicht so leicht ist, die Ziffer anzugeben, zu welcher sie aufsteigen, noch auch das Verhältniß, welches die Vermehrung befolgt, weil dieß Alles von tausend verschiedenen Umständen abhängt, so glauben wir jedenfalls nicht zu übertreiben, wenn wir vierhundert Reale annehmen, was auf den Tag etwas mehr als einen Real ausmacht.

Die von dem vierten bis zum achten Lebensjahr gemachten Ausgaben belaufen sich in diesem Falle auf sechzehnhundert Reale.

Aus analogen Gründen können wir annehmen, daß das Kind von seinem achten bis zwölften Jahre zu seiner Unterhaltung und seinen andern Bedürfnissen ein wenig mehr als einen und einen halben Real täglich kostet, was im Jahre sechshundert Reale und folglich für die vier letzten Jahre zweitausendvierhundert Reale ausmacht.

Zählen wir nun diese Zahlen alle zusammen, so sehen wir, daß die durch ein Kind von seiner Geburt bis zum Alter von zwölf Jahren verursachten Kosten auf viertausendachthundert Reale sich belaufen.

Gewiß wird Niemand daran denken, eine solche Berechnung der Uebertreibung bezüchtigen zu wollen; es ist mehr als wahrscheinlich sogar, daß sie im Gegentheil weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, wenn man selbst die dürftigsten Hilfsmittel und die ärmste Familie voraussetzt; es ist noch zu bemerken, daß diese Berechnung der Kostenziffer nicht gleich kommt, welche in den Hospizien gefunden wurde, die wir weiter oben angeführt haben. Wie dem nun auch sein mag, wir haben uns nicht gerade einer mathematischen Genauigkeit zu befleißen, weil die Beweise, die wir auf diese Ziffer zu gründen haben, nicht von dem Mehr oder Weniger Bestimmtheit abhängen, welche sich in der Voraussetzung finden kann, wiewohl wir überzeugt sind, daß sie, im Allgemeinen genommen, eher zu wenig als zu viel sagt.

Ein Kind kostet also bis zum Ende seines zwölften Jahres viertausendachthundert Reale; von zwölf bis sechzehn Jahren verdient es, wenn es ein Handwerk lernt, während seiner Lehrzeit höchstens seine Nahrung; und wir nehmen dieß als Basis an, weil es in unserm Lande meistens die Regel ist. Das Kind verdient alsdann weder seine Kleidung, noch was für den Fall einer Krankheit nöthig ist, noch mehrere andere gleich unentbehrliche Dinge; was, auch noch so einfach berechnet, ganz gewiß die Summe von zweihundert Realen erreichen wird. Wir haben also einen Kostenaufwand von fünftausend Realen, welchen ein Kind bis zu seinem zurückgelegten sechzehnten Lebensjahre verursacht.

Wenn man sogar die günstigsten Umstände voraussetzt, so kann ein Sohn in diesem Alter nur noch einen geringen Ueberschuß für den Tag haben, und man kann behaupten, daß während der folgenden zwei oder drei Jahre, der mögliche Profit nur sehr unbedeutend sein wird, wenn man namentlich auf das Quantum und selbst auf die Beschaffenheit der Nahrungsmittel Rücksicht nimmt, welche dieses Alter verlangt, wie auf die Nothwendigkeit, die anderen Unterhaltungskosten zu vermehren.

Bis dahin haben wir also kein Vergütungsmittel, und wir sehen nicht ein, wie diese Schuld von fünftausend Realen abgezahlt werden kann.

Wenn es nicht an Arbeit fehlt, wenn der Lohn regelmäßig bezahlt wird, dann ist es in gewissen Gegenden möglich, daß der um den täglichen Lohn Arbeitende einen Theil der Frucht seines Fleißes erspart; aber bald kommt das Alter der Leidenschaften, ein gewisser Geschmack am Aufwand bemächtigt sich des Geistes; in dem Maße, als die Entbehrungen und der Zwang der ersten Jahre schwinden, treten andere Bedürfnisse ein, die Liebhabereien mehren sich; so zwar, daß im Allgemeinen genommen, es viel heißen wird, wenn der Arbeiter die Einnahmen und Ausgaben in gleichem Verhältniß erhalten kann. Das ist die Geschichte der ersten fünfundzwanzig Jahre eines jeden der armen Klasse angehörenden jungen Mannes; es ist dieß die reine Wahrheit, was die Erfahrung lehrt, und wir sind überzeugt, in diesem Punkte die Zustimmung aller verständiger Männer zu erhalten. Die arme Klasse selbst könnte viel besser als jede andere Autorität die Richtigkeit dieser Berechnungen bestätigen, indem sie ihre traurige Erfahrung vor unsere Augen stellt.

Aus allem diesem geht hervor, daß, wenn eine Person unter solchen Verhältnissen zum Alter von fünfundzwanzig Jahren gelangt und sich zu verheirathen gedenkt, seine Existenz in der Familie oder in der Gemeinde einen Ausfall von fünftausend Realen verursacht, den er wahrscheinlich niemals decken wird, schon wegen der Kosten, die ihm die Bedürfnisse des neuen Standes auferlegen.

Daraus folgt ferner, daß, wenn es einem Lande an Hilfsquellen fehlt, die Zunahme der Bevölkerung nur das allgemeine Elend vermehren kann. Nehmen wir nun an, daß die Geburten die Zahl der Sterbfälle um ein Bedeutendes übersteigt; dann wird nach dem Verlauf einer gewissen Anzahl von Jahren in den öffentlichen Wohlstand eine Bresche gemacht, welche sich dadurch berechnen läßt, daß man fünftausend Reale mit der Anzahl der Individuen multiplizirt, welche in diesem Zeitraum zu ihrer Volljährigkeit gelangt sind. Es wäre unnütz zu behaupten, daß

die Arbeit dieser Individuen den verursachten Verlust wieder ersetzen wird; denn die neuen Heirathen und die daraus entsprungenen Kinder werden die Frucht dieser Arbeit aufzehren, und allmälig das Mißverhältniß hervorbringen, welches wir schon bezeichnet haben, und welches aus dem Dasein der nicht produzirenden Konsumenten hervorgeht.

Bei diesem Gegenstand verfällt man oft in einen großen Irrthum, indem man mit allzu viel Leichtigkeit annimmt, daß zur Gewinnung neuer Hilfsquellen, es schon genügt, Hände zu haben, während im Gegentheil fast immer der Fall eintritt, daß zwar Hände in großer Anzahl da sind, daß es aber an den Kapitalien oder andern Bedingungen fehlt, die zur Produktion oder zur Vermehrung des Reichthumes nothwendig sind. Werfen wir einen Blick auf das, wie es der Allgemeinheit der armen Familien geht, und wir werden uns von dieser Wahrheit überzeugen. Jeden Augenblick sehen wir, daß es in der Agrikultur wie in der Industrie Familien gibt, in welchen drei bis vier Glieder es nur mit großer Mühe dahin bringen, sich die unerläßlichsten Subsistenzmittel zu verschaffen. Fehlt es vielleicht an Händen? Gewiß nicht; es fehlt an der günstigen Gelegenheit, sie vortheilhaft zu beschäftigen, an dem nöthigen Kapital, um ihre Arbeit ergiebig zu machen, an den Mitteln, die Produkte mit Nutzen abzusetzen. Das ist im Kleinen, wie es in der Gesellschaft im Großen zugeht. Der Mensch ist verurtheilt, sein Brod im Schweiße seines Angesichtes zu essen, und um das Maß des Mißgeschickes voll zu machen, begegnet es ihm sehr häufig, daß er genöthigt ist, es einem Boden abzutrotzen, welcher ihm anstatt nur Weizen, Stauden und Dornen hervorbringt.

Die Zunahme der Bevölkerung in einem Lande, wo es an den Subsistenzmitteln fehlt, hat ebenso schmerzliche Folgen, als wie wir sie bei der Familie eben gesehen haben; was sogar statt findet, ohne daß gewisse Bedingungen eintreten, welche das öffentliche Unglück vermehren können, indem sie zur Vernichtung der Hilfsmittel beitragen. Die vorangehende Berechnung gründet sich auf die Annahme, daß die Neugebornen das reife Alter erreichen,

daß die Gesellschaft dadurch wenigstens, in Ermangelung von etwas Anderem Hände gewinnt, welche sie später verwenden kann, wenn sich eine günstige Gelegenheit darbietet. Aber zum Unglück tritt dieser Fall nicht so oft ein, als man glauben möchte; denn das Elend vermehrt natürlich die Zahl der Krankheiten, und diese Krankheiten, da man ihnen nicht die gehörige Sorgfalt zuwenden kann, vermehren die Sterblichkeit unter den Kindern, und damit sind die Kosten für ihre Erziehung ganz verloren. Nimmt man nun in solchem Fall überhaupt an, daß das Leben der Kinder bis zu dem Zeitpunkt sich verlängert, wo sie sich durch ihre Arbeit nützlich machen könnten, so sehen wir deutlich, daß die Zunahme der Bevölkerung ein wirkliches Unglück ist, weil sie nur eine Vermehrung der Kosten verursacht, und um so mehr, je länger der nicht produzirende Consument gelebt hat.

Diese Wahrheiten wird man noch um so leichter einsehen, wenn wir sie nach dem von uns eingeschlagenen Gang, auf eine einzige Familie anwenden. Es ist klar, daß das materielle Wohlsein, welches für sie aus einer großen Anzahl von Kindern entspringen kann, darin besteht, daß die Kinder zum reifen Alter gelangen; denn wenn sie vor dieser Zeit sterben, so hat sie keine Hoffnung auf die Ersetzung der Kosten, welche sie auf ihre Erziehung verwendete. Daraus folgt, daß, wenn in einem Land die Bevölkerung nur durch die Vermehrung der Zahl der Kinder zunimmt, und nicht der Zahl der Erwachsenen, in Folge der häufigen Sterbfälle, womit das junge Alter heimgesucht wird, eine solche Zunahme, anstatt ein Vortheil zu sein, nur ein wirkliches Unglück ist. Die wachsende Zahl der Menschen gleicht das durch ihre Erziehung verursachte Defizit aus, indem sie entweder Hände für die Arbeit liefert, oder die anderen öffentlichen Dienste ergänzt und rekrutirt, welche, ohne eine eigentliche Arbeit zu sein, doch zu den nämlichen Resultaten beitragen; denn die Vergütung findet statt, entweder durch die directe Vermehrung der gemeinsamen Hilfsquellen, oder durch die Ersetzung derer, welche daran arbeiten; während bei der Annahme, daß ein großer Theil der Neugebornen in dem zarten Alter erliegt, die ganze Zunahme,

welche die Statistik einer Bevölkerung nachweist, weniger ein Zeichen der Stärke und des Reichthums ist, als der Ausdruck eines neuen Bedürfnisses, welches keine mögliche Befriedigung mit sich bringt.

Deßhalb ist es unerläßlich, nicht allein die Zahl der Individuen, sondern auch die verschiedenen Klassen, welche die Bevölkerung ausmachen, in Betracht zu ziehen; ohne dieß wären wir sonst in Betreff der allgemeinen Resultate in der nämlichen Unwissenheit, als derjenige, welcher zwar weiß, daß eine Familie aus sechs Personen besteht, dem es aber nicht bekannt ist, ob diese Personen arbeitsfähig, oder ob es nur Kinder und Greise sind.

Man glaube nur ja nicht, daß die verschiedenen Alter stets in dem nämlichen Verhältniß stehen, so zwar, daß, wenn man die Zahl der Individuen einer Klasse kennt, man darnach selbst nur approximativ die Zahl derjenigen aus einer andern berechnen könnte. Da es so viele Ursachen gibt, welche die Bedingungen des Lebens modifiziren, und welche auf das Verhältniß der Todesfälle und der Geburten Einfluß haben können, so weiß man, daß es in dieser Beziehung kein bestimmtes Gesetz gibt, und daß die verschiedenen Länder sehr auffallende Verschiedenheiten darbieten. Die von den Staatsökonomen gesammelten Zahlen bestätigten hierin die Muthmaßungen des Verstandes. Es wäre zu wünschen, daß die verschiedenen Lebensalter auf den vielen Sprossen einer großen Leiter vertheilt wären, und daß man mit einiger Wahrscheinlichkeit die Verhältnisse feststellen könnte, die nothwendiger Weise unter ihnen statt finden müssen; aber da eine solche Arbeit, wenn sie nur einige Garantien der Genauigkeit bieten wollte, viele Zeit in Anspruch nehmen würde, so müssen wir uns mit dem Material begnügen, das wir gerade haben.

Man hat vergleichende Register zwischen den Individuen von fünf Jahren und solchen, die nicht zu diesem Alter gelangten, angefertigt und kann daraus die ungeheure Verschiedenheit sehen, welche diese Zusammenstellung in den verschiedenen Ländern zeigt.

	Individuen von weniger als fünf Jahr.	Individuen von mehr als fünf Jahr.
Großbritannien (1821)	4,241	57,585
Irland (1821)	4,108	58,955
England (1821)	3,891	61,058
England und Wales (1813 bis 1830)	3,908	60,922
Frankreich (von 1789)	3,121	6,879
Belgien (1829)	3,332	6,668
Schweden (1820)	3,211	6,782
Vereinigte Staaten (1830) . . .	4,498	55,002

Sucht man nun die Verhältnißzahl zwischen den Individuen der zwei Klassen in diesen Ländern, und drückt es in Dezimalen aus, so erhalten wir die folgenden Zahlen:

Großbritannien (1821)	1,36
Irland (1821)	1,43
England (1821)	1,57
England und Wales (1813 bis 1830)	1,56
Frankreich (vor 1789)	2,20
Belgien (1829)	2,00
Schweden (1820)	2,11
Vereinigte Staaten (1830)	1,22

Aus dieser Uebersicht folgt, daß zu den angeführten Zeiten in Frankreich, Belgien und Schweden die Zahl der Individuen, welche das Alter von fünf Jahren überschritten hatten, am Beträchtlichsten war; und daß Großbritannien und die Vereinigten Staaten die unterste Stelle einnehmen. Frankreich zählte 1789 fünfundzwanzig Millionen Einwohner, jetzt mehr als vierunddreißig. Nichtsdestoweniger wäre es ein Irrthum, wollte man glauben, daß die Stärke seiner Bevölkerung von jetzt zu der von 1789 sich wie vierunddreißig zu fünfundzwanzig verhalte; ehe man diesen Schluß zöge, müßte man wissen, in welchem Verhältnisse die Erwachsenen und die Kinder sich befinden. Da es nun aber wahrscheinlich ist, daß die Differenz zu Gunsten von neunundachtzig ausfiele, so würde daraus folgen, daß man Vieles von dem durch

diese Zahlen gebotenen Verhältniß nachlassen müßte, wenn man sie ohne Rücksicht auf Klassifikation betrachtet.

In allen Ländern, wo in der neueren Zeit die Bevölkerung einen so raschen Zuwachs erfuhr, muß die Zahl der Kinder und der Jünglinge verhältnißmäßig sehr beträchtlich sein; was wir zum Beispiel in England und den Vereinigten Staaten sehen, und im Gegentheil muß die Zahl der Erwachsenen verhältnißmäßig sehr beträchtlich sein bei den Nationen, wo dieser Zuwachs nicht statt fand; und das kommt bei denjenigen vor, welche sich in gleichförmigen und regelmäßigen Zuständen befinden, und die keine industrielle und soziale Revolution durchgemacht haben.

Indem wir uns dabei stets an das nämliche Beobachtungssystem halten, und die von der Staatswirthsschaftslehre gesammelten Resultate nicht außer Acht lassen, werden wir einen so wichtigen Gegenstand ein anderes Mal wieder der Untersuchung unterwerfen.

Ueber den katholischen Satz: Außer der Kirche kein Heil.

Es ist unsere Absicht, die Kraft und Bedeutung des Beweises, welchen die Ungläubigen und Zweifler uns als eine unüberwindliche Waffe entgegenhalten, einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Ohne Glauben, sagen wir im Katholizismus, gibt es kein Heil; und Niemand, der nicht der Kirche angehört, kann in's Himmelreich eingehen. Darüber stoßen nun unsere Gegner einen Schrei der Verdammung aus, indem sie uns vorwerfen, daß wir aus Gott einen grausamen Tyrannen machen, welcher die Unwissenheit wie ein Verbrechen bestraft, und welcher seine Freude daran hat, die Unschuld durch ewige Qualen zu züchtigen. Wahrlich, wenn diese Anschuldigung nicht jeder Begründung entbehrte, so bedürfte es keiner anderen, um unsere Religion zu stürzen und zu vernichten, weil Nichts geeigneter wäre, sie der Unächtheit zu überführen. Eine Religion, welche einen ungerechten und grausamen Gott anbetet, kann nicht die wahre sein. Die Gerechtigkeit und Güte sind so wesentliche Eigenschaften der Gottheit, so unzertrennlich mit der Idee, die wir uns von ihm machen, daß man sie nicht von ihm trennen kann, ohne nicht sogar die Idee von Gott zu vernichten. Selbst die Schüler des Manes, welche zwei Urwesen, ein gutes und ein böses annehmen, huldigen nach ihrer Weise dieser Wahrheit, selbst dann, wenn sie mit ihrer unverständigen Lehre dieselbe zu bekämpfen scheinen. Sie nehmen ein Wesen als Ursache alles Uebels an; aber wißt ihr warum? Weil sie nicht begreifen, daß das gute

Wesen, d. h. Gott, ein Uebel verursachen kann, von welcher Natur es auch sein mag; weil sie die alten Traditionen in Bezug auf den Fall des Engels, seinen Haß gegen alles Gute, seinen ohnmächtigen und doch erbitterten Streit gegen den Gott von unendlicher Güte und unaussprechlicher Liebe verunstalten und entstellen. Wenn also die Ungläubigen uns zu beweisen vermöchten, daß wir einen ungerechten und grausamen Gott anbeten, so hätten sie uns damit überführt, daß wir keinen Gott haben. Die katholische Religion wäre unächt, weil sie abgeschmackt wäre, und wie die andern Religionen, welche erdichteten Gottheiten huldigen, wäre sie unmöglich, weil sie atheistisch sein würde.

Wir wollen nun sehen, worauf die so schreckliche gegen uns gerichtete Anklage beruht, und deßhalb sie in jedem ihrer Theile untersuchen, indem wir sie der strengsten Analyse unterwerfen.

Für's Erste sagt man uns, daß Gott die Unschuld nicht bestrafen könne, daß es viele Menschen gäbe, welche sich in der Unmöglichkeit befänden, die katholische Religion kennen zu lernen, und welche somit für diesen Mangel an Kenntniß nicht gestraft werden können. Dieser Einwurf, welcher auf den ersten Blick so bedeutend erscheint, hat indessen gar keine Geltung, weil er ganz und gar auf einer falschen Voraussetzung beruht, auf der Voraussetzung nämlich, daß die Katholiken sich zu einer Lehre bekennen, zu welcher sich zu bekennen ihnen im Gegentheil ausdrücklich verboten ist. Denn in der That glauben die Katholiken nicht allein, daß es ungerecht wäre, einen Unschuldigen zu verdammen, sondern sie nehmen sogar für gewiß an, daß die reinnegative Ungläubigkeit keine Sünde ist, d. h., daß diejenigen, welche den Glauben nicht haben, weil sie keine Kenntniß der wahren Religion besitzen, deßhalb in den Augen Gottes durchaus nicht strafbar sind. Man sieht schon, daß diese einfache Bemerkung den Vorwurf, den man uns macht, sogar an dem Fundament unterminirt. Man sagt uns, daß Gott gerecht ist, und den Unschuldigen nicht bestrafen könne, und **wir**, wir sagen, daß es eine Gotteslästerung wäre, das Gegentheil zu behaupten. Man fügt hinzu, daß derjenige, welcher sich in einer unüberwindlichen, unverschuldeten —

Unkenntniß der Religion befindet, wegen dieser Unkenntniß nicht bestraft werden könne; und wir sind so sehr davon überzeugt, daß wir denjenigen verdammen, der sich unterstände, zu behaupten, daß der negative Unglaube eine Sünde sei. Mit andern Worten, man verleumdet uns, weil man uns Irrthümer zuschreibt, zu deren Bekämpfung wir uns in die vorderste Reihe stellen.

Zum bessern Verständniß dessen, was wir sagen, muß man bei der Unkenntniß einer Wahrheit eine überwindliche und eine unüberwindliche, oder eine verschuldete und unverschuldete, unterscheiden, Bezeichnungen, die an und für sich schon leicht zu verstehen sind, deren Erklärung übrigens doch nicht unnütz sein dürfte; die überwindliche Unkenntniß ist eine solche, welche der Mensch beseitigen kann, wenn er nur die gehörigen Mittel dazu anwendet; und die unüberwindliche ist eine solche, deren Vermeidung nicht in der Macht des Menschen liegt. Wenn man die Erfüllung einer Pflicht aus überwindlicher Unwissenheit unterläßt, so entschuldigt diese die Sünde nicht; ohne dieß wäre ja Nichts leichter, als allen Verpflichtungen auszuweichen, man brauchte ja nur es absichtlich zu vermeiden, sie kennen zu lernen. Dieß ist ein auf das Naturrecht gegründeter und durch alle göttlichen und menschlichen Gesetze anerkannter Grundsatz; zu keiner Zeit, in keinem Lande, in keiner Art von Gesellschaft glaubte man, daß die freiwillige Unkenntniß einer Pflicht davon befreie, sie zu erfüllen, und daß sie den Uebertreter von der Schuld frei mache.

Dagegen aber, wenn man eine Vorschrift übertritt, die man auf eine unfreiwillige und unüberwindliche Weise nicht kennt, kann man vor den Augen Gottes nicht strafbar sein. Der Grund davon ist sehr einfach: die Sünde muß, wie der heilige Augustinus lehrt, freiwillig sein, so zwar, daß, wenn sie nicht freiwillig ist, es auch keine Sünde ist. Nun aber ist dieser Wille nicht vorhanden, läßt sich nicht einmal denken, da wo absoluter Mangel an Kenntniß ist, wo der Uebertreter nicht einmal die Gelegenheit hatte, sich die nöthige Kenntniß zu verschaffen, wo folglich weder eine Handlung noch eine Unterlassung statt findet, wobei man den ausgesprochenen oder den

stillschweigenden, noch sogar, wie die Theologen sagen, den formellen oder virtuellen Willen, ein Gesetz zu überschreiten, annehmen könnte.

Wenn wir jetzt diese Lehre auf die uns beschäftigende Frage anwenden, so werden wir sagen, daß es ganz außer allem Zweifel ist, daß ein Ungläubiger, welcher die christliche Religion nicht kennt, und deren Unkenntniß für ihn unüberwindlich ist, von Gott nicht bestraft werden wird, weil er sich nicht zu ihr bekannt habe.

Dieser einfache Satz vereitelt von vorn herein den Vorwurf, welchen uns die Ungläubigen mit einer so triumphirenden Miene machen. Nein, der Gott der Christen straft die Unschuld nicht. Wir glauben allerdings, daß unsere Religion die einzig wahre ist, daß in ihr allein sich die Heilsmittel finden; aber da zu gleicher Zeit unser Glaube uns lehrt, daß Gott unendlich gerecht ist, so sehen wir es als eine entsetzliche Gotteslästerung an, wenn man sagt, daß er den bestrafen kann, welcher nicht schuldig ist, selbst dann, wenn es sich darum handelt, daß er die wahre Religion nicht angenommen hat.

Aber, wird man uns sagen, welches Loos bewahrt ihr so vielen Unglücklichen auf, welche, da sie sich nicht zur wahren Religion bekennen, nach eurer Lehre nicht in's Himmelreich eingehen können? Das ist eine neue Seite, von der sich der Einwurf darstellt; und wir halten sie, so gestellt von so hoher Wichtigkeit, daß wir uns bemühen werden, die Antwort mit aller uns möglichen Bestimmtheit und Klarheit zu geben. Für's erste sagt uns die heilige Schrift ausdrücklich, daß den Menschen kein anderer Namen gegeben worden sei, um das Werk ihres Heiles darauf zu gründen, als der Name J e s u s C h r i s t u s. Daraus folgt, daß es nicht möglich ist, in das Himmelreich einzugehen, außer durch den Glauben an den Mittler, und daß deßwegen diejenigen, welche diesen Glauben nicht haben, auch keinen Antheil an dem himmlischen Erben haben können. Nachdem wir diese Wahrheit festgestellt haben, welche in Zweifel zu ziehen keinem Katholiken erlaubt ist, so wollen wir das näher prüfen, was in Bezug auf diejenigen geschieht, welche außer dem Schafstalle der Kirche sich

befinden. Zur größeren Klarheit werden wir sie in zwei Kategorien theilen, wovon die erste solche in sich begreift, welche nicht zum Alter des Verstandes gelangten, und deren Geist niemals den Grad der Einsicht und des Willens erreichte, welche nöthig sind, um eine schwere Sünde zu begehen, und folglich eine ewige Strafe zu verdienen; und die zweite umfaßt diejenigen, welche zu diesem Alter gelangten. Was nun die ersteren betrifft, so ist es einleuchtend, daß sie deßwegen nicht verdammt werden, weil sie den Glauben nicht gehabt haben; sie sind in dem Fall, wie die Kinder, welche ohne Taufe sterben, und welche, wenn sie auch der Freuden des Himmels nicht theilhaftig werden, doch die Leiden der Hölle nicht zu erdulden haben. Was wird der Zustand dieser Seelen in dem jenseitigen Leben sein, was das Loos dieser unendlichen Menge nach der Auferstehung des Fleisches, wo müssen sie ihre Ewigkeit zubringen? das hat uns Gott nicht geoffenbart; eine dichte Finsterniß umhüllt diese Geheimnisse, deren Kenntniß sich Gott allein vorbehalten hat; man kann also deßwegen gegen den katholischen Glauben Nichts vorbringen, da er in dieser Beziehung sich nicht ausspricht und eine kluge Zurückhaltung beobachtet. Ganz gewiß bestätigt er, daß diese Seelen des seligen Anschauens sich nicht erfreuen, das heißt, daß sie Gott nicht von Angesicht zu Angesicht schauen, daß sie das unaussprechliche Glück nicht haben werden, das göttliche Wesen durch Anschauung kennen zu lernen; aber da diese Erkenntniß, dieses Schauen vollkommen über der menschlichen Natur sind, da sie einer Ordnung der Dinge angehören, zu welcher wir uns nur durch ein freiwilliges Geschenk der unendlichen Barmherzigkeit erheben können, so folgt daraus, daß der Mensch, welcher einer so großen Wohlthat nicht theilhaftig wird, weil er sich nicht in dem Zustand befindet, welchen Gott zu ihrer Erlangung als Bedingung aufstellte, Nichts gegen die göttliche Gerechtigkeit einwenden kann. Man kann wirklich denjenigen nicht der Ungerechtigkeit zeihen, welcher das zu gewehren verweigert, wozu er in keiner Weise verpflichtet ist. Ebenso wenig kann man ihn beschuldigen, auf das Ansehen der Personen Rücksicht genommen zu haben, weil das voraussetzen

würde, daß manche auf ungerechte Weise ausgeschlossen wären, während andere ihnen ohne ein gesetzliches Recht und ohne vernünftige Gründe vorgezogen würden. Kurz, der Mensch hat kein Recht zu sagen, daß man ihn eine unverdiente Strafe bestehen lasse; denn abgesehen von der Strafe, welche das Menschengeschlecht wegen der ersten Sünde erleidet, und deren Anwendung und Folge man hier wohl sehen muß, so kann man nicht sagen, daß es eine besondere Strafe für besondere Handlungen gibt; es ist nur der Vollzug eines Gesetzes, welches der Ewige aufgestellt hat, und worüber Rechenschaft von ihm zu verlangen kein Geschöpf wagen dürfte.

Aus dem eben Gesagten folgt, daß eine unendliche Menge von Individuen, welche, ohne sich zur katholischen Religion bekannt zu haben, sterben, deßwegen nicht zu den Strafen der Hölle verdammt werden. In dieser Zahl sind nicht allein alle Kinder mit einbegriffen, welche unter den Christen ohne Taufe sterben, sondern auch alle diejenigen, welche auf der ganzen Welt vor dem Alter der Einsicht sterben.

Hier entsteht eine schwierige Frage, welche nach der Art, wie sie gelöst wird, zu den wichtigsten Betrachtungen Stoff geben kann. In mehreren Gegenden der Erde gibt es Völker, deren Geist so wenig entwickelt ist, daß selbst in dem Alter, wo er den höchsten Grad seines Glanzes und seiner Kraft erreicht, dieser reine Funke, welcher uns der Gottheit nähert, noch so schwach und so unbedeutend ist, daß man glaubte, behaupten zu können, daß diese Menschen zu einer von der unserigen ganz verschiedenen Art gehören, und daß sie gleichsam einen Uebergang zwischen dem Menschen und Thiere bilden. Diese Theorie ist falsch, aber man sieht ein, welches ihre Tragweite für den uns beschäftigenden Gegenstand ist. Im Grund kann man diese Hypothese zugeben, ohne die Erzählung von der Genesis damit aufzuheben, und folglich ohne das Gebäude der Religion an dem Fundamente zu unterminiren. Die wahre Philosophie, die Geschichte der Natur und des Menschengeschlechtes beweisen gleichmäßig das Unrichtige dieses Satzes; aber man kann die Thatsache nicht in Zweifel ziehen, worauf er sich stützt, nämlich die geringe Entwicklung des

Geistes bei diesen unglücklichen Völkern und die ungeheure Kluft zwischen unserm geistigen Zustand und dem ihrigen. Wenn die ganze Kunst mancher unter ihnen keine andere Wohnung zu bauen wußte, als aus den Zweigen der Bäume, die sie mit Gewalt herabbogen und auf dem Boden befestigten; wenn sie, um sich Nahrung zu verschaffen, nur die Früchte zu sammeln wissen, welche in ihren Gegenden von selbst hervorkommen, oder dem Nasehorn und dem Elephanten Schlingen zu legen, um ihr Fleisch an der Sonne zu trocknen, die Strauße zu verfolgen, die durch den Wind verjagten Heuschrecken zu sammeln, oder gar die von dem Meere ausgeworfenen Crokodile und Flußpferde, welches muß dann ihr geistiger und moralischer Zustand sein?

Bei uns nimmt man an, daß ein Kind auf diesen Standpunkt der Einsicht und Entwickelung gelangt ist, nur wenn man sieht, daß sich in seinen meisten Handlungen Ueberlegung offenbart, und daß selbst seine Fehler eine gewisse Besonnenheit verrathen, welche seinen Eltern wie seinen Lehrern gestattet, ihm nützliche und strenge Zurechtweisungen zu geben. Man vergleiche ein Kind von vier oder fünf Jahren, welches schon anfängt mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen, das die Anfänge der christlichen Lehre kennt, und auf die über seine Pflichten gegen Gott, gegen seine Eltern, gegen seine Vorgesetzten und Seinesgleichen, über die dem Menschen nach diesem Leben bestimmten Belohnungen und Strafen, je nachdem sein Verhalten gut oder schlecht gewesen war, an dasselbe gestellten Fragen eine geschickte Antwort gibt — man vergleiche es, sagen wir, mit einem Kinde dieser Wilden, wie wir sie eben gezeichnet haben, und man urtheile, ob man nicht sagen könnte, daß, in Anbetracht ihres Zustandes von Verdummung, die Mehrzahl unter ihnen erst sehr spät den Grad von Einsicht hat, welcher sie vor den Augen Gottes eines schweren Fehlers schuldig machen kann; und daß es folglich schwer wäre, mit irgend einer Genauigkeit die Anzahl der Personen unter ihnen anzugeben, welche wegen ihrer Ungläubigkeit verdammt werden könnten, oder gar die Zahl derer, welche absolut den vollständigen Gebrauch des Verstandes haben können, und ob nicht endlich die

Mehrheit in einem Zustand von Stumpfsinn lebt, wovon wir beiläufig ein Bild haben könnten in den verschiedenen Graden von Blödsinn, welche sogar mitten in der Civilisation die menschliche Natur heimsuchen.

Was wir von dem Mangel an Kenntniß in Bezug auf die wahre Religion sagen, kann auch für eine große Anzahl von Sünden gegen das Naturgesetz gelten; denn jener ist außer Stand, eine schwere Sünde zu begehen, der zur Ueberlegung und Zustimmung nicht die nöthigen Fähigkeiten hat.

Um uns aber an den Hauptpunkt unserer Diskussion, nämlich an die Strafe zu halten, wovon diejenigen bedroht werden können, welche sich nicht zur wahren Religion bekennen, so sieht man auf den ersten Blick die Anwendung der vorangehenden Bemerkungen. Es ist in der That schwieriger, die wahre Religion zu unterscheiden, als zu wissen, daß Stehlen, Tödten, oder andere ähnliche Handlungen Verbrechen sind, die schon durch das Gewissen verdammt werden. Daraus schließen wir, daß, da die Menschen, von denen wir oben gesprochen haben, so wenig geistig entwickelt sind, wir bei ihnen nur eine rein negative und folglich schuldfreie Ungläubigkeit annehmen dürfen. Man mache uns also nicht weiter den Vorwurf, sie trotz ihrer Unschuld zu verdammen, da wir im Gegentheil die ersten sind, zu behaupten, daß Ungläubige dieser Art deßwegen allein nicht gestraft werden können.

Wenn man uns jetzt fragt, welches muß das Loos dieser Menschen sein, so ist unsere Antwort ganz einfach. Entweder gelangten sie zum Alter der Einsicht oder nicht. Im letztern Fall sind sie den Kindern gleich, welche ohne Taufe gestorben sind, und von denen wir behaupten, daß sie nicht in das Himmelreich eingehen werden, wobei wir uns jedoch sehr wohl hüten zu sagen, daß sie allein schon wegen der Erbsünde, womit sie befleckt sind, zur Strafe der Hölle verdammt werden müssen. Sie werden allerdings eines großen Gutes, der Anschauung Gottes beraubt; aber in welchem Grade ihnen diese Beraubung peinlich sein wird, welches Leben für diese unsterblichen Seelen bestimmt ist, in welchem Zustande sie sein werden, nachdem sie sich von Neuem mit

ihrem Körper vereinigt haben? Das sind Fragen, welche das katholische Dogma nicht löst, über welche die Kirche Stillschweigen beobachtet und den Meinungen und Vermuthungen ein freies Feld offen läßt.

Wenn die Menschen den Gebrauch ihres Verstandes in dem Grade hatten, um sich vor Gott einer schweren Sünde schuldig machen zu können, sei es nun, daß sie dieselbe wirklich begangen haben oder nicht, so werden sie in dem ersten Falle und wenn sie bis zum Tode in der Unbußfertigkeit verharren, deßwegen verdammt werden, und nicht, weil sie sich nicht zur wahren Religion bekannt haben, da wir voraussetzen, daß sie dieselbe nicht kennen konnten; in dem zweiten Falle treten wir in die Kategorie der ohne Taufe gestorbenen Kinder zurück, gleichwohl mit dem Unterschied, daß die Abwesenheit des Schlechten in dem Leben eines Menschen jedenfalls auf die eine oder andere Weise die Gegenwart eines Gutes voraussetzt, weil er somit die Pflicht erfüllt haben wird, deren Unterlassung wirklich etwas Schlechtes begründen würde. Was wird Gott mit diesem Menschen machen? wir wissen es nicht bestimmt. Man kennt den berühmten Ausspruch des heiligen Thomas (von Aquin), welcher behauptet, daß Gott einen solchen Menschen nicht in der Unwissenheit lassen wird, und sollte er einen Engel schicken, um ihm die Wahrheit zu zeigen. Ist diese außerordentliche Erleuchtung, welche der große Gelehrte in der Sendung eines Engels andeutet, schon manchmal bei den Ungläubigen eingetreten? Dieses zu wissen ist keinem Sterblichen vergönnt; aber es wäre sehr unvorsichtig, wollte man sagen, daß sie niemals statt fand, oder, daß sie nur in äußerst seltenen Fällen statt finden kann. Wer sind wir, um der Allmacht Gottes und seiner unendlichen Barmherzigkeit Grenzen zu setzen? Was können wir in Betreff der Tiefe seiner Rathschlüsse wissen und in Betreff der zahllosen ihm zu Gebot stehenden Mittel, um ein Ziel zu erreichen, das unser schwacher Verstand für unerreichbar hält? Alle Theologen stimmen darin überein, daß ein Mensch, welcher aufrichtig wünscht, die Taufe zu empfangen, sich retten kann, und sich wirklich rettet, wenn er, in der Unmöglichkeit, den

Gegenstand seines brennenden Verlangens zu erhalten, Gott ein zerknirschtes und demüthiges Herz anbietet. Welches Recht haben wir demnach, der göttlichen Barmherzigkeit die Macht streitig zu machen, einer viel größeren Anzahl von Ungläubigen, als wir denken können, eine solche Wohlthat zu gewähren. Es sind dieß Geheimnisse, in Betreff welcher wir eine kluge und vernünftige Zurückhaltung beobachten müssen, um nicht auf extreme Behauptungen zu gerathen, und den Schleier in Ehren zu halten, welchen der Allerhöchste vor unsern Augen ausgebreitet hat. Wie dem nun sei, diese Geheimnisse sind ziemlich furchtbar; wir wollen den heilsamen Schrecken, welcher sie umgibt, nicht noch vermehren, sondern unsere Unwissenheit und unsere Schwäche erkennen, und mit Demuth die Absichten des Allerhöchsten verehren.

Indem wir nun auf den Einwurf, den man den Katholiken macht, zurückkommen und in wenigen Worten das, was wir bis jetzt gesagt haben, zusammenfassen, werden wir einige Lehrpunkte aufstellen, welche niemals außer Acht zu lassen, wir den Leser bitten, insofern es sich nämlich um diesen wichtigen Gegenstand handelt.

Erstens: Es ist falsch, daß das katholische Dogma, unter welchem Namen, aus welchem Grunde, unter welchem Vorwande es auch sein mag, die Verdammung eines unschuldigen Menschen ausspricht. Als eine Verleumdung weisen wir den Vorwurf zurück, der uns gemacht wird, einen ungerechten und grausamen Gott anzubeten. Die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sind Eigenschaften, die wir von der Idee eines Gottes für untrennbar erklären, Eigenschaften, welche sich in erhabener Weise in dem Geheimniß unserer Erlösung offenbaren, wo ein Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit stirbt, um uns zu retten, und durch seinen Tod der unendlichen Gerechtigkeit Genugthuung leistet.

Zweitens: Die Ungläubigen, welche keine Kenntniß der katholischen Religion hatten, werden deßwegen allein, weil sie sich nicht zu ihr bekannten, nicht verdammt werden. Wenn sie eine schwere Sünde begehen, werden sie deßhalb bestraft und nicht, weil sie einen Glauben, den sie nicht kennen konnten, nicht angenommen haben.

Drittens: Der freiwillige Unglaube ist eine sehr schwere Sünde, aber eine Sünde, welche den nämlichen Bedingungen unterliegt, wie alle anderen, und die folglich nur mit Bewußtsein, Ueberlegung und Einwilligung begangen werden kann.

Viertens: Der katholische Glaube gibt nicht mit Bestimmtheit an, wann ein Individuum die gehörige Einsicht hat, um in die Sünde der Ungläubigkeit verfallen zu können, und sagt ebenso wenig, welches die Umstände sind, in denen sich ein Individuum befinden muß, um als dieses Verbrechens schuldig bezüchtigt zu werden. Das sind Fragen der praktischen Moral, welche dem Dogma fremd und ebenso vieler Modifikationen fähig sind, als die Ursachen selbst, von denen sie abhängen.

Fünftens: Aus dem Gesagten folgt, daß das katholische Dogma, wohl überlegt, einen Lehrsatz aufstellt, welchen kein vernünftiger Mensch angreifen kann. Es verdammt die Ungläubigkeit nur, wenn dieselbe freiwillig, und folglich verschuldet ist, das heißt, es wendet auf diese seinen allgemeinen Grundsatz von der Verantwortlichkeit des Menschen in Bezug auf alle seine freien Handlungen an.

Sechstens: Wenn in der Ungläubigkeit kein Fehler ist, weil sie nicht freiwillig ist, und wenn der Ungläubige sich vor den Augen Gottes keiner schweren Sünde schuldig gemacht hat, so sagt der katholische Glaube nicht, daß dieser Ungläubige die Strafen der Hölle erleiden wird. Was wird Gott in diesem Falle thun? Die katholische Religion enthält sich, es zu sagen, indem sie gleich wohl den Muthmaßungen der Theologen ein offenes Feld läßt.

Man denke über diese Lehre nach und sehe, ob es Etwas gibt, was die Prüfung einer gesunden Vernunft zu scheuen braucht.

Die Bevölkerung.

Dritter Artikel.

Gewöhnlich sagt man, daß die Zunahme der Bevölkerung einer geometrischen Progression folge; nun hat aber ein so allgemeiner Satz keinen Sinn, weil der Werth einer Progression von ihrer Verhältnißzahl abhängt und unendlich mannigfaltig sein kann. Wenn wir eine Progression bilden, deren eines Glied 1 und die Verhältnißzahl 2 ist, so bekommen wir: 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 u. s. w.; ist aber die Verhältnißzahl 10, so erhalten wir: 1 : 10 : 100 : 1000 : 10,000 : 100,000, so zwar, daß, wiewohl das erste Glied das nämliche ist, wir schon im sechsten Glied eine ungeheure Differenz haben, nämlich 32 und 100,000. Was nun auch das Verhältniß der Progression sein mag, so können wir nicht glauben, daß man bei diesem Gegenstand etwas Festes und Bestimmtes aufstellen kann; denn die Elemente, welche bei diesem Problem zusammen kommen, sind so zahlreich, und es gibt so viele, deren Kenntniß uns entgeht, daß man alle zur Lösung nöthigen Größen nicht haben kann. Die Aus- und Einwanderung können leicht berechnet werden; kann man aber auch das Nämliche von den Subsistenzmitteln, von der Einwirkung des Klima's, von dem Einfluß der Gesetze und der Gebräuche sagen? Dies sind Größen, die schon durch ihre Natur sich in's Unendliche modifiziren; das erstere und letztere insbesondere wechseln sehr häufig in Bezug auf das nämliche Volk.

Um den wahren Stand der Subsistenzmittel und des Einflusses, den sie auf die Bevölkerung ausüben, je nachdem sie zu-

oder abnehmen, genau kennen zu lernen, ist es nothwendig zu untersuchen, welches der Reichthum des Landes, wie er vertheilt ist, und die relativen Bedürfnisse des Volkes, welches zum Gegenstand dieser Untersuchung dient. Es würde wenig nützen, den gesammten Reichthum des Landes zu kennen, wenn man nicht zugleich auch weiß, wie er vertheilt ist; es ist wirklich möglich, daß von zwei Ländern, deren Hilfsquellen sehr ungleich sind, dasjenige weniger Subsistenzmittel hätte, wo der größere Reichthum ist. Auf den ersten Blick möchte dies ein Widerspruch zu sein scheinen, während man darin eine ganz einfache Wahrheit erkennen muß. Wir wollen annehmen, daß in dem Lande A die Einkünfte größer sind als in dem Lande B; wenn sie aber in diesem letztern gleichmäßiger vertheilt sind, wenn es keine Kapitalisten gibt, die sie aufhäufen, noch Meister, welche mehr als recht und nöthig verlangen, während in dem ersteren der Schweiß der Arbeiter durch unproductive Hände ausgebeutet wird, welche ihren Gewinnst fern von diesem Lande selbst vergeuden, so ist es einleuchtend, daß die Einwohner des ersteren vielmehr im Ueberfluß sein werden, als die in dem letzteren. Nehmen wir jetzt an, daß die Einkünfte auf beiden Seiten gleich sind, so wie die Subsistenzmittel, so kann doch das Resultat in Bezug auf die Bevölkerung nach den Bedürfnissen der Einwohner noch verschieden sein. Die Völker sind, wie die Individuen, die einen begehrlicher, die andern genügsamer, und was den einen genügt, verursacht den andern noch Mißbehagen; was in einem Lande als Wohlhabenheit angesehen würde, dürfte in einem andern wohl nur das Nothwendige sein.

Selbst die Wirkung des Klima's ist nicht so regelmäßig und beständig, als man glauben sollte; es ist wirklich ausgemacht, daß nach dem Kulturzustande eines Landes, nach der Sorgfalt, welche eine Regierung auf den Gesundheitszustand verwendet, die Entwickelung der Bevölkerung sich in einer mehr oder weniger günstigen Lage befindet, und das Verhältniß der Geburten und Sterbfälle zu- oder abnimmt. Die Erfahrung zeigt uns, daß mehr als einmal die Trockenlegung eines Sumpfes wunderbare Wirkungen

auf die Gesundheit einer sogar gefährlichen und ungesunden Gegend hervorbrachte; sie lehrt uns ferner, daß gewisse Reinlichkeitsmaaßregeln, größere Vorsicht in Betreff der Beschaffenheit der Nahrungsmittel Gebrechen und Krankheiten heben, die man als die unvermeidliche Wirkung des Klima's betrachtet hatte. Den Einfluß des Klima's auf die Zunahme der Bevölkerung bestimmen wollen, ist eine Aufgabe, die einer großen Anzahl von Faktoren, die alle außerordentlich manchfaltig sind, unterliegt; denn es wird immer sehr schwierig sein zu entscheiden, bis zu welchem Punkt das Klima auf die guten oder schlechten Wirkungen, welche man empfindet, einen Einfluß ausübt. Außerdem sehen wir, daß gewisse Länder, sonst sehr bevölkert, jetzt fast verödet sind, und daß wieder andere, deren Bevölkerung früher sehr schwach war, nachher in erstaunlicher Weise sich bevölkert haben. Das Menschengeschlecht ist nicht wie das gewisser Pflanzen oder gewisser Thiere, welche nur in einem gewissen Breitegrad leben können; es pflanzt sich im Norden, wie im Süden fort, auf dem Eise des Poles, wie in der Sonnengluth des Aequators; denn Gott, welcher den Menschen zum Beherrscher der Erde machte, wollte ihm die Freiheit geben, sich niederzulassen, wo es ihm gut scheint.

Nicht weniger schwierig ist es, die Einflüße der Gesetze und Gebräuche zu beurtheilen; um sich davon zu überzeugen, genügt es, einen Blick auf die Gegenstände zu werfen, welche sie betreffen. Nicht allein die staatsökonomischen Gesetze können auf die Bevölkerung einen Einfluß ausüben, sondern auch die politischen; nicht allein in ihrem Verhältniß zu den moralischen Grundsätzen können die Gebräuche eines Landes den nämlichen Einfluß haben, sondern auch noch in andern ebenso verschiedenen als zahlreichen Gesichtspunkten.

Wenn wir jetzt zu der geometrischen Progression zurückkehren, welche man als das Gesetz aufstellen wollte, welchem die Entwickelung der Bevölkerung folgt, so zweifeln wir sehr, daß man eine solche Meinung auf solider Basis aufstellen kann. Wo sind die Gründe, worauf sie sich stützt, die Faktoren, welche sie bekräftigen?

Wir haben schon gesagt, daß die, welche von geometrischer

Progression sprechen, rein Nichts sagen, weil die Zahl dieser Progressionen, wie die Verhältnißzahlen, welche sie haben können, unbegrenzt ist, oder was das Nämliche ist, wie die der Zahlen, womit man die Zahlen der Progression multipliciren kann. Nimmt man übrigens auch ganz eine bestimmte Verhältnißzahl an, was freilich nicht so leicht ist, so sieht man doch nicht recht deutlich ein, was man unter der Zunahme in geometrischer Progression verstehen soll; denn man müßte die Anzahl der Jahre kennen, auf welche diese Progression angewendet wird; wobei das Resultat wieder sehr verschieden sein muß, je nachdem diese Zahl mehr oder weniger beträchtlich ist. Nimmt man z. B. die geometrische Progression: 1 : 2 : 4 : 8 : 16 oder jede andere, so ist es klar, daß, wenn diese Zahlen auf Perioden von zehn Jahren angewendet werden, so daß jedes Glied in diesem Zwischenraum ausgefüllt wird, das Resultat für die Bevölkerung viel günstiger sein wird, als wenn man die nämlichen Zahlen auf Perioden von zwanzig Jahren, oder noch größere Perioden anwendete. Mit Perioden von zehn Jahren wären wir am Ende eines Jahrhunderts beim zehnten Glied der Progression oder bei der Zahl 512, während mit Perioden von zwanzig Jahren wir nur erst beim fünften, oder einfach bei 16 wären.

Auch sagt man, daß die Zunahme der Bevölkerung und die Subsistenzmittel sich wie zwei Progressionen gegen einander verhalten, wovon die eine geometrisch und die andere arithmetisch sei, und die erste die Zunahme der Bevölkerung und die zweite die Subsistenzmittel bezeichne. Wenn wir dieses als wahr annehmen und für die geometrische Progression die Verhältnißzahl 2, und für die arithmetische als Differenz 1 bestimmen, so bekämen wir:

Zunahme der Bevölkerung:	1 :	2 :	4 :	8 :	16 :	32 :	64
Subsistenzmittel:	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.

Nehmen wir für beide Progressionen die Verhältnißzahl 2 an, so erhalten wir:

Zunahme der Bevölkerung:	1 :	2 :	4 :	8 :	16 :	32 :	64
Subsistenzmittel:	1.	3.	5.	7.	9.	11.	13.

Geben wir ihnen 3 als Verhältnißzahl, so ist das Resultat noch mehr verschieden:

Zunahme der Bevölkerung:	1 : 3 : 9 : 27 : 81 : 243
Subsistenzmittel:	1. 4. 7. 10. 13. 16.

Es ist nun einleuchtend, daß die Resultate in's Unendliche variiren können, je nach der Verhältnißzahl, oder je nachdem diese Verhältnißzahl für die beiden Progressionen die nämliche ist oder nicht.

Wie kann man diese Verhältnisse bestimmen? Wir glauben, daß in Betracht der geringen durch die Wissenschaft bis jetzt gemachten Fortschritte, diese eine kluge Zurückhaltung beobachten und abwarten sollte, bis sie eine größere Zahl von Erfahrungen gesammelt hat, um dieses Raisonnement auf eine wahrscheinlichere Art und mit mehr Aussicht auf Erfolg vornehmen zu können.

Bei dem Problem der Bevölkerung wollte man die Zahlen anwenden; aber es ist sehr zu fürchten, daß bei den angestellten Versuchen, die Hypothese nur allzu oft die Stelle der Wirklichkeit eingenommen hat. Jedermann weiß, daß man durch Rechnen das Resultat erlangen kann, welches man will, wenn man dem Rechner gestattet, seinen Ansatz zu machen; nur wenn man beweist, daß er mangelhaft oder willkürlich ist, fällt sogleich das Gerüst zusammen.

Herr Quetelet glaubt es gefunden zu haben, daß die Widerstandskraft oder die Summe der Hindernisse, welche der Entwickelung der Bevölkerung im Wege stehen, durch das Quadrat der Schnelligkeit ihres progressiven Ganges dargestellt wird. Es wäre wahrhaft merkwürdig, wenn das Gesetz, welches bei der Bewegung der Körper in der physischen Welt seine Anwendung findet, auch in der Bewegung der Bevölkerung vorkäme; aber zum Unglück ist die Schönheit einer Analogie noch kein Beweis für ihre Wahrheit.

Nach dem angeführten Gesetze wären in einem Lande, wo die Zunahme der Bevölkerung gleich 5 ist, die Hindernisse gegen diese Zunahme gleich 25, und in einem Lande, wo die Zunahme gleich 10 ist, würde die Widerstandskraft mit 100 bezeichnet. Daraus schloß man, daß, wenn man das Gesetz des Wachsthumes

kennt, man die Summe der Hindernisse finden kann, und umgekehrt; denn man braucht nur durch eine Zahl irgend ein Glied der Progression auszudrücken, und erhebt sie in's Quadrat; im entgegengesetzten Falle zieht man die Quadratwurzel aus. Die Schnelligkeit, womit die Bevölkerung zu wachsen strebt, ist zum Beispiel 6, so ist die Summe der Hindernisse 36, oder die Summe der Hindernisse ist 49, so wird die Schnelligkeit 7 sein. Dies ist alles recht schön, und wenn man es so geschrieben sieht, ganz einfach; nur ist's Schade, daß es in der Praxis nicht ebenso ist.

Welches nun auch die Größen und die Kombinationen sein mögen, auf welche sich eine solche Theorie gründet, Größen und Kombinationen, welche, im Vorbeigehen gesagt, nur mit großem Mißtrauen aufgenommen werden dürfen, so genügt schon ein einziger Blick, um einzusehen, daß das ausgesprochene Gesetz mit einem Hauptfehler behaftet ist, den keine Modifikation verbessern könnte. Nun aber unterscheidet man dabei zwei Größen, welche streng genommen nicht unterschieden werden können: das Streben nach Zunahme und den Widerstand. Wirklich ist das Streben keine bestimmte von jeder andern unabhängige Größe, noch kann dasselbe es sein; denn welchen günstigen oder nachtheiligen Umständen es auch unterworfen sein mag, man kann es nicht als eine bestimmte und für sich bestehende Kraft ansehen. Der sichtbarste Widerstand ist der Mangel an Subsistenzmittel, und folglich der Ueberfluß an diesen Mitteln eine günstige Bedingung. Wenn man also das Streben nach Zunahme erwägt, so kann man den Ueberfluß oder Mangel dieser Mittel nicht unbeachtet lassen, denn das sind die Faktoren, welche zur Gewinnung der dieses Streben ausdrückenden Zahl eintreten müssen.

Wenn wir annehmen, die Zunahme sei 8, welches wird das Streben zur Zunahme sein? Wenn es auch 8 ist, so brauchen wir uns keine solche Gesetze zu bilden, da das Streben der Zunahme gleich ist und man das eine weiß, sobald man das andere kennt. Man wird deßhalb sagen müssen, daß die Zunahme geringer ist als das Streben, wegen der Hindernisse, auf die es stoßen muß, und in diesem Fall bleibt es zu bestimmen übrig, welches

der Werth dieses Strebens ist. Aber da wir es nicht a priori wissen können, so muß man zu den statistischen Tabellen seine Zuflucht nehmen, das heißt, wir werden uns immer in der nämlichen Verlegenheit befinden. Aus der Zunahme suchen wir das Streben zu bestimmen, ohne zu wissen, in welchem Verhältniß das Streben und die Hindernisse zu einander stehen, um die Zunahme zu bilden.

Es ist dies eines von den Problemen, welche man unbestimmte nennt, wobei man, um eine Unbekannte zu bestimmen, genöthigt ist, für die andern einen Werth zu supponiren. So kann die Zahl 8, welche die Zunahme ausdrückt, aus einer unendlichen Reihe von Kombinationen hervorgehen. Um diese Frage nicht noch mehr zu verwickeln, und um sie für Jedermann verständlich zu machen, stützen wir uns bei der Berechnung auf positive und negative Größen, die einzig auf dem Wege der Addition und Subtraktion gewonnen werden; wiewohl dies eigentlich nicht die Art ist, nach der sie gewonnen werden, so entsteht doch kein Irrthum für den Gegenstand, den wir uns zur Aufgabe machten, und der klarer würde, wenn wir zur Multiplikation und Division greifen würden. Nehmen wir also an, das Streben sei 12 und der Widerstand 4, so erhalten wir $12-4=8$; angenommen, das Streben sei 16 und der Widerstand 8, so bekommen wir $16-8=8$; nehmen wir endlich an, das Streben wäre 30 und der Widerstand 22, so erhielten wir ebenfalls $30-22=8$. Es ist nun klar, daß nach dem nämlichen Gang, und ohne daß das Resultat ein anderes wird, man eine unendliche Anzahl von Kombinationen haben kann; daraus folgt, daß, wenn man den Werth 8 kennt und außerdem weiß, daß er aus zwei entgegengesetzten Elementen hervorkommt, wir nichts destoweniger das eine wissen können, ohne das andere bestimmt zu haben.

Noch mehr, wenn man das Streben als eine von den Hindernissen unabhängige Größe annehmen will, so kann man sie auch von den günstigen Elementen unabhängig betrachten; dann müssen alle Umstände, günstige oder ungünstige, in Rechnung gebracht werden, was die Aufgabe nur noch mehr erschweren wird.

Freilich wird man uns sagen, daß das Streben keine abstrakte Größe sei, daß sie durch die Vereinigung aller günstigen Ursachen gebildet werde; aber hierin sieht man noch deutlicher, wie sehr wir Recht haben, wenn wir sagen, daß dadurch eine große Begriffsverwirrung entsteht. Die wirklich günstigen Umstände, die sich auf einen ganz kleinen Ausdruck reduciren, werden Umstände von entgegengesetzter Natur, oder was dasselbe ist, sie verwandeln sich in wahre Hindernisse; so bilden die Subsistenzmittel, wenn sie im Ueberfluß vorhanden sind, einen günstigen Umstand; sind sie nur sehr dürftig, so werden sie das Gegentheil. Wir haben also Recht, wenn wir sagen, daß das Streben nicht ohne die Hindernisse betrachtet werden kann, weil man sie in Rechnung bringen muß, wenn es sich darum handelt, seinen Werth zu bestimmen.

In einem Falle könnte man das Streben für sich allein betrachten, wenn nämlich die Natur uns ein bestimmtes Gesetz böte, welches man als Richtschnur nehmen, und dessen man sich gleichsam als Grundlage für die Berechnung bedienen könnte. Aber ein solches Gesetz besteht nicht und kann nicht bestehen; denn die Natur selbst abstrahirt nicht von den Umständen in Betreff der sich vervielfältigenden Wesen. Nicht von dem sozialen Zustand kommt die außerordentliche Schwierigkeit des Problems der Bevölkerung; der Mensch mag in Gesellschaft leben, oder als Wilder in den Wäldern umherirren, so wird es immer sehr schwierig sein, das Gesetz zu bestimmen, nach welchem die Bevölkerung zunimmt; sagen wir besser, es wird immer ein Problem sein, bei welchem sehr viele wechselnde Größen berücksichtigt werden müssen, und deren Bestimmung von einer Menge örtlicher Verhältnisse abhängt, auf welche hin einen allgemeinen Satz aufzustellen sehr gewagt ist.

Man wende uns nicht ein, daß die Erscheinung der physischen Welt, worauf man sich berufen will, auch viele Umstände einschließt, die man in Rechnung bringen muß, wenn man einen besondern Fall behandelt, ohne daß dieses verhindern kann, den wissenschaftlichen Lehrsatz aufzustellen. Wenn man sagt, daß der

Widerstand der Materien das Quadrat der Schnelligkeit sei, womit die Körper durch jene hindurchgehen, so ist es gewiß, daß die Anwendung dieser allgemeinen Regel von der Verschiedenheit der Materien und der Schnelligkeit der Körper abhängen wird; aber es ist ebenso klar, daß die Materien und diese Schnelligkeit ganz verschiedene und unabhängige Dinge sind, welche nur dann Beziehungen zu einander haben, wenn ihre Kräfte zusammen kommen. Der durch eine Materie durchgehende Körper, welcher mit dem Widerstand kämpft, den diese Materie ihm entgegensetzt, ist von einem Punkte mit der ihm eigenthümlichen Schnelligkeit abgegangen, welche nur von dem empfangenen Impuls oder der einwirkenden Attraktion abhängt. Wenn diese Schnelligkeit mit dem Widerstand der Materie kämpft, so kämpft sie durch ihre eigene Kraft, und was sie wegen des Hindernisses verliert, besaß sie unabhängig von der Materie, durch welche sie geht. So, auf ihren einfachsten Ausdruck reducirt, ist die Schwierigkeit, die wir aufgestellt haben. In der physischen Erscheinung gibt es eine ursprüngliche, bestimmte, einem Gesetze unterworfene Kraft; in der sozialen Erscheinung besteht Nichts von allem Diesem.

Indem wir diese Einwürfe machen, folgen wir nicht einer gewissen Manie, Zweifel zu erregen, und die Ansicht der Anderen zu bekämpfen; wir sprechen unsere innerste Ueberzeugung aus mit dem Wunsche, die Wissenschaft voranschreiten zu sehen. Man muß gestehen, daß die Staatswirthschaftslehre, welche Wichtigkeit man ihr auch beilegen mag, noch nicht über ihre Kindheit hinaus ist. Als eigentlich sogenannte Wissenschaft ist sie von sehr neuer Erfindung, und es ist nicht in der Ordnung, daß dieser Zweig der menschlichen Kenntnisse ein besseres Loos haben sollte, als die anderen; lange Jahrhunderte waren nöthig, damit diese einige Schritte in der Vervollkommnung vorangingen. Man werfe nur einen Blick auf das Gebiet der Wissenschaften, und man wird in auffallender Weise diese Bemerkung bestätigt sehen; nur durch Arbeit und Schweiß macht der Mensch intellektuelle Eroberungen, und erringt er einige Fortschritte. Die Wahrheit befindet sich um ihn, aber er kann sie nur erfassen, nachdem er tausendmal

nach eitlen und nichtigen Phantomen gehascht hat. Man möchte sagen, daß die Natur sich darin gefällt, uns ihre Geheimnisse zu verbergen, sie mit hundert Schleiern zu bedecken, sie unter hundert Riegeln zu verwahren: eine gerechte Strafe des Hochmuthes, der diesem verrätherischen Worte sein Ohr lieh: Ihr werdet sein wie Götter, wissend Gutes und Böses. (I. Moses 3, 5.)

Die der Wissenschaft zugestandenen Lobsprüche haben dieselbe Wirkung, wie die, welche man dem Menschen gewährt; was übrigens sehr natürlich ist, weil eigentlich genommen, immer der Mensch sie erhält. Wenn ein Grundsatz, sobald man ihn aufstellt, sogleich als gewiß und evident angenommen wird, so gibt der ihn Aufstellende sich keine Mühe, ihn einer neuen Prüfung zu unterwerfen; und was in Wirklichkeit nur ein willkürlicher Lehrsatz ist, gilt als Axiom, worüber man nicht mehr zu sprechen braucht. Ebenso ist es mit einem Raisonnement; wenn es von vorn herein als ein unangreifbarer Beweis aufgenommen wird, so wird ganz gewiß derjenige, welcher es gemacht hat, die einzelnen Sätze desselben und die Verbindung, welche sie unter einander haben, nicht von Neuem in Untersuchung nehmen; und wenn es sein muß, so wird der plumpste Sophismus als ein unumstößlicher Beweis gelten. Diejenigen, welche erst nach einer reiflichen Ueberlegung die Grundsätze und Deduktionen der Wissenschaft zugeben, müssen nicht als ihre Feinde betrachtet werden; sie tragen im Gegentheil um so mehr zu ihren Fortschritten bei, als sie nöthigen, mit mehr Strenge auf einem festen Boden und auf dem Wege der Wahrheit voran zu schreiten.

Wenn es sich um die Lösung eines Problems handelt, ist es nicht immer gut, sich von vorn herein in lange und schwierige Berechnungen einzulassen; ein geübtes Auge bemerkt auf den ersten Blick, daß alle Berechnungen unnütz sind, weil die Aufgabe nicht genug Faktoren hat, um zur Auffindung der gesuchten unbekannten Größe oder Größen zu führen. In solchem Falle löst Niemand die Aufgabe besser, als derjenige, welcher erklärt, daß die Aufgabe nicht zu lösen ist.

Wie will man, daß wir uns mit dem zufrieden geben, was man uns in Betreff der Bevölkerung lehrt, wenn die Faktoren fehlen, wenn die, welche man hat, wenig zuverläßig sind, und außerdem zu Resultaten führen, die ganz verschieden von denen sind, die uns angekündigt wurden? Weil man sich auf die Zahlen stützt, so wollen wir es ebenfalls thun und sehen, was wir davon ableiten können.

Wenn wir den Gang der Bevölkerung in England während eines Zeitraums von 130 Jahren verfolgen, so erhalten wir folgende Tabelle:

Jahr.	Bevölkerung.
1700	5,134,516.
1710	5,066,337.
1720	5,345,351.
1730	5,687,993.
1740	5,829,705.
1750	6,039,684.
1760	6,479,730.
1770	7,227,586.
1780	7,814,827.
1790	8,540,738.
1800	9,187,176.
1810	10,407,556.
1820	11,957,565.
1830	13,840,751.

Man braucht nur einen Blick auf diese Tabelle zu werfen, um sich zu überzeugen, daß die vermeintliche arithmetische und geometrische Progression auch nicht einmal annäherungsweise vorhanden ist. In der ersten Periode von zehn Jahren nimmt die Bevölkerung ab, in der zweiten nimmt sie zu, indem sie zuerst das Verlorene ersetzt, und dann um eine ziemlich beträchtliche Zahl die übersteigt, welche sie zu Anfang der ersten Periode erreicht hatte. Während eines halben Jahrhunderts nimmt die Bevölkerung nur um ungefähr 900,000 Seelen zu, und zwar ohne eine feste Regel in ihrer Entwickelung; während in den folgenden

zwanzig Jahren die Vermehrung 1,200,000 Seelen beträgt und sie in den folgenden zehn Jahren noch reißend zunimmt, ohne daß es möglich wäre, irgend eine Regelmäßigkeit in ihrem Gange zu bemerken.

Wir wünschten, daß man uns hier eines der aufgestellten Gesetze zeige, und daß man mit der Ziffer der Vermehrung die der Hindernisse fände, welche sie zu übersteigen hatte.

Hier folgt eine andere, nicht weniger auffallende Tabelle über die Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten:

Jahr.	Bevölkerung.
1780	2,051,000
1790	3,929,326
1800	5,306,035
1810	7,239,703
1820	9,654,415
1825	10,438,000

Die Zunahme der Bevölkerung, welche uns diese Tabelle zeigt, ist wirklich staunenerregend; aber man kann die Beobachtung machen, daß das Voranschreiten ebensowenig ein bestimmtes Gesetz befolgt. In der ersten Periode wird die Bevölkerung fast verdoppelt; in der zweiten, wiewohl die Zunahme noch sehr beträchtlich ist, ist sie es doch nicht in dem Grade, wie in der vorhergehenden, und das Verhältniß mindert sich bedeutend in den folgenden. Wenn wir uns auf einige Jahre beschränken, so können wir keine feste Regel gewahren; was wäre es nun aber, wenn wir unsere Beobachtungen auf den Zeitraum von mehreren Jahrhunderten ausdehnen könnten?

Nach den Einwürfen, die wir gegen die allgemeinen Regeln und die willkürlich angenommenen Sätze erhoben haben, gibt es einen noch viel stärkern, als alle andern, und der den Wahrheit liebenden Männern, wenn nicht Entmuthigung, doch wenigstens ein großes Mißtrauen einflößen muß. Wir wünschten, daß die Schüler der staatsökonomischen Wissenschaft von diesem Gedanken überzeugt wären, um sich desto leichter in die Rolle von einfachen Nachforschern, von einfachen Handlangern der Wissenschaft zu er=

geben, die dazu bestimmt sind, das Material vorzubereiten, um damit in den künftigen Zeitaltern das Gebäude aufzuführen, wovon sie jetzt schon die Baumeister sein wollen. Die Schwierigkeit, von der wir reden, besteht darin, auch nur in annähernder Weise die nöthigen Größen zusammen zu bringen, was nichts destoweniger eine wesentliche Bedingung ist, wenn man zu einer wirklichen Wissenschaft den Grund legen will.

Zum Unglück fühlt man eine große Neigung, alle Größen, welche man erhalten kann, als genau und zuverläßig anzunehmen, ohne besondere Rücksicht auf ihren Ursprung zu nehmen; man erspart sich in solcher Weise die langwierigste und mühsamste Arbeit; dann schützt sich der Auktor durch das Gewissen der andern, manchmal auch durch sein eigenes, und geht so mit geschlossenen Augen, ohne auf dem eingeschlagenen Weg Vorwürfe oder Zweifel zu fühlen. Wer sieht nicht das Schwere einer solchen Arbeit? Eine Regierung erreicht ihren Zweck, wenn sie weiß, zu welcher Zahl die Bevölkerung sich erhebt; der Staatsökonom muß viel weiter gehen; er muß eine Menge Klassifikationen machen, welche einer Regierung durchaus nicht nöthig sind; er muß die Epochen unter einander vergleichen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, das als Regel anzunehmen, was nur eine seltene Ausnahme ist.

So müssen die Staatsökonomen, sei es in Betreff der Bevölkerung, oder in Beziehung auf die anderen Elemente der Wissenschaft, sich in die Rolle ergeben, welche ihnen durch die Macht der Umstände geboten ist. Diese Wissenschaft hat noch nicht die Weihe der Jahrhunderte, ist nicht befruchtet durch den Schweiß mehrerer Generationen ausgezeichneter Männer. Ferner hat diese Wissenschaft das Unangenehme, daß sie sich des Beistandes der Regierungen nicht entschlagen kann; und je besser die öffentliche Verwaltung organisirt ist, desto leichter sind die Zahlen und das Material zu erlangen, auf welche sich die Staatsökonomie stützen muß.

Endlich aber genügt es nicht, daß das Material nur bei zwei oder drei Nationen gesammelt wird; die Erfahrung muß sich

über eine große Zahl von Gegenden ausdehnen, und das Problem muß in allen Verhältnissen und unter allen Formen aufgefaßt werden; ohne dies kommt man in Gefahr, die Ausnahme als Regel zu nehmen. Diese Arbeit ist allerdings schwierig, mühevoll, entmuthigend; aber das ist nun einmal das Gesetz, unter welchem die Menschheit steht: auf dem Felde der Wissenschaft säet man heute und ärntet die Frucht erst nach mehreren Jahrhunderten.

Verschiedene Gedanken.

Die Wissenschaft ist eine Fackel, welche uns das Dasein der Abgründe zeigt, aber deren Grund nicht beleuchten kann.

Die Institutionen sind etwas Gutes; aber man verdreht sie; was man Kostbares daran finden kann, ist ein guter Schild.

Wir begreifen leichter durch Anschauung, als durch Raisonnement; die klare und lebendige Anschauung ist das Kennzeichen des Genies.

Die Kühnheit nehmen wir als ein Zeichen der Stärke; deßhalb flößt sie uns Furcht ein.

Es gibt Gelehrte von Profession, es gibt auch solche, welche die Natur geschaffen hat; dies findet auf Alles seine Anwendung.

Gedanken, Vorstellung, Gefühl, Empfindung, sind an und für sich und in ihren Objekten sehr verschieden, aber sie gehen so oft Hand in Hand, daß man sie leicht verwechselt.

Man spricht viel von politischem Gleichgewicht; wo aber Bewegung ist, da gibt's kein Gleichgewicht.

Es gibt viele Musikliebhaber, aber wenig Musiker; ebenso ist es in Bezug auf die Poesie.

In den schönen Künsten und in der Belletristik gilt das Natürliche viel; was aber Uebereinkunft ist, nimmt einen größeren Raum darin ein, als man glauben sollte.

Viele verwerfen den Glauben, sogar in der Religion; und doch findet man den Glauben überall, selbst in den Wissenschaften.

Man findet ziemlich viele Köpfe, welche Bücher und sogar Bibliotheken sind, aber man findet wenig Intelligenzen.

Diejenigen, welche an die Spitze ihrer Werke den Namen irgend einer berühmten Persönlichkeit setzten, kannten den Menschen gut.

Wer über den Wahnsinn staunt, welcher die Göttin Vernunft auf den Altar stellte, hat den Charakter der menschlichen Vernunft sehr wenig studirt.

Der große Haufen versteht sich auf Politik, auf Kriegskunst und andere ähnliche Dinge, ungefähr wie auf Infinitesimalrechnung; aber die Mathematik hat ihre eigene Sprache, die andern Wissenschaften bedienen sich der gewöhnlichen Sprache, und daher kommt es, daß Jedermann von diesen und sehr wenig von jener spricht.

Die Natur, welche das Gepräge der Hand des Menschen nicht an sich trägt, ist nur um so erhabener.

Denken ist ein Geheimniß, reden ein anderes Geheimniß, und der Mensch ein Abgrund.

Mir scheint es, als müßte es in dem andern Leben eine große Freude gewähren, wenn man sieht, welches der wahre Werth unseres jetzigen Wissens ist.

Es ist nicht genug, wenn man die Moral kennt, man muß sie auch lebhaft und immer fühlen; die katholische Religion beurkundet hierin, wie in Allem, ihre tiefe Weisheit.

Die Leidenschaften bringen uns oft auf Abwege, erniedrigen und verderben uns; aber oft auch leiten, begeistern und erheben sie uns.

Die Welt sagt uns: Sei stolz, wenn du willst, auf dein Verdienst, aber suche deinen Stolz wenigstens zu verbergen. Da könnte man über die christliche Demuth sehr schöne Betrachtungen anstellen.

Für den Menschen ist es ein Bedürfniß zu lieben, und der Grund und Boden der Religion ist die Liebe.

Wir sind wißbegierig und haben Durst nach Wahrheit; und der Lohn, den uns die Religion in Aussicht stellt, ist die Erkenntniß der unendlichen Wahrheit.

Die Völker in ihrer Kindheit zeigen Phantasie, die rohen Völker heftige Leidenschaften und die civilisirten, vorausgesetzt daß

sie einen regelmäßigen Gang verfolgen, Genie; die civilisirten Völker in der Revolution zeigen dieses Alles zusammen.

Das Genie ist eine Fabrik, der Gelehrte ein Magazin.

Eine gute Logik wäre eine vollständige Abhandlung über den Menschen.

In der Achtung, welche wir für das Alterthum haben, liegt etwas Geheimnißvolles.

Was man so gerne politische Leidenschaften nennt, sind sehr häufig nur gewöhnliche Leidenschaften.

Bei jeder socialen Krisis taucht ein Genie auf; Spanien ist in dem Zustand einer Krisis, aber wo ist das Genie?

Wer sich oft an politische Formen anschließt und sich für dieses oder jenes System begeistert zeigt, der ist ein Ehrgeiziger oder ein beschränkter Kopf.

„Breitgeschlagener Gedanke." Da haben wir eine richtige und schöne Floskel; mir wäre die trockene Thatsache lieber.

Es gibt eine Genialität des Verstandes wie der Einbildungskraft; sie sind aber nicht immer beisammen.

Ein Genie wird immer dem System der angeborenen Ideen huldigen.

Das Gefühl thut manchmal dem Verstand Eintrag; meistens aber geht es ihm ab.

In allen Theilen des Universums ist Schönheit, Harmonie; die Hauptsache ist, sie zu finden.

Unser Herz ist ein herrliches Instrument; man muß es aber zu stimmen und zu spielen wissen.

Die Genialität der Phantasie ist wie die Natur; sie erzeugt Schönheiten in Hülle und Fülle; die Phantasie bei den andern Menschen ist eine mehr oder minder gut zurecht gemachte Leinwand, um das Gemälde aufzunehmen.

Inhalt.

Balmes, Jaime Luciano,

Vermischte Schriften religiösen, philosophischen, politischen und literarischen Inhalts

Bd.: 1

Regensburg 1855